



Università degli Studi di Ferrara

DOTTORATO DI RICERCA IN  
„Modelli, Linguaggi e Tradizioni nella  
Cultura Occidentale“

CICLO XX

Coordinatore: Prof. Paolo Fabbri

*Die schwierige Suche nach der Wahrheit:*  
Das narrative Verfahren in Uwe Johnsons JAHRESTAGE  
und HEUTE NEUNZIG JAHR.

Dottorando  
Dott. Chilese Viviana

Tutore  
Prof. Galli Matteo

Anni 2005/2007  
Settore Scientifico Disciplinare L-LIN/13



Einige einleitende Worte	5
1.Spurenlesen	7
1.1. Im Namen der Geschichte	7
1.2. Das Archiv und der Text	12
1.3. Sammeln	16
1.4. Auswählen und Einordnen	18
1.5. Generieren	20
2.Auf Spurensuche	24
2.1. Zum natürlichen Weltbild	24
2.2. Biographische Skizze	29
2.3. Uwe Johnsons Poetik	37
3.Uwe Johnsons „Jahrestage“	46
3.1. Struktur	46
3.2. Ein langfristiger Vertrag: Der Erzählpakt	67
3.3. Das Verständnis der Geschichte	72
3.3.1. „Vorspiegelung vermittelt Tatsachen“	72
3.3.2. „Er verriet sich durch seine Auswahl.“	75
3.3.3. „Das ist der Beweis“	77
3.4. Strategien der erzählten Vergangenheit	81
3.4.1. „Vertell. Du lüchst so schön!“ sagt Marie	82
3.4.2. „Das zweite akustische Band“: Gespräche mit den Toten	88
3.4.3. „Ich darf gar nicks vertelln“: Die Toten erzählen	95
3.4.4. „Wahrheit. Wahrheit. Schietkräm.“ Die andere Geschichte	98
3.4.5. „Ein Normstück, nichts zum Erzählen“: Die nicht erzählte Vergangenheit	101
3.4.6. „Es sollte gegen das Vergessen sein“: Aufschreiben und Erzählen	107
3.5. Erzählte Gegenwart	112

3.5.1. „Wir bleiben“: Gesines Leben in der Fremde	113
3.5.2. „The New York Times“: Die Verbindung von Nachrichten und Erzählung	118
3.5.3. „All the News That's Fit to Print“: Die Welt der Tante Times	122
3.5.4. „Aus dem Büro ist schlecht erzählen“: Der Alltag in New York	134
3.5.5. „Die guten Leute sollen das Maul halten“: Johnsons Urteil	137
3.5.6. „Summiere doch das eine, wenn du das andere willst“ Die Zensur des Genossen Schriftstellers	140
Ein anderer Anhang: Heute Neunzig Jahr	144
1. Zur Einführung: eine philologische Frage	144
2. „Die Kette der Jahre...dazwischen ein meist barfüssiges Kind“	148
Literatur	156
Werke und Schriften	156
Gespräche, Reden, Aufsätze	157
Forschungsliteratur	158

Per progettare un libro – o un'evasione –  
la prima cosa è sapere cosa escludere.  
*Italo Calvino.*

## Einige einleitende Worte

Es gehört zum festen Bestand der Johnson-Forschung und fällt jedem Leser unweigerlich auf: In Uwe Johnsons Werk vermischen sich fiktionale und historisch belegte Fakten, mehr noch bildet die Geschichte den Ausgangspunkt für die erzählte Welt oder die Rahmenbedingungen, auf die sich diese stützt. So entfaltet sich die fiktive Welt von INGRID BABENDERERDE in der Zeit der SED-Hetze gegen die christliche Organisation „Junge Gemeinde“ um 1953; der Ungarn-Aufstand vom Oktober 1956 liefert den historischen Hintergrund für MUTMASSUNGEN ÜBER JAKOB; DAS DRITTE BUCH ÜBER ACHIM und ZWEI ANSICHTEN nehmen die Geschichte der deutschen Teilung zum Auslöser für die Erzählung; JAHRESTAGE vermischt die Weltrealität zwischen dem 20. August 1967 und dem 20. August 1968 und die deutsche Geschichte von den Dreißiger Jahren bis hin zur erzählten Gegenwart und das Roman-Fragment HEUTE NEUNZIG JAHR erstreckt sich von 1888 bis 1946 über zwei Weltkriege und drei Staatsformen. Die Vermischung von Fiktion und Geschichte ist so offensichtlich und wurde bereits in der Forschung derart oft behandelt, dass man sich fragen darf, wozu es nun noch eine Arbeit über dieses Thema geben soll. Eine berechtigte Frage, wenn man bedenkt, dass ein solches Verfahren zur Voraussetzung der realistischen Literatur gehört, und Uwe Johnson ist ein realistischer Schriftsteller, das steht außer Frage. Liest man aber die Bücher, die sich mit dem Werk Johnsons beschäftigen, stellt man mit Überraschung fest, dass sie sich zwar in den unterschiedlichsten Weisen mit dieser Problematik beschäftigen, sie gehen aber einer genauen Überprüfung der Mechanismen, die eine solche Vermischung trägt, nicht nach und geben auch keine Antwort auf die Frage, welche Effekte diese Vermischung hervorrufen. Der Titel dieser Dissertation – „Die schwierige Suche nach der Wahrheit“ – bekommt daher eine doppelte Bedeutung: zum einen wird es darum gehen, das poetische Verfahren Uwe Johnsons, insbesondere der letzten zwei Romane zu untersuchen, zum anderen gilt es, sich

zu fragen, welche Leistung ein solches zu erzielen vermag. Der Akzent liegt hier auf dem Wort Verfahren. Wenn es zutrifft, dass „realistisches Erzählen [...] prinzipiell metonymisch zu Werke“ geht, „das heißt, es ordnet die erzählten Ereignisse in vertraute Rahmen und motivierte Zusammenhänge ein“<sup>1</sup>, dann gilt es zu überprüfen, durch welche Mechanismen diese Einordnungen konstituiert und reguliert werden und wie dadurch ein realistischer Effekt erreicht wird. Die „Suche nach der Wahrheit“ spielt in dem Moment eine entscheidende Rolle, in dem diese „vertraute[n] Rahmen“ und „motivierte[n] Zusammenhänge“ gar nicht so vertraut und motiviert sind. Man könnte unterstellen, dies sei kein passender Titel für eine literaturwissenschaftliche Untersuchung. Berechtigte Fragen drängen sich auf: Was wird hier unter Wahrheit verstanden, und darüber hinaus: Ist es überhaupt möglich die Wahrheit zu suchen bzw. zu finden? Zu welchem Bereich gehört die Suche nach der Wahrheit? Zum Bereich der Philosophie, der Geschichte, der Literatur oder vielleicht eher zur Sphäre der Rechtswissenschaft, jener Wissenschaft des Indizienaufspürens, der Beweisvermittlung bis hin zum – wenn auch von Menschenhand gefällten, doch dem Anspruch nach – unfehlbaren Urteil? Was haben Rechtswissenschaft, Geschichtsschreibung und Literatur gemein, angenommen sie haben etwas miteinander gemein? Welchen Mehrwert vermag ein literarischer Text der aufzuarbeitenden Vergangenheit hinzuzufügen und umgekehrt welche Signifikanz mag ein historischer Kontext für die Literatur haben? Diese Fragen sind Anlass dafür, über die Beziehungen zwischen Geschichtsschreiben und Literaturschreiben, über ihre Darstellungsmodi und -verfahren, über ihre Intentionen und Ziele nachzudenken.

---

<sup>1</sup> Moritz Baßler: „Ich bin wie ihr“, in: *Literaturen* 04 (2008), S. 54–59. Zitat S. 56.

# 1. Spurenlesen

## 1.1. Im Namen der Geschichte

Notwendigerweise muss eine Untersuchung dieser Problematik mit der berühmten Gegenüberstellung von Dichtkunst und Geschichtsschreibung, wie sie Aristoteles in der *POETIK* wahrgenommen hat, beginnen<sup>2</sup>. Hier stellt er fest, dass „es nicht Aufgabe des Dichters ist, zu berichten, was geschehen ist [dies sei die Aufgabe des Geschichtsschreibers], sondern vielmehr, was geschehen könnte.“<sup>3</sup> Im Vergleich zur Geschichtsschreibung wird der Dichtung ein höherer Grad an Abstraktionsfähigkeit beigemessen: Sie spricht vom Allgemeinen, während die Geschichtsschreibung das Besondere zu untersuchen weiß. Oder mit Aristoteles' Worten berichtet die erste, was „für Dinge Menschen von bestimmter Art reden oder tun nach Angemessenheit oder Notwendigkeit“, die zweite „was Alkibiades tat oder erlebte.“<sup>4</sup> Dementsprechend ist für Aristoteles die Dichtkunst „philosophischer und bedeutender als die Geschichtsschreibung“. In einem Vortrag hat Uwe Johnson explizit auf diese Stelle in Aristoteles' Werk hingewiesen und darin das Wesen des Romans gesehen<sup>5</sup>. Doch das Interessantere an Aristoteles' Unterscheidung ist weniger seine Deutung der Dichtung, sondern vielmehr die negative Beurteilung der Geschichtsschreibung. Aus der heutigen Perspektive einer facettenreichen Geschichtsschreibung, die sich mit der biographischen Rekonstruktion einzelner Schicksale nicht begnügt, wirkt Aristoteles' Diktum, wenn nicht lächerlich, so doch zumindest unpassend.

Carlo Ginzburg hat in seinem Buch *DIE WAHRHEIT DER GESCHICHTE* unter-

---

<sup>2</sup> Aristoteles: *Poetik*, übers. und hrsg. von Manfred Fuhrmann, Zürich 1982.

<sup>3</sup> Ebd. S. 29 f.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> „Was ein Roman ist, wir wissen es doch, Aristoteles hat es uns gesagt, neuntes Kapitel über die Dichtkunst, 1451a und die folgenden Zeilen“, Uwe Johnson: *Wenn sie mich fragen...*, in: *„Ich überlege mir die Geschichte...“ Uwe Johnson im Gespräch*, hrsg. von Erberhard Fahlke, Frankfurt am Main 1988, S. 51–64, hier S. 54. Der Schlussteil des Vortrags wurde veröffentlicht unter dem Titel *Vorschläge zur Prüfung eines Romans* in dem von Eberhard Lämmert (u.a.) herausgegebenen Band *Romantheorie. Dokumentation ihrer Geschichte in Deutschland seit 1880*, Köln 1975, S. 398–403.

strichen, dass das uns geläufige Verständnis von Geschichtsschreibung nicht in der POETIK zu suchen sei, sondern vielmehr in der RHETORIK.<sup>6</sup> Der Historiker Ginzburg versteht die RHETORIK als Entgegnung an die Sophisten, die die Redekunst als reine Überzeugungskunst durch Affekte verstanden hatten, und an Platons GORGIAS, der der Rhetorik jegliches Erkenntnisvermögen abgesprochen hatte. Ausgehend von Aristoteles' selbst formulierten Prämissen – „einzig die Überzeugungsmittel gehören zur Theorie, alles andere sind Zugaben.“ (1354a)<sup>7</sup> – zielt Ginzburgs Analyse darauf ab, eine wissenschaftliche Methode herauszuarbeiten, die er bereits im Enthymem, im rhetorischen Schlussverfahren begründet sieht.

Im ersten Buch der RHETORIK hat Aristoteles drei Gattungen der Rede unterschieden, die sich jeweils auf die klassische Zeiteinteilung beziehen: die beratende Rede, die auf die Zukunft verweist, die epideiktische Rede, auch Lob- und Tadelrede genannt, die die Gegenwart betrachtet und die gerichtliche Rede, die auf die Vergangenheit Bezug nimmt. Zugleich hat Aristoteles betont, dass es Aufgabe der Rhetorik sei, nicht zu überreden, sondern zu untersuchen „was an jeder Sache Glaubwürdiges ist.“ Da etwas laut Aristoteles erst dann für glaubwürdig gehalten wird, wenn es auch als bewiesen gilt, hängt dessen Glaubwürdigkeit eng mit den verwendeten Beweismitteln eng zusammen. Diese unterteilt er in äußere Beweismittel, d.h. die nicht in der Redekunst erhaltenen wie Zeugenaussagen, Geständnisse, Urkunden und dergleichen, und in innere, d.h. die in der Redekunst selbst begründeten. Ihrerseits werden die inneren Beweismittel je nach Gattung differenziert: Das Beispiel gilt Aristoteles als inneres Beweismittel für die Beratungsrede, das Encomium für die epideiktische Rede und das Enthymem für die Gerichtsrede. Gerade im Enthymem verbirgt sich die Grundlage jeder rhetorischen Beweisführung. Aristoteles zufolge werden die Enthymeme „aus vier Arten von Vo-

---

<sup>6</sup> Carlo Ginzburg: *Die Wahrheit der Geschichte. Rhetorik und Beweis*, Berlin 2001. Es mag seltsam erscheinen, dass ein Historiker wie Ginzburg das Schreiben der Geschichte in die Nähe der Rhetorik stellt, vor allem wenn man bedenkt, wie durch diese Engführung die Geschichte auf ihren narrativen Kern reduziert und ihr der Wahrheitsanspruch aufgrund ihres rhetorischen Charakters und ihrer grundlegenden Machtdispositive abgesprochen wird. Doch Ginzburg sieht in der Beschränkung der Rhetorik auf ihren bloßen Kunstcharakter ein Missverständnis der theoretischen Voraussetzung von Aristoteles' Abhandlung.

<sup>7</sup> Aristoteles: *Rhetorik*, übersetzt von F.G. Sieveke, München 1995, S. 7. Zitiert nach Ginzburg: *Die Wahrheit der Geschichte*, a.a.O. S. 48.

raussetzungen gebildet“: „das Wahrscheinliche (eikos), das Beispiel (paradeigma), der Beweis (tekmērion) und das Indiz (sēmeion)“, jedoch nur „die auf notwendige Beweise (tekmērion) gegründeten Enthymeme ermöglichen es, zu unwiderlegbaren Schlüssen zu kommen.“<sup>8</sup> Die auf Indiz und Beispiel gegründeten Enthymeme bleiben hingegen im Bereich des Wahrscheinlichen. Die Tatsache aber, dass es sich in solchen Fällen um einen „wahrscheinlichen“ und nicht um einen „notwendigen“ Schluss handelt, bedeutet nicht, dass diese Enthymeme weniger aussagekräftig und besser widerlegbar sind. Alle Enthymeme beruhen auf konsensfähigen Aussagen, auf einem allgemein bekannten Wissen, das man nicht auszusprechen braucht. „Wenn nämlich etwas davon ein allgemein Bekanntes ist, so braucht man es gar nicht erst auszusprechen; der Zuhörer fügt es nämlich selbst hinzu.“ (1357a).<sup>9</sup> So ist es – laut Aristoteles – überflüssig zu sagen, dass Dorieus einen Kranzwettstreit gewonnen habe, wenn man behauptet, er habe einen Sieg bei den Olympischen Spielen gewonnen. Jeder weiß, welchen Preis ein Sieger bei den Olympischen Spielen bekommt. Für Ginzburg ist dies der entscheidende Wendepunkt in Aristoteles' Argumentation. Indem Aristoteles als Beispiel einen Sieger einbringt, der hundert Jahre vor der Verfassung der RHETORIK gelebt hat, weist er auf eine Form der Vergangenheitsuntersuchung, nämlich auf die antiquarische Forschung des Thukydides hin und macht im Beweis den rationalen Kern der Rhetorik aus. Dies wird Ginzburg zufolge auch durch Aristoteles' Benutzung der Worte tekmērion für Beweis und sēmeion für Indiz belegt, eine Verwendung, die auch in Thukydides' Schriften zu finden ist. Obwohl die antiquarische Forschung und das rhetorische Schlussverfahren auf unterschiedliche intellektuelle Werkzeuge zurückgreifen, geht es – so Ginzburg – in beiden Fällen darum, „das Unsichtbare ausgehend vom Sichtbaren, von der Spur“ zu erschließen.<sup>10</sup> Das Bindeglied zwischen der Geschichtsschreibung im modernen Verständnis und der Rhetorik im Sinne Aristoteles' ist also in der Bedeutung von Indizien, Spuren, Beweisen zu suchen. Ginzburg sieht hier das Fundament zu einem mikro-historischen Verfahren gelegt, das den Widerhall eines uralten Jägerwissens bewahrt und das für ihn zum

---

<sup>8</sup> Carlo Ginzburg: *Die Wahrheit der Geschichte*, a.a.O., S. 49.

<sup>9</sup> Aristoteles: *Rhetorik*, a.a.O., zitiert nach Carlo Ginzburg: *Die Wahrheit der Geschichte*, a.a.O., S. 49.

<sup>10</sup> Carlo Ginzburg: *Die Wahrheit der Geschichte*, a.a.O., S. 54.

Urszenarium der menschlichen geistigen Tätigkeit gehört. Der Mensch als Jäger lernte um seines Überlebens willen im Verlauf zahlreicher Verfolgungsjagden, hinterlassene Spuren unterschiedlicher Art wahrzunehmen, zu deuten und einzuordnen. Aus einfachen, mehr oder weniger sichtbaren Indizien rekonstruierte er Gewohnheiten, Fährten, Art und Größe von Beutetieren und lernte es, komplexe geistige Operationen zu vollbringen. Daraus resultiert ein Erkenntnissschatz, der über viele Generationen hinweg überliefert und bereichert wurde, ein Wissen, dessen Charakteristikum die Fähigkeit ist, „in scheinbar nebensächlichen empirischen Daten eine komplexe Realität aufzuspüren, die nicht direkt erfahrbar ist.“<sup>11</sup> Der Mensch mit diesem Jägerwissen vermag aus dem Beobachten von Spuren komplexe Folgen von Ereignissen zu rekonstruieren und sie als „erzählende Sequenz“ zu organisieren.<sup>12</sup>

Nicht anders verfahren nach Ginzburg die mesopotamischen Wahrsager. Ihre Indiziendeutung zielte zwar auf die Voraussagung von Zukunftsereignissen, ihr Gestus blieb aber dem eines Jägers ähnlich. Das Verfahren des Wahrnehmens, Sammelns, Auswählens, Organisierens und Deutens wirkte weiter in der hippokratischen Medizin aus der griechischen Zeit, die ihre Methode durch den entscheidenden Begriff des Symptoms definierte. Diese Medizin sah nur im Beobachten und Registrieren aller Symptome die Möglichkeit gegeben, die „Geschichte“ einer einzelnen Krankheit herauszuarbeiten. Folgt man Ginzburg in seiner Argumentation, so lebt das Indizienparadigma weiter bis hin zum modernen Verständnis der Geschichtsschreibung. Wie ein Jäger die Spuren einer Beute verfolgt und es vermag, die für ihn nicht direkt erfahrbare Realität zu eruieren, wie ein Arzt, der die Krankheitsbeschreibung benutzt, um die spezifische Krankheit des Einzelnen zu analysieren, so schöpft der Historiker sein Wissen aus Dokumenten, Indizien

---

<sup>11</sup> Carlo Ginzburg: „Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst“, in ders. *Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis*, Berlin 1983, S. 61–96, hier S. 70.

<sup>12</sup> Ginzburg vermutet, dass die Idee zur Erzählung aus der Erfahrung des Spurenlesens entstand, und diese wohl nicht belegbare Vermutung wird dadurch gestützt, dass „alle rhetorische Figuren, auf denen noch heute der Dechiffrierungscode der Jäger basiert – der Teil für das Ganze, die Wirkung für die Ursache –, auf die prosaische Achse der Metonymie zurückgeführt werden können“. Eine Ausnahme hierzu ist die Metapher. Siehe Carlo Ginzburg: „Spurensicherung“, a.a.O., S. 70.

und vergleichbaren Phänomenen. Nicht anders als ein Richter muss der Historiker sich der Fakten vergewissern, den Beweis suchen und aus dieser Grundlage die menschliche Geschichte oder eine Straftat rekonstruieren, wobei dieser Akt stillschweigend eine Reihe von natürlichen und notwendigen Zusammenhängen impliziert.<sup>13</sup> In beiden Fällen bleibt die Erkenntnis über das Geschehen „indirekt, durch Indizien vermittelt, konjunktural.“<sup>14</sup> Das soll nicht bedeuten, dass für Ginzburg das Wahrheitsprinzip zugunsten einer skeptischen Haltung und des Freilassens unendlich vieler möglicher Interpretationen entthront wird. Im Gegenteil: „Die Begriffe ‘Beweis’ und ‘Wahrheit’[sind] grundlegender Bestandteil des Historikerberufs.“<sup>15</sup>

Nimmt man den grundlegenden Gedanken eines immer unterschwellig bestehenden Jägerwissens ernst und wendet das Verfahren auf die literarische Produktion an, ohne dabei den Unterschied der Ansprüche von Literatur und Geschichte aus den Augen zu verlieren, so sind frappierende Überschneidungen zu bemerken, die noch auffälliger sind, wenn man die Aufmerksamkeit auf die Literatur der Nachkriegszeit lenkt. Der Anspruch einer realistischen Darstellung von Gegenwart und Vergangenheit stützt sich auf die mehr oder weniger realistische Rekonstruktion des Vergangenen basierend auf Zeugnissen, Beweisen, Dokumenten oder Indizien. Diese Rekonstruktion impliziert „eine Reihe von natürlichen und notwendigen Zusammenhängen“<sup>16</sup>, ein a priori gesellschaftlich postuliertes Einverständnis über den „normalen“ Ablauf eines Tages, eines Lebens usw.<sup>17</sup> Das

---

<sup>13</sup> Mit den Beziehungen zwischen Rechtswissenschaft und Geschichte hat sich Carlo Ginzburg auch in einem anderen Buch beschäftigt. Siehe Carlo Ginzburg: *Der Richter und der Historiker. Überlegungen zum Fall Sofri*, Berlin 1991.

<sup>14</sup> Carlo Ginzburg: „Spurensicherung“, a.a.O., S. 74. Zum „Wahrscheinlichkeitscharakter“ historischer Erkenntnis siehe die Schrift von Marc Bloch, *Apologie der Geschichte oder der Beruf des Historikers*, Stuttgart 1974.

<sup>15</sup> Carlo Ginzburg: *Der Richter und der Historiker*, a.a.O., S. 31.

<sup>16</sup> Carlo Ginzburg: *Die Wahrheit der Geschichte*, a.a.O., S. 56.

<sup>17</sup> Wie Karl Markus Michel unterstreicht, stellt der Alltag das Substrat des Erzählenswerten dar, den Normalzustand, „von dem sich das (erzählenswerte, erzählbare) Außergewöhnliche abhebt“. Ohne den gemeinsamen Nenner des Alltags wäre eine Identifizierung mit den Figuren der Erzählung undenkbar und das Außergewöhnliche einer Geschichte nicht als solches zu erfassen. Siehe Karl Markus Michel: „Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten“, in: *Kursbuch* 41 (1975), S. 1-40, Zitat S. 4.

Resultat wird sich, nicht anders als bei historischen Untersuchungen, im Bereich des Wahrscheinlichen und nie „im Reich der Gewissheit“<sup>18</sup> bewegen. Das Verfahren der literarischen Produktion unterscheidet sich somit im Wesentlichen nicht von dem eines Jägers, eines Richters oder eines Historikers: Immer geht es darum, Spuren unterschiedlicher Art zu sammeln, auszuwählen, einzuordnen und durch eine geistige Operation eine nicht erfahrbare Welt zu entwerfen. Dass dies für die interpretatorische Haltung des Forschers gilt, sei es ein Historiker, ein Literaturwissenschaftler oder ein Jurist, liegt auf der Hand, dass dies aber auch auf Uwe Johnsons Tätigkeit des Schreibens anwendbar ist, wird noch zu erläutern sein.

## 1.2. Das Archiv und der Text

Ein Literaturwissenschaftler arbeitet mit Texten: gedruckten oder ungedruckten, immer aber materiell präsent. „Der Text [...] ist die primäre Gegebenheit [...] allen Denkens in den Humanwissenschaften [...]. Wo kein Text ist, da ist auch nichts, worüber zu forschen oder zu denken wäre.“<sup>19</sup> Gedruckte Texte finden sich in Bibliotheken, Buchläden, manchmal auf dem Dachboden. Ungedruckte Texte, wenn sie nicht zerstört worden oder verloren gegangen sind, findet man in Archiven. Spricht man von Archiv, impliziert das zunächst ein Bild von dunklen Räumen, gesammelten Dokumenten oder Objekten. Das Archiv wird hier in seiner Materialität und zunächst als ein Ort des Aufbewahrens verstanden, an dem im Idealfall *alles* über ein Thema, einen Autor, eine Epoche gesammelt wird. Jeder, der sich schon einmal in einem Archiv aufgehalten hat, weiß allerdings, dass der Gedanke der Vollständigkeit tückisch ist: Ein Archiv als Sammlung ist per se das Resultat einer mehr oder weniger stark intendierten Selektion, sei es aus Platzmangel oder Verfügbarkeit, sei es, weil der „Sammler“ bereits eine Auswahl getroffen hat. Selbst dem größten Archiv der Welt, dem World Wide Web, untersteht trotz sei-

---

<sup>18</sup> Carlo Ginzburg: *Die Wahrheit der Geschichte*, a.a.O., S. 55.

<sup>19</sup> „The text [...] ist the primary given of all [...] thought in the human sciences [...]. Where there is no text, there is no object of study, and no object of thought either.“ Michail M. Bachtin: „The Problem of the Text in Linguistics, Philosophy, and Human Sciences. An Experiment in Philosophical Analysis“, in ders.: *Speech Genres and Other Late Essays*, Austin, Texas 1986, S. 103-131, S. 103. Zitiert nach Moritz Baßler: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*, Tübingen 2005, S. 73.

ner nicht direkt anfassbaren Materialität durch Suchmaschinen ein Archivierungssystem, in dem durch ein Relevanzparadigma Unwesentliches unauffindbar wird. An der Schwelle zwischen Sammeln und Selektieren entsteht das materiell erfasste Verständnis von Archiven.

Entgegen dieser konkreten Auffassung hat Michel Foucault in ARCHÄOLOGIE DES WISSENS unter Archiv „das Gesetz dessen, was gesagt werden kann, das System, das das Erscheinen der Aussagen als einzelner Ereignisse beherrscht.“<sup>20</sup> verstanden. Und demzufolge sieht er in ihm „nicht die Summe von Texten, die eine Kultur als Dokumente ihrer eigenen Vergangenheit oder als Zeugnis ihrer beibehaltenen Identität bewahrt hat.“<sup>21</sup> Moritz Baßler, Vertreter des New Historicism in Deutschland, hat hervorgehoben, wie hier ein Archivbegriff propagiert wird, der die Materialität des Archivs zugunsten einer ortlosen und trägerlosen Möglichkeitsbedingung ablehnt und in dem ein historisches und mediales a priori mitgedacht wird.<sup>22</sup> An sich ein faszinierender Gedanke, dennoch stellt sich die Frage, ob sich ein Archiv ohne materielle Träger denken lässt.<sup>23</sup> Materialien oder Informationen müssen irgendwo aufbewahrt und auf irgendeine Weise abrufbar sein,

---

<sup>20</sup> Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt am Main 1990, S. 186f.

<sup>21</sup> Ebd. Vgl. Moritz Baßler: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv*, a.a.O., S. 177 und ders. *Was nicht ins Archiv kommt. Zur Analysierbarkeit kultureller Selektion*, Beitrag auf dem 6. Göttinger Workshop zur Literaturtheorie, 13.01.2006, [http://www.simonewinko.de/bassler\\_text.htm](http://www.simonewinko.de/bassler_text.htm), abgerufen am 14.12.2008.

<sup>22</sup> Moritz Baßler: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv*, a.a.O., S. 177. Baßler stützt sich auf die Argumentation von Boris Groys, der Foucaults Archivbegriff wie folgt kritisiert: „Das Archiv wird also [...] als System der Zeichen definiert, die zwar alle materiell sind, trotzdem auf einen verborgenen Träger eingeschrieben sind, die nirgendwo aufbewahrt, unzerstörbar und immer abrufbar ist. Ein solcher Träger ist aber nur denkbar oder imaginierbar, auf keinen Fall materiell erstellbar. Es entsteht also bei Foucault ein Widerspruch zwischen Materialität der Zeichen und unzerstörbarer Idealität ihrer Träger – oder ihres Archivs.“ In Boris Groys: *Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie* [1992], München 2000, S. 179. Zitiert nach Moritz Baßler: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv*. a.a.O., S. 177. Vgl. auch Moritz Baßler: *Was nicht ins Archiv kommt. Zur Analysierbarkeit kultureller Selektion*, a.a.O.

<sup>23</sup> Oder mit Derridas Worten: „Kann man ein Archiv ohne Grundlage, ohne Träger, ohne Substanz [...] denken?“ In Jacques Derrida: *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*. Berlin 1997, S. 51. Zitiert nach Moritz Baßler: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv*, a.a.O., S. 177.

selbst wenn man unter Archiv alle möglichen Aussagen versteht. Baßler zufolge stößt man hier auf das Problem von Foucaults Argumentation: Die Fragen nach der Materialität des Speichers werden nicht problematisiert und das Archiv wird abstrakt „zwischen Möglichem und Wirklichem“ angesiedelt.<sup>24</sup>

Gegenüber Foucaults Archivbegriff wird von Baßler und mit Groys das Archiv „als real existierendes verstanden – und in diesem Sinne auch durch die Zerstörung bedroht und deswegen endlich, exklusiv, begrenzt, so daß nicht alle möglichen Aussagen in ihm vorformuliert gefunden werden können.“<sup>25</sup> „Real existierend“ heißt konkret und materiell, verfügbar und potentiell beliebig abrufbar: Eine eher schlichte Auffassung des Archivbegriffs, die nur in den wirklichen, codierten und tradierten Aussagen die Möglichkeit gegeben sieht, Kultur und Literatur zu untersuchen. Codierte Aussagen sind natürlich nichts anderes als Texte und damit sind wir wieder bei der anfänglichen Behauptung angelangt: „Wo kein Text ist, da ist auch nichts, worüber zu forschen oder zu denken wäre.“ Texte sind für Literaturwissenschaftler, Historiker, Anthropologen, Soziologen, Philosophen, Rechtswissenschaftler und für jeden, der eine geisteswissenschaftliche Untersuchung anstrebt, die notwendige Voraussetzung für eine Forschung. Mit Baßler übereinstimmend, möchte ich daher unter Archiv die Summe aller von einer Kultur überlieferten Texte verstehen. Ebenso ließe sich natürlich mit Derrida argumentieren, nämlich dass einem Archiv bestimmte machtpolitische Dispositive zugrunde liegen und dass sich jedes Archiv – wie bereits angedeutet – als Resultat einer im Voraus getroffenen Auswahl und einer intendierten Anwendung konstituiert.<sup>26</sup> Diese Fragen sind allerdings auf dessen performativen Achse angesiedelt und betreffen insofern nicht das „real existierende“ Archiv, als Summe von Texten verstandene Archiv. Eine Interpretation von Auswahlmechanismen ist daher nur möglich, wenn diese im Text selbst artikuliert und problematisiert werden.

---

<sup>24</sup> Moritz Baßler: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv*, a.a.O., S. 177.

<sup>25</sup> Boris Groys: *Über das Neue*, a.a.O., S. 179. Zitiert nach Moritz Baßler: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv*, a.a.O., S. 178.

<sup>26</sup> Jacques Derrida: *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*, Berlin 1997. Vgl. Moritz Baßler: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv*, a.a.O., S. 178 f.

Was aber ist ein Text? Darunter versteht man in der Regel den Zusammenhang von Syntagmen, die diachronisch zur Verfügung stehen. Spätestens seit Roland Barthes' Diktum vom Tode des Autors wissen wir, dass „ein Text nicht eine lineare Wortfolge ist, die eine einzige, quasi-theologische Bedeutung freisetzt (das wäre die Botschaft des Autor-Gottes), sondern ein vieldimensionaler Raum, in dem sich eine Vielzahl von Schreibweisen, keine davon originär, vereinigen und streiten. Der Text ist ein Gewebe von Zitaten, die den unzähligen Bereichen der Kultur entstammen.“<sup>27</sup> Der Text wird hier nicht bloß im Sinne eines Syntagmas auf der horizontalen Achse zwischen sinnstiftendem Autor und Leser verstanden, sondern als „Kombination“ aus einer syntagmatischen und einer paradigmatischen Achse, oder mit den Worten Julia Kristevas: „Der Wortstatus läßt sich [...] folgendermaßen definieren: a) *horizontal*: das Wort im Text gehört zugleich dem Subjekt der Schreibweise und dem Adressaten, und b) *vertikal*: das Wort im Text orientiert sich an dem vorangegangenen oder synchronen literarischen Korpus.“<sup>28</sup> Der Text wird somit in die Geschichte und die Gesellschaft gestellt, „welche wiederum als Texte angesehen werden, die der Schriftsteller liest, in die er sich einfügt, wenn er schreibt. Die Diachronie verwandelt sich in Synchronie [...]“.<sup>29</sup> Wie das Enthymem auf implizite Voraussetzungen gründet, die „mit unsichtbarer Tinte in die Textur des Alltagslebens der griechischen Gesellschaft“<sup>30</sup> eingeschrieben waren und die man deswegen nicht auszusprechen brauchte, so beruhen Texte auf der kulturellen Textur, auf „dichte[n], lebendige[n], detaillierte[n], ineinander verwobene[n] Geschichten, Beziehungen und Erfahrungen.“<sup>31</sup> Sie sind nicht etwas Eigenständiges, sie sind keine in sich abgeschlossene Welt, sondern resultieren aus

---

<sup>27</sup> Roland Barthes: „Der Tod des Autors“ [1968], dt. von M. Martinez in Uwe Wirth (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaft*, Frankfurt am Main 2002, S. 104–110.

<sup>28</sup> Julia Kristeva: „Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman“ [1967], in Jens Ihwe (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektive*, Bd. 3, Frankfurt 1972, S. 345–375, Zitat S. 347.

<sup>29</sup> Ebd. S. 346.

<sup>30</sup> Carlo Ginzburg: *Die Wahrheit der Geschichte*, a.a.O., S. 51.

<sup>31</sup> Moritz Baßler: *Die Entdeckung der Textur. Unverständlichkeit in der Kurzprosa der emphatischen Moderne 1910–1916*, Tübingen 1994, S. 15.

dem Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren, darunter auch aus den Stratifikationen der Geschichte, der Gesellschaft und anderen tradierten Texten. Um sie zu untersuchen, braucht man daher eine „Wissenschaft vom Besonderen“<sup>32</sup>, oder anders ausgedrückt ein mikrologisches Verfahren, das umso notwendiger zu sein scheint, wenn das Verfahren selbst – wie im Werk Uwe Johnsons – bewusst eingesetzt wird.

### 1.3. Sammeln

Das Verfahren des Jägers und das des Spurenlesens konstituiert sich, wie bereits erwähnt, aus dem Sammeln, Auswählen und Einordnen von Spuren, um von hier aus eine Welt zu erschaffen, die nicht direkt erfahrbar ist. Aus der Leerstelle, die die Beutetiere hinterlassen haben, geht der Jäger zunächst auf die Suche nach Spuren und sammelt sie. Anders als die Worte Haufen und Häufung, die eine Menge ohne innere Ordnung bezeichnen, entsteht aus dem Akt des Sammelns eine mehr oder weniger geordnete Quantität, der bereits eine Qualitätsbestimmung unterliegt.

Durch das Sammeln der Spuren versucht der Jäger jene Lücke zu füllen, die die Tiere hinterlassen haben, um sie dadurch greifbar zu machen. Das Verfahren des Sammelns erwächst also zunächst aus dem Bestreben, Vergangenes präsent zu machen. Es ist eine Form der Vergangenheitsaktualisierung, oder mit den Worten Walter Benjamins stellt das Sammeln „eine Form des praktischen Erinnerns“ dar. Dementsprechend ist das Sammeln „die wahre Methode, die Dinge sich gegenwärtig zu machen, [...], sie in unsere[m] Raum (nicht uns in ihrem) vorzustellen.“<sup>33</sup> Gegenstände, Spuren, Indizien werden beim Sammeln zunächst aus ihrer ursprünglichen Funktion gelöst: Sie verlieren ihren praktischen Nutzen und treten „in die denkbar engste Beziehung zu seinesgleichen [...]“. <sup>34</sup> Der Verlust der primären Bestimmung geht einher mit der „merkwürdige[n] Kategorie der Vollständigkeit“. Dieser Anspruch, dem jedes Sammeln unterliegt, ist für Benja-

---

<sup>32</sup> Moritz Baßler: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv*, a.a.O., S. 51 f.

<sup>33</sup> Walter Benjamin: *Passagen-Werk*, in *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Rolf Tiedemann, Bd. V.1, Frankfurt am Main 1991, S. 273.

<sup>34</sup> Ebd. S. 271.

min ein Versuch, „das völlig Irrationale seines bloßen Vorhandenseins durch Einordnung in ein neues eigens geschaffenes historisches System, die Sammlung, zu überwinden.“<sup>35</sup> Das Sammeln verbirgt die Intention, die chaotische Wirklichkeit zu ordnen, die beim Akt des Sammelns bereits als vergangen erfasst wird. Durch die Aneignung und Neuordnung wird das Gesammelte, von seiner zweckmäßigen Funktion befreit, in einen neuen historischen Kontext einbezogen und semantisch neu definiert. Das „Irrationale“ erhält dadurch eine Form, einen Namen und wird erzählerisch strukturiert. Dies ist die erste Form der poetischen Ausgestaltung der Welt. Wie der Jäger, der aus dem Beobachten und dem Sammeln von Spuren komplexe Folgen von Ereignissen rekonstruiert und sie als erzählende Sequenz organisiert, so verfährt der Historiker mit dem Aufspüren vergangener Kulturen und Ereignisse, so operiert der Richter mit der Rekonstruktion von Straftaten durch Indizien und Beweise. Auch der Mythos setzt nach Hans Blumenberg mit der Aneignung des Unbekannten durch den Akt der Benennung an, und das Resultat ist die Aufzählung, die katalogisierte Wiedergabe der Namen der Götter, der Helden, der Heere.<sup>36</sup> Durch das Sammeln versucht man also, die Vergangenheit zu erfassen, zu organisieren und aufzubewahren. Ob es um Biographien, um Geschichten, um Gegenstände oder Ähnliches geht: Das Gesammelte wird zunächst in Form von vermeintlich exhaustiven Auszählungen, Listen, Katalogen präsentiert. Und doch kann jegliches Sammeln ironischerweise nicht frei von einem irrationalen Moment, von einer zwangsläufigen und zufälligen Auswahl sein. Sei es, weil man als Sammler zu etwas Bestimmtem keinen Zugang hat, sei es, weil man etwas anderes schlicht nicht kennt, sei es, weil man notwendigerweise etwas weglassen muss: An der Schnittstelle zwischen Vollständigkeit und Unvollständigkeit vollziehen sich die Faszination und die Grenzen des Sammelns. Das ist das Schicksal des Jägers, des Historikers, des Richters, aber auch des epischen Dichters in dem Moment, in dem durch das Sammeln von Materialien eine Rekonstruktion der Vergangenheit angestrebt wird.

---

<sup>35</sup> Ebd. S. 271.

<sup>36</sup> Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, Frankfurt am Main 1979.

#### 1.4. Auswählen und Einordnen

Wer sich der Vergangenheit widmet, möchte eine Brücke zwischen hier und dort, zwischen heute und gestern schlagen. Das Sammeln, als Form des „praktischen Erinnerns“, bietet die Möglichkeit, die zeitliche Dimension von Vergangenheit und Gegenwart zu überwinden, indem man das Vergangene vergegenwärtigt. Solange man mit praktischen Objekten, mit Gegenständen, Beweisen oder auch nur mit Indizien zu tun hat, mag die Utopie, das Gewesene im Hier und Jetzt verorten zu können, wissenschaftlich möglich erscheinen. Will man aber das vergangene Leben erfassen, so endet man notwendigerweise in der Sphäre der Literatur. Und erst in ihr scheint das Gebot der Vollständigkeit sowie die Möglichkeit einer Vergegenwärtigung gewesener Leben metaphorisch gegeben zu sein.

Wenn es einen Ort gibt, in dem die Seelen vergangener Leben gesammelt werden, dann ist dies das Totenreich bei Homer. In Homers Hades wird die Vergangenheit metaphorisch aufbewahrt und potentiell ad infinitum vergegenwärtigt: „Der Hades übergibt nämlich die Seelen vergangener Leben der zeitlichen Dimension der Simultanität, indem er sie alle im selben Raum zusammenbringt.“<sup>37</sup> Als „unbegrenzt, stets verwertbares Gedächtnisdepot“<sup>38</sup> suggeriert der Hades die Möglichkeit, alle Geschichten virtuell ergreifen und erzählen zu können. Man kennt Benjamins Diktum, laut dem der Tod die Sanktion von allem sei, was der Erzähler berichten kann: „Vom Tode hat er [der Erzähler] seine Autorität geliehen.“<sup>39</sup> Man weiß auch, welche besondere Rolle die Toten in *JAHRESTAGE* einnehmen. Deren Stimmen fungieren oft als Korrektur, als Ergänzung oder Medium des Erzählten. Auf die Frage Gesines „Was ist... es soll nicht für mich sein, Marie hat es gefragt: Was ist... beständig?“ antworten die Toten: „Wir“ (JT, 1541).

Bei Homer, bei Benjamin, bei Johnson sind die Verstorbenen das Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Man kann die Verstorbenen als die perfekte Sammlung betrachten, in der jene berüchtigte Vollständigkeit erreicht zu

---

<sup>37</sup> Lisa Regazzoni: *Selektion und Katalog. Zur Konstruktion der Vergangenheit bei Homer, Dante und Primo Levi*, München 2008, S. 19.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> Walter Benjamin: *Der Erzähler*, in: *Gesammelte Werke*, hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schwepphäuser, Bd. II.2, S. 438- 465, Zitat S. 450.

sein scheint. Theoretisch, metaphorisch ist diese Sammlung endlos, und doch gibt es niemanden, der in der Lage wäre, diese Gesamtheit zu erfassen. Auch hier muss man notwendigerweise auswählen, welche Geschichten die Zeit überdauern und erzählt werden sollen. In diesem Fall ist nicht der Zufall, sondern die bewusste Entscheidung des Dichters am Werk. Odysseus, der epische Dichter par excellence, gelingt es nicht, seine Reise im Totenreich vollständig wiederzugeben. Schon zu Beginn seiner Begegnung mit den Seelen vollzieht er eine erste Auswahl, indem er darüber entscheidet, wer vom Blut der geschlachteten Tiere trinken darf, um auf diesem Wege die Erinnerung an die eigene Biographie wiederzuerlangen. Später dann, am Hof des Phäakenkönigs Alkinoos, beendet er die Erzählung jener Reise und den Heroinkatalog, in dem Namen, Genealogien und Geschichten der Heldenfrauen berichtet werden, abrupt mit dem Satz: „Aber ich kann nicht von allen berichten, die Namen nicht nennen / Aller der Frauen und Töchter von Helden, die dort ich gesehen. / Denn die ambrosische Nacht verginge.“<sup>40</sup> Hier, wie auch im Schiffskatalog aus der *Ilias* – „Die Menge freilich könnte ich nicht künden und nicht benennen, / Auch nicht, wenn mir zehn Zungen und zehn Münder wären / Und die Stimme unbrechbar, und mir ein ehernes Herz im Innern wäre.“<sup>41</sup> –, kann der Dichter nicht die Gesamtheit der Lebensläufe erzählen und beschränkt sich auf eine bewusst getroffene Auswahl.

Ist das Sammeln „die wahre Methode sich die Dinge gegenwärtig zu machen“, so ist das Auswählen die notwendige Voraussetzung für jene Methode. Vor die unzählbare Menge der Verstorbenen, vor das Erbe der Vergangenheit gestellt, unternimmt der epische Dichter durch eine selektierte und katalogartige Wiedergabe einen ersten Versuch, jenes Material zu organisieren. Mit der Notwendigkeit zur Auswahl verbindet sich das Gebot, die gesammelten Namen und Geschichten nach ihrer Bedeutsamkeit zu ordnen. Das Resultat ist die epische Form von Katalogen, Listen oder Aufzählungen. Diese zu erstellen erfordert allerdings das Ziehen einer Grenze. Das heißt, dieser Akt geht mit der Entscheidung einher, was in die Auswahl aufgenommen werden soll und was nicht. Auswählen bedeutet also,

---

<sup>40</sup> Homer: *Odyssee*, deutsche Übers. von A. Weiher, München 1955, XI 328–330, zitiert nach Lisa Regazzoni: *Selektion und Katalog*, a.a.O., S. 15.

<sup>41</sup> Homer: *Ilias*, deutsche Übers. von W. Schadewaldt, Frankfurt am Main 1976, II 488–490, zitiert nach Lisa Regazzoni: *Selektion und Katalog*, a.a.O., S. 18.

„unter einem bestimmten Aspekt die einen [zu] ‚bejahen‘, die anderen [zu] ‚verneinen‘.“<sup>42</sup> und lässt sich durchaus mit Gerichtssituationen vergleichen, in denen zwischen schuldig und unschuldig, zwischen Gut und Böse, zu befinden ist. An sich ist das Auswählen der hermeneutische Akt schlechthin, und unter Umständen wird dieser zum Inbegriff des Schreckens, wenn er zur Basis eines verwaltungstechnischen, Gewalt ausübenden bürokratischen Apparats gerät, wie in der NS-Zeit, als die Auswahl der Namen in Form von Listen – als negative Selektion verstanden – Leben oder Tod bedeutete. Doch neben diesem negativen Aspekt kann das Auswählen und das damit einhergehende Einordnen durchaus ein bejahender Akt sein. Das oder der Ausgewählte wird der Vergessenheit entrissen und in gewisser Weise der Unsterblichkeit übergeben. Das Ausgewählte lässt sich daraufhin aufzählend registrieren (bzw. – wie bei Homer – katalogartig festhalten) oder aber, wenn man die Beziehung zwischen den einzelnen Elementen ausgestaltet, erzählerisch konstruiert werden. Anders als der Sammler von Objekten, der auf die Vollständigkeit der Sammlung abzielt und in der Unmöglichkeit ihrer Erreichbarkeit ein Manko sieht, erstrebt der Dichter überhaupt keine Totalität, sondern das Auswählen und Zuschreiben von Bedeutungen. Eine vermeintliche Gesamtheit wird aber suggeriert, um die Auswahl, das literarische Resultat, zu legitimieren.

## 1.5. Generieren

Ausgehend vom Sammeln durch das Auswählen, erfolgt eine erste Aneignung der Vergangenheit. Das erste Resultat sind Aufzählungen, die zwar nur eine begrenzte Anzahl der unüberschaubaren Möglichkeiten enthalten, doch nicht selten den Eindruck einer Vollständigkeit vermitteln, da die einzelnen Elemente für alle nicht genannten exemplarisch stehen können. Allein deren Zusammenstellung eröffnet ein neues semantisches Feld. Moderne Leser schrecken vor Listen, Aufzählungen und Katalogen zurück. Für das alltägliche Leben erkennt man den praktischen Nutzen des Enumerativen an, glaubt aber, dass dies unpoetisch und literarisch uninteressant sei. Stößt man im Text auf eine Aufzählung, verspürt man in der Regel

---

<sup>42</sup> Sabine Mainberger: *Die Kunst des Aufzählens. Elemente zu einer Poetik des Enumerativen*, Berlin/New York 2003, S. 37.

eine gewisse Langeweile, und nicht selten werden derartige „Textwucherungen“ einfach übersprungen.<sup>43</sup> Selbst angesichts der bekanntesten aller Aufzählungen, den homerischen Katalogen, kann ein moderner Leser ein Gähnen wohl kaum unterdrücken. Aufzählungen, so das allgemeine Empfinden, haben mit Erzählungen nichts gemein. Sabine Mainberger hat hingegen in ihrer Untersuchung *DIE KUNST DES AUFZÄHLENS* belegt, dass dem aufzählenden Verfahren ein fester Platz in der Literatur zukommt.<sup>44</sup> Dank dieses Umstands können zahlreiche Ziele erreicht und den Resultaten die unterschiedlichsten Bedeutungen beigemessen werden. Aufzählungen tauchen in der Literatur in Form von „historischen“ oder „rhetorischen“ Katalogen auf, als Wort- oder Zahlenlisten, als Verzeichnisse, Indizes, redundante Wiederholungen usw. Häufig werden Aufzählungen – wie hier – durch „etc.“ oder „usw.“ beendet, was das im Hintergrund unausgesprochen Bleibende, die Idee einer anvisierten Gesamtheit mit einschließt und die Möglichkeit eines unendlichen Fortschreibens suggeriert. Wie Moritz Baßler unterstrichen hat, verlangen Serien geradezu danach, dass jemand sie fortschreibt und Serien entsprechender Begriffe generiert.<sup>45</sup> Durch die kopulative oder oppositive Assoziation von Elementen wird neuen Bedeutungen Raum gegeben. Neu nicht im Sinne einer aus dem Nichts geschaffenen Bedeutung, sondern – wie Uwe Johnson dies verstand – „Neu: weil so noch nicht gezeigt.“ (G, 57)

Auch wenn einige literarische Texte keine expliziten Aufzählungen aufweisen, basieren sie auf einem aufzählenden Verfahren. So wird zum Beispiel das katalogische Prinzip in der homerischen Forschung als strukturbildend für das ge-

---

<sup>43</sup> Moritz Baßler/Christoph Brecht/Dirk Niefanger/Gotthart Wunberg: *Historismus und literarische Moderne. Mit einem Beitrag von Friedrich Dethlefs*, Tübingen 1996. Siehe insbesondere Kap. II.2, S. 134–149.

<sup>44</sup> Mainberger sieht die wichtigste Funktion von Aufzählungen in modernen Romanen darin, dass sie das Nebeneinander verschiedener Zeiten darstellen können und dazu beitragen, die in der Literatur höchst aktuelle Problematisierung von Geschichtsschreibung zu artikulieren. Siehe Sabine Mainberger: *Die Kunst der Enumerativen*, a.a.O., S. 248.

<sup>45</sup> Moritz Baßler: *Der deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten*, München 2002, hier S. 96. Vgl. ders. „Sammeln und Generieren. Aktuelle Archivierungsverfahren in Pop-Literatur und Kulturwissenschaft“, in: *Zukunft der Literatur – Literatur der Zukunft. Gegenwartsliteratur und Literaturwissenschaft*, hrsg. von Reto Sorg, Adrian Mettauer und Wolfgang Proß, München 2003, S. 155–165.

samte Werk Homers, auch für die Handlungsdarstellung, betrachtet.<sup>46</sup> Natürlich gibt es einen Unterschied zwischen expliziten oder impliziten Aufzählungen und doch das Potential des Verfahrens bleibt erhalten: Durch den Verlust der ursprünglichen Funktion beim Akt des Sammelns und durch die Entscheidung über Bedeutsamkeit während des Auswählens und Einordnens, ergibt sich die Möglichkeit eines potentiell unendlichen Generierens.<sup>47</sup> Das mag vielleicht der Grund dafür sein, warum Kataloge in der Antike hoch geschätzt waren. Anders als das allgemeine Empfinden, laut dem die homerischen Kataloge als erstarrte Metapher zu verstehen seien, sind sie Aufbewahrungsorte eines allgemeinen Wissens, eine „anpassungsfähige Basis oder Vorlage“, aus der sich Geschichten entwickeln können. Zum einen unterstützen sie das mnemotechnische Erinnern und zum anderen bilden sie „eine optimierte, wirksame Darstellungstechnik, um ein Maximum an Informationen in möglichst wenigen Worten mitzuteilen.“<sup>48</sup> Mit Rekurs auf den entsprechenden vorhandenen Wissensvorrat wäre ein Zuhörer imstande, wie in der Antike, die Namen mit Geschichten zu füllen und diese allein fortzuschreiben. Der Dichter kann dank Aufzählungen die Linearität der Geschichte unterbrechen, durch Exkurse die Unendlichkeit des Erzählten suggerieren bzw. andere Geschichten generieren. Das Aufzählen, wohlgerne ein Resultat des Auswählens, geht mit dem Erzählen einher.

Sammeln, Auswählen, Generieren: Es ist allgemein bekannt, dass Uwe Johnson die historischen Informationen für seine Romane vorzugsweise aus Bü-

---

<sup>46</sup> Siehe Sabine Mainberger: *Die Kunst der Enumerativen*, a.a.O., S. 234. Mainberger bezieht sich hier auf eine Analyse von T. Krischer. Vgl. T. Krischer: *Formale Konvention der homerischen Epik*, München 1971, S. 131 ff.

<sup>47</sup> Für Baßler sind Sammeln und Generieren verwandte Kulturtechniken: „Generieren ist eine Sammeltätigkeit in einem Bereich der Kultur, über den man bereits verfügt [...] schon in Form eines geordneten Wissensvorrates [...].“ Siehe Moritz Baßler: *Der deutsche Pop-Roman*. a.a.O., S. 96. Vgl. ders. „Sammeln und Generieren.“, in Sorg, Mettauer und Proß (Hg.): *Zukunft der Literatur – Literatur der Zukunft*, a.a.O. S. 158. In dieser Arbeit wird die Verwandtschaft zwischen Generieren und Sammeln nicht geleugnet: Ohne Sammeln gibt es kein Generieren und durch Sammeln generiert man etwas „Neues“. Doch die Intentionen sind unterschiedlich: Wer sammelt hat die Vollständigkeit vor Augen, wer generiert hingegen eine Bedeutungszuschreibung.

<sup>48</sup> Lisa Regazzoni: *Selektion und Katalog*, a.a.O., S. 36.

chern und Zeitungsartikeln systematisch gesammelt hat.<sup>49</sup> Auch wenn man nicht explizit auf der Suche nach einem Sammelverfahren ist, fällt unweigerlich auf, dass das Sammeln und das Auswählen die Voraussetzung für das Erzählten bilden, sei es wegen der Artikel aus der *New York Times* oder der historischen Fakten aus der deutschen Vergangenheit. Hier gilt das, was Moritz Baßler in einem anderen Kontext zum Ausdruck gebracht hat: „Alle [...] rubrizierten Elemente sind Fundstücke aus vorliegenden Texten («Ich sammle»), aber mit dem Anwachsen der Sammlung zeigen sich Regelmäßigkeiten, die dann das Generieren weiterer Äquivalenzen und schließlich ganzer Texte erlauben [...]“.<sup>50</sup> Nicht selten werden diese Materialien aufzählend in den Text einbezogen, aber schon makrostrukturell erkennt man im chronikähnlichen Aufbau von *JAHRESTAGE* und *HEUTE NEUNZIG JAHRE* das strukturbildende aufzählende Prinzip. Das Einbeziehen des gesammelten Materials geht allerdings mit den Zweifeln über Stichhaltigkeit und Wahrheitsgehalt von bereits Überliefertem einher, was bereits eine gewisse Skepsis am Verfahren selbst aufdeckt, die – wie gezeigt werden soll – immer wieder Erwähnung findet.

---

<sup>49</sup> Johnsons Verhalten wird nicht nur durch Besuche des Johnson-Archivs bestätigt, in dem seine „Sammlungen“ aufbewahrt werden. Auch im Briefwechsel mit Walter Kempowski wird mehrmals erwähnt, wie Johnson geradezu zwanghaft immer auf der Suche nach „mecklenburgische[n] Bücher[n]“ war: „Was mecklenburgische Bücher angeht, so ginge es mir so ähnlich wie dem Hasen mit dem Swinegel. In verschiedenen Buchhandlungen wurde mir gesagt: «Mecklenburg? Das hat Herr Johnson gerade alles weggekauft.»“, in Uwe Johnson und Walter Kempowski: *„Kaum beweisbare Ähnlichkeiten“*. *Der Briefwechsel*, hrsg. von Eberhard Fahlke und Gesine Treptow, Berlin 2006, S. 13.

<sup>50</sup> Moritz Baßler: „Sammeln und Generieren.“, in: Sorg, Mettauer und Proß (Hg.): *Zukunft der Literatur – Literatur der Zukunft*, a.a.O. S. 157. Ähnlich in ders.: *Der deutsche Pop-Roman*. a.a.O., S. 102.

## 2. Auf Spurensuche

### 2.1. Zum natürlichen Weltbild

Mitte der 30er Jahre geboren, gehören Uwe Johnson und die Hauptfigur seiner Romane Gesine einer Generation an, deren „natürliches Weltbild“ von den Erfahrungen des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkrieges und der Teilung Deutschlands bestimmt ist. Bereits Goethe hatte in *DICHTUNG UND WAHRHEIT* an- gemerkt, wie bedeutend es sein könne, den Menschen in den jeweiligen Zeitkon- text einzufügen und aufzuzeigen, wie er „sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspielt [hat]. [...] ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später gebo- ren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein.“<sup>51</sup> Vor und nach Goethes lakonischer Äußerung ist wiederholt versucht worden, dem Generationsparadigma ein kategoriales Gerüst zu geben<sup>52</sup>. Als eine der frühesten und bedeutendsten Versuche gilt Karl Mann- heims bekannter Aufsatz *DAS PROBLEM DER GENERATIONEN* aus dem Jahr 1928. Der Soziologe hat zunächst die größere Bedeutung von in der Jugend gemachten Erfahrungen gegenüber später im Leben gesammelten herausgestellt: „Die ersten Eindrücke haben die Tendenz, sich als *natürliches Weltbild* festzusetzen. Infolge- dessen orientiert sich jede spätere Erfahrung an dieser Gruppe von Erlebnissen, mag sie als Bestätigung und Sättigung dieser ersten Erfahrungsschicht, oder aber als deren Negation und Antithese empfunden werden.“<sup>53</sup> Folgt man Mannheim in seiner Argumentation, so bilden die ersten Schlüsselerfahrungen das Substrat, auf dem sich die im Laufe des Lebens gesammelten Erlebnisse dialektisch artikulieren.

---

<sup>51</sup> Johann Wolfgang von Goethe: *Dichtung und Wahrheit*, in *Werke*, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hrsg. von Erich Trunz, Hamburg 1982, Bd. 9, S. 9.

<sup>52</sup> Für eine nähere Bestimmung des Generationsbegriffes durch verschiedene Epochen und unterschiedliche wissenschaftliche Ansätze siehe Ohad Parnes, Ulrike Vedder, Stefan Willer: *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*, Frankfurt am Main 2008, S. 219.

<sup>53</sup> Karl Mannheim: *Das Problem der Generationen* [1928], in ders. *Aufsätze zur Wissenssoziologie*, hrsg. von K.H. Wolff, Darmstadt/Neuwied 1964, S. 509–565, Zitat S. 536

Mehr noch: sie konstituieren den Kern für einen „Generationszusammenhang“. Die biologische Gleichzeitigkeit bedeutet für Mannheim zunächst nur eine bloße, geburtsmäßige Lagerung in der chronologischen Zeit. Erst wenn die denselben Geburtsjahrgängen zugehörigen Menschen sich in einem gemeinsamen „gesellschaftlich-historischen Lebensraum“<sup>54</sup> bewegen und wenn daraus die Möglichkeit resultiert, an „denselben Ereignissen, Lebensgehalten usw. zu partizipieren“<sup>55</sup>, kann man von „Generationszusammenhang“ sprechen. Innerhalb einer zusammenhängenden Generation identifiziert Mannheim außerdem eine „Generations-einheit“<sup>56</sup>, die als Erleben von gemeinsamen historischen Schlüsselerfahrungen, als Aneignung ähnlicher Verhaltensnormen und einheitlicher Wertvorstellungen verstanden wird. Generationen existieren nicht unabhängig voneinander, man kann sie nicht abstrahieren und sie sich als ein von der Zeit unabhängiges Konstrukt denken. Der biologische Generationswechsel, der zwar bestimmte zeitliche Abschnitte wie Geburt und Tod impliziert, beinhaltet zugleich ein für den Generationsbegriff spezifisches Charakteristikum: die Spannung von „Gleichzeitigkeit und Nachzeitigkeit.“<sup>57</sup>. Aus dem polaren Verhältnis zwischen Tradition und Erneuerung, aus der dialektischen Interaktion von tradiertem Wissen und selbsterlangtem neuem Erkenntnis baut jede Generation ihr Selbstverständnis auf und wird Trägerin und Akteurin von Kultur: „Für das Weiterleben unserer Gesellschaft ist gesellschaftliche Erinnerung genauso nötig wie das Vergessen und neueinsetzende Tat.“<sup>58</sup> Mannheim ist sich durchaus dessen bewusst, dass die Generationszugehörigkeit im historischen Geschehen nicht als ausschließlicher Faktor der geschichtlichen Entwicklung betrachtet werden kann, wohl aber als ein „geschichtsbildender Strukturfaktor“, als ein „strukturell wirkendes Moment“.<sup>59</sup>

---

<sup>54</sup> Ebd. S. 528. Siehe auch S. 524 f.

<sup>55</sup> Ebd. S. 536.

<sup>56</sup> Ebd. S. 544.

<sup>57</sup> Ohad Parnes, Ulrike Vedder, Stefan Willer: *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*, Frankfurt am Main 2008, S. 219.

<sup>58</sup> Karl Mannheim: *Das Problem der Generationen*, a.a.O., S. 532.

<sup>59</sup> Ebd. S. 555 f.

Dass das Generationsparadigma für eine Literaturgeschichtsschreibung der DDR produktiv sein kann, haben Wissenschaftler längst entdeckt. Eine der interessantesten Studien ist sicherlich die 1987 veröffentlichte Untersuchung von Günter Erbe, der zwar aus soziologischer Sicht Herkunft, Karrierewege und politische sowie gesellschaftliche Verortung der Autoren untersucht, aber aus diesen Ergebnissen wissenssoziologische<sup>60</sup> Merkmale von Autorengruppen hervorzuheben weiß.<sup>61</sup> Je nach Geburtsjahr differenziert Erbe vier Generationsgruppen. Eine erste Gruppe umfasst die Jahrgänge bis 1914, die zweite die Generation der zwischen 1915 und 1930 Geborenen; in die dritte Generationsgruppe fallen die zwischen 1931 und 1945 und in die vierte schließlich die der nach 1945 geborenen Autoren. Im Unterschied zur ersten und zweiten Generation, die direkte Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus hatten, sei es auch „nur“ wie im Falle der zweiten Generation als mehr oder weniger begeisterte Anhänger der Hitlerjugend, des „Bund deutscher Mädel“ oder zum Teil als junge Soldaten, war die dritte Generation – so Erbe – kaum geprägt vom Nationalsozialismus, sondern eher von der Nachkriegszeit und der sozialistischen Aufbauphase. Ausgehend von dieser soziologischen Untersuchung hat Wolfgang Emmerich vorgeschlagen, innerhalb der dritten Gruppe eine *Zwischengeneration* für die Jahrgänge 1933–1935 zu postuliert, da in diesen Zeitraum das Geburtsjahr vieler Autoren fällt<sup>62</sup>, die von den politischen, sozialen und literarischen Schlüsselerfahrungen der Aufbauphase des

---

<sup>60</sup> Die Wissenssoziologie ist eine Disziplin der Soziologie, die sich mit der Entstehung, Verbreitung, Verwendung und Bewahrung von Wissen innerhalb von Gruppen, Gemeinschaften und Gesellschaften beschäftigt. Als wichtigster Vorläufer der Wissenssoziologie gelten Wilhelm Dilthey und im 20. Jahrhundert Karl Mannheim.

<sup>61</sup> Günter Erbe: „Schriftsteller in der DDR. Eine soziologische Untersuchung der Herkunft, der Karrierewege und der Selbsteinschätzung der literarischen Intelligenz im Generationenvergleich“, in: *Deutschland Archiv* 20 (1987), Heft 11, S. 1162–1179.

<sup>62</sup> 1933 geboren: Reiner Kunze, Brigitte Reimann, Irmtraud Morgner, Uwe Grefßmann und Rainer Kirsch. 1934 geboren: Ulrich Plenzdorf, Werner Bräunig, Wulf Kirsten, Richard Leising und Uwe Johnson. 1935 geboren: Heinz Czechowski, Sarah Kirsch, Karl Mickel, Paul Gratzik, Helga M. Novak, Fritz Rudolf Fries und Hans Joachim.

Sozialismus in Deutschland geprägt wurden.<sup>63</sup> An diesen Vorschlag knüpfen die folgenden Überlegungen an, weil Uwe Johnsons Geburtsjahr in diesen Zeitraum fällt und viele der von Emmerich herausgearbeiteten Merkmale auf ihn zutreffen.

Zunächst ist festzustellen, dass das „natürliche Weltbild“ dieser Zwischengeneration vorwiegend von einem „selbstverständlichen Antifaschismus“ charakterisiert war.<sup>64</sup> Die zwischen 1933 und 1935 geborenen Autoren haben Kriegszeit und Nationalsozialismus als Kinder erlebt und sich im Gegensatz zu den vorherigen Generationen nicht durch Grausamkeiten schuldig gemacht. Die Bindung an die politische Doktrin, die sich als *das antifaschistische System* schlechthin verstand und jegliches Schuld- und Verantwortungsgefühl für die nationalsozialistischen Verbrechen auf einen Schlag von sich wies, fiel leicht. „Der Fall war, daß hier mit der Vergangenheit gebrochen werden sollte“, konstatiert Uwe Johnson im Jahr 1970 lakonisch.<sup>65</sup> Durch den Bruch mit der nationalsozialistischen Vergangenheit, durch das Versprechen eines neuen, antifaschistischen Anfangs wurde der erste Gründungsmythos der DDR sanktioniert. Gefangen war diese Generation, und im Grunde auch die nachfolgenden, in der von der Psychotherapeutin Annette Simon treffend bezeichneten „Loyalitätsfalle Antifaschismus“<sup>66</sup>: Sei loyal mit dem sozialistischen System, weil du ja gegen den Faschismus bist. Wieder ist Uwe Johnson, der die Reichweite dieser „unentbehrlichen Voraussetzung“<sup>67</sup> präzise schildert: „Ihr solltet vernünftiger leben lernen als noch eure Eltern. Das hört sich gut an für junge Leute [...]. Wem das nicht glatt genug hinunterging, dem half auch

---

<sup>63</sup> Siehe Wolfgang Emmerich: „Das Generationsparadigma in der DDR-Literaturgeschichte. Die Jahrgänge 1933–1935“, in Franz Huberth (Hg.): *Die DDR im Spiegel ihrer Literatur. Beiträge zu einer historischen Betrachtung der DDR-Literatur*, Berlin 2005, S. 61–80.

<sup>64</sup> Ebd. S. 72.

<sup>65</sup> Uwe Johnson: „Versuch, eine Mentalität zu erklären. Über eine Art DDR-Bürger in der Bundesrepublik Deutschland“, in ders.: *Berliner Sachen. Aufsätze*, Frankfurt am Main 1975, S. 52–63. Zitat S. 53 f.

<sup>66</sup> Annette Simon: „Antifaschismus als Loyalitätsfalle“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 1. Februar 1992, zitiert nach Wolfgang Emmerich: „Das Generationsparadigma in der DDR-Literaturgeschichte“, a.a.O., S. 73.

<sup>67</sup> Uwe Johnson: „Versuch, eine Mentalität zu erklären.“, a.a.O., S. 57.

Nüchternheit nicht gegen die Annahme, daß nach dem abgetanen System der Faschisten diese neue Autorität von Haus aus die bessere war, weil antifaschistisch. Die moralische Eindeutigkeit war verführerisch. Das saß.“<sup>68</sup> Die DDR konnte sich „als Lehrerin, so streng und wunderlich sie auftrat, [...] lange Zeit fast unbedenklich verlassen auf die beiden moralischen Wurzeln, die antifaschistische und die der sozialen Proportion [...]. Denn die Einladung zum neueren Leben, die Gebärde der weit geöffneten Arme, sie war zum Mißverstehen gewesen.“<sup>69</sup> Die Bindekraft der Zauberwörter Antifaschismus und Sozialismus schlug tiefe Wurzeln, und anfänglich hielten die meisten Autoren dieser Generation am Versprechen eines besseren gesellschaftlichen und politischen Systems fest. Doch brachten erste „Störerfahrten“ die bedingungslose Loyalität zur DDR nach und nach ins Wanken: War man noch zu jung, um die Implikation des 17. Juli 1953 kritisch wahrzunehmen, so rissen der Ungarn-Aufstand im Oktober 1956, der Mauerbau am 13. August 1961, die Niederschlagung des Prager Frühlings im August 1968 und schließlich die Ausbürgerung Biermanns im November 1976 um so tiefere Wunden in das propagierte heile Bild der DDR.<sup>70</sup> Dass die positiven und negativen Schlüsselerfahrungen mit der DDR für diese Zwischengeneration besonders prägend auch für ihre literarischen Sachverhalte waren, wie Emmerich unterstrichen hat, scheint mir außer Frage zu stehen. Im Zuge ihrer lebensgeschichtlichen Umbrüche haben sich diese Autoren der staatlichen Vereinnahmung der Kunst immer mehr entzogen. Das „natürliche Bild“ dieser Generation hat nicht nur die Wahl von Sujets und Traditionen bestimmt, sondern auch ihr ästhetisches Arsenal. Für sie gilt, was Georg Lukács 1936 – sich auf die

---

<sup>68</sup> Ebd. S. 53.

<sup>69</sup> Ebd. S. 54.

<sup>70</sup> Emmerich erkennt auch andere gemeinsame Merkmale für die hier in Betracht gezogene Zwischengeneration. Das Wichtigste, allerdings auf Uwe Johnson als große Ausnahme nicht zutreffend, war die Herkunft aus eher kleinen Verhältnissen, nicht selten aus Arbeiterfamilien. Autoren aus bescheidenen Verhältnissen hätten vermutlich außerhalb der DDR nicht die Möglichkeit gehabt, eine höhere Schulausbildung zu genießen. Daraus resultierte zum einen ein besonders starkes Dankbarkeitsgefühl und zum anderen, gerade weil das DDR-Bildungssystem die literarische Moderne ablehnte, eine „ästhetische Ungleichzeitigkeit“ gegenüber zeitgenössischen, nicht aus der DDR stammenden Schriftstellern. Siehe Wolfgang Emmerich: „Das Generationsparadigma in der DDR-Literaturgeschichte. Die Jahrgänge 1933-1935“, a.a.O., S. 75.

französischen Realisten des 18. und 19. Jahrhunderts beziehend – äußert: „Neue Stile, neue Darstellungsweisen der Wirklichkeit entstehen nie aus einer immanenten Dialektik der künstlerischen Formen [...]. Jeder neue Stil entsteht mit gesellschaftlich-geschichtlicher Notwendigkeit aus dem Leben, ist das notwendige Ergebnis der gesellschaftlichen Entwicklung.“<sup>71</sup> Besonders charakteristisch für die literarische Produktion dieser Zwischengeneration ist das progressive Sich-Aneignen von modernen Formen der literarischen Repräsentation wie „Autoreflexivität, gesteigerte Subjektivität, Ich-Dissoziation, Perspektivenvielfalt, Polyphonie, Dissonanz, Absage an das Gebot der Mimesis, Preisgabe des Zeitkontinuums, Intertextualität, Verfahren der Montage und Kollage, Sprachspiel, Bevorzugung der Metonymie vor der Metapher.“<sup>72</sup> Als wesentlich erscheint auch die übergreifende Präsenz eines Ethos des Schreibens, eine immanent gedachte soziale Verantwortung des schriftstellerischen Berufs, die manchen westdeutschen Autoren fremd, wenn nicht sogar peinlich war. Will man verstehen, „mit welcher Erlebnisschichtung, mit welchem natürlichen Weltbild im Sinne Mannheims, [...] mit welchen habitualisierten Verhaltensdispositionen, mit welchem sozialen, kulturellen und symbolischen Kapital“<sup>73</sup> der Erzähler Uwe Johnson in den literarischen Diskurs eingetreten ist, darf man also seine weltanschauliche und literarische Sozialisation sozialistischer Prägung nicht aus den Augen verlieren.

## 2.2. Biographische Skizze

Für Studenten in der DDR waren Begegnungen und Auseinandersetzungen mit der ideologischen Programmatik des „Realen Sozialismus“, sowie mit Theorie und Praxis des sozialistischen Realismus unvermeidbar. Mehr oder weniger versteckte Hinweise auf literaturkritische Theorie und ideologische Grundgedanken des So-

---

<sup>71</sup> Georg Lukács: „Berschreiben oder Erzählen“ [1936], in *Georg Lukács Werke*, Bd. 4: *Probleme des Realismus I – Essays über Realismus*, Neuwied und Berlin 1971, S. 197–242, Zitat S. 205 f.

<sup>72</sup> Wolfgang Emmerich: „Das Generationsparadigma in der DDR-Literaturgeschichte.“, a.a.O., S. 80.

<sup>73</sup> Wolfgang Emmerich: „Generationen – Archive – Diskurse. Wege zum Verständnis der deutschen Gegenwartsliteratur“, in Fabrizio Cambi (Hg.): *Gedächtnis und Identität. Die deutsche Literatur nach der Vereinigung*, Würzburg 2008, S. 15–29, Zitat S. 20.

zialismus sind in Johnsons Texten omnipräsent und wurden in der Johnson-Forschung zum Teil bereits untersucht. Nichtsdestoweniger scheint es für ein besseres Verständnis von Johnsons Werk ratsam zu sein, einige Aspekte in Erinnerung zu rufen.

Geboren wurde Uwe Johnson 1934 in Cammin (Pommern), dem heutigen Kamién Pomorski in Polen. Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs mussten er und seine Familie ihren Heimatort verlassen und nach Reichenitz bei Güstrow (Mecklenburg) ziehen. Nachdem er die Oberschule in Güstrow besucht hatte, schrieb er sich zunächst an der Universität Rostock für das Studienfach Germanistik ein, um dann an der Karl-Marx-Universität in Leipzig das Studium zu beenden. Der Veröffentlichung des Romans *MUTMASSUNGEN ÜBER JAKOB* folgte 1959 ein „Umzug“ nach Westberlin. Nach einigen Reisen in die USA und einem Stipendium der Villa Massimo in Rom zog Uwe Johnson 1966 für zwei Jahre nach New York. 1974 wählte er schließlich Sheerness-on-Sea als neuen und endgültigen Wohnort aus. Hier starb er 1984.<sup>74</sup> Die trockene Auflistung der Lebensetappen Uwe Johnsons vermittelt zwar einen ersten Eindruck seiner Biographie, etwa die auffällige Häufigkeit der Wohnortswechsel, sie ermöglicht es aber nicht, sich aus dieser chronologischen Reihung ein Bild des Schriftstellers Uwe Johnson zu machen. Es ist ein Glück für die Forschung, dass der sonst eher zurückhaltende Uwe Johnson in *BEGLEITUMSTÄNDE* Einblicke in seinen Werdegang als Schriftsteller gibt, wohl unter dem Vorbehalt, dass das „Ich“, worüber er sprechen werde, ein anderes sei als das Subjekt, das am selben Vormittag am Flughafen Rhein/Main auf seine Identität kontrolliert wurde: „Das Subjekt wird hier lediglich vorkommen als das Medium der Arbeit, als das Mittel der Produktion.“ (B, 24).<sup>75</sup> Eine solche Einschränkung ist nicht überraschend, vor allem im Falle eines Autors, der sich der Brüchigkeit persönlicher Wahrnehmungen und Erinnerungen bewusst war, und diese zur treibenden Kraft der erzählenden Tätigkeit machte. Doch bereits in der Art und Weise wie dieses „Ich“ an die historischen Gegebenheiten angeknüpft wird, lässt deutlich werden, welche tiefgreifenden Eindrücke die Erfahrungen in der DDR hinterlassen haben. Die persönliche Biographie wird explizit mit der gesellschaftlichen

---

<sup>74</sup> Siehe Bernd Neumann: *Uwe Johnson*, Hamburg 1996.

<sup>75</sup> Uwe Johnson: *Begleitumstände. Frankfurter Vorlesungen*, Frankfurt am Main 1980. Im Folgenden zitiert als: B.

Entwicklung verquickt und das schreibende Subjekt unausweichlich als Resultat dieser Engführung verstanden. Sind die Jahre des Zweiten Weltkrieges noch durch diffuse Erinnerungen gekennzeichnet, erweist sich die Zeit unmittelbar nach dem Krieg als ausschlaggebend für das Verständnis von Johnsons biographischer und literarischer Entwicklung. Bereits die perspektivische Deutung des verlorenen Krieges, den die Erwachsenen euphemistisch „Zusammenbruch“ zu nennen pflegen, wird durch die Wahrnehmung der Kinder entlarvt: „So nennen sie es: Zusammenbruch, wohingegen Kinder schon beim Indianer- wie beim Geländespiel gelernt haben, dass es verloren heißt, und verloren bleibt.“ (B, 30).<sup>76</sup> Man kann natürlich nur spekulieren, inwieweit das Kind Uwe Johnson, oder andere Kinder, in der Lage gewesen sein mögen, solche Widersprüche zu erfassen. Hinsichtlich des Anliegens dieser Arbeit ist es allerdings weniger wichtig, die Triftigkeit dieser Äußerung unter die Lupe zu nehmen bzw. sich zu fragen, ob diese Erfahrung auf realen Hintergründe fußt oder ob sie erst a posteriori fiktional in die eigene Biographie eingebaut wurde. Wichtiger hingegen erscheint die Tatsache, dass Uwe Johnson bereits bei der ersten der Frankfurter Vorlesungen es für bedeutsam genug hielt, auf den widersprüchlichen Charakter der offiziell vermittelten Wahrheit bezüglich des verlorenen Krieges hinzuweisen, und dies anhand kindlicher Wahrnehmung. Schon hier lässt sich erahnen, welche Bedeutung Uwe Johnson den historisch vermittelten Wahrheiten zugestand und welche Einstellung er ihnen gegenüber einnahm und was er von ihnen verlangte. Hat der verlorene Krieg eine Differenzierung im Sprachgebrauch verursacht, deren erstes Resultat bei Uwe Johnson eine skeptische Haltung gegenüber Wahrheiten war, so erfährt ein Dreizehnjähriger durch die Verschiebung der polnischen Grenze und die Vertreibung aus dem Heimatort wie stark Biographie und Geschichte miteinander verbunden sind. Die Verquickung von Biographie und Geschichte, deren konkrete Konsequenz zunächst den Verlust der Heimat bedeutete und deren Relevanz für das gesamte Werk Johnsons kaum zu überschätzen ist, wird in BEGLEITUMSTÄNDE immer wieder aufgezeigt, wobei nicht nur negative Implikationen angesprochen werden. Durchaus positiv werden etwa die Erfahrungen mit der praktischen Arbeit dargestellt, die für den zukünftigen Schriftsteller besonders prägend zu sein scheinen.

---

<sup>76</sup> Siehe auch: „Sie sagen: Nach dem Zusammenbruch. Die Kinder wissen: Seit dem Ende des Bombens. Seit wir den Krieg verloren haben.“ (B, 30).

Aus dem nüchternen Urteil – „er sei auch vom Alter her kräftig genug, zu arbeiten für sein Bett und sein Brot.“ (B, 32) –, entsteht ein kleiner Katalog der ausgeübten Arbeiten, die er „in der Zukunft [...] brauchen können [wird], will er diese Arbeiten beschreiben: das Verziehen von Rüben. Das Binden von Korn. Das Aufnehmen von Kartoffeln, auf den Knien wie hinter der Wrackmaschine. Umgang mit Pferden. Das Ausmisten von Kuhställen, Schweinekoben, Hühnerstiegen. Die Entwicklung einer Kaninchenzucht. Das Mähen, das Wenden, das Aufstaken von Heu. Das Füttern eines Dreschautomaten. Grundzüge in der Schmiedelehre: das Schmieden eines Hufnagels, Aufziehen der glühenden Reifen auf die Radkränze.“ (B, 33). Es mag durchaus sein, dass aus diesen ersten Erfahrungen jene hohe Wertschätzung der Arbeit als literarischer Stoff entstand. Die Bedeutung der Arbeit für die Person, die Sonderstellung der Arbeit in Johnsons literarischer Welt lässt sich aber am deutlichsten erklären, indem man sich in Erinnerung ruft, dass Uwe Johnson in einem sozialistischen Land erzogen worden ist. Der Sozialismus stützt sich auf die Annahme, mit der Aufhebung des Privateigentums die entscheidende Grundlage zur Überwindung einer Klassengesellschaft gelegt zu haben, und versteht die Arbeit als obersten Wert der Menschen und die Arbeit der Massen als „Hauptorganisator der Kultur und Schöpfer aller Ideen.“<sup>77</sup> Wendet sich Marx in der Kritik des Gothaer Programms gegen die Gefahr einer Mythisierung der Arbeit und unterstreicht er im 3. Band des Kapitals, dass „das Reich der Freiheit in der Tat erst da [beginnt], wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört.“<sup>78</sup>, so wird hingegen die Arbeit in Gorkis Rede auf dem I. Unionskongress der Sowjetschriftsteller von 1934 als „Basis der schöpferischen

---

<sup>77</sup> Maxim Gorki: *Rede auf dem I. Unionskongress der Sowjetschriftsteller [1934]*. In: *Marxismus und Literatur*, hrsg. von Fritz J. Raddatz, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt 1969, Bd. I, S. 339.

<sup>78</sup> Marx zufolge wurde im Gothaer Programm der Deutschen Arbeiterpartei „der Arbeit übernatürliche Schöpfungskraft“ zugeschrieben, indem man sie zur „Quelle alles (sic!) Reichtums“ erhoben hat. Siehe Karl Marx: *Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei*. In ders.: *Kritik des Gothaer Programms*, Berlin: Dietz 1972, S. 17. Für eine ausführlichere Darstellung dieser Umdeutung der Arbeit in der DDR siehe Andrea Jäger: „Das Reich der Notwendigkeit. Die Gründerzeitliteratur der DDR arbeitet am Mythos Arbeit“, in: *Deutsche Gründungsmythen*, hrsg. von Matteo Galli und Heinz-Peter Preußner, Jahrbuch Literatur und Politik Bd. 2, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2008, S. 157-168.

Tätigkeit von Wissenschaft und Kunst<sup>79</sup> und als erstes Lebensbedürfnis schlechthin verstanden. Nicht die materielle Notwendigkeit stellt die Bedingung für die tägliche Arbeit dar, sondern ein dem Menschen immanentes Verlangen nach tätigem Tun. Sinnbildlich erreicht die Umdeutung der materiell notwendigen Arbeit ihren Höhenpunkt im Entwurf der Figur des „Helden der Arbeit“. Als erstrebenswerte Arbeitertypologie ist er der neue befreite Arbeiter in einer sozialistischen Ordnung, er hat sich über den leidenden Arbeiter im Kapitalismus hinausentwickelt und ist nun sein Gegenbild. Damit war der Grundstein für eine Mythisierung der Arbeit gelegt, die in die politische und kulturelle Ideologie der DDR weitgehend eingeflossen ist. Johnsons Interesse für die Arbeit lässt sich natürlich mit dem idealisierten, mythisierten und propagierten Bild des Helden der Arbeit nicht vereinbaren. Doch in den Beschreibungen von Arbeitssituationen in MUTMASSUNGEN ÜBER JAKOB oder im Festhalten an der Berufsbezeichnung Gesines in JAHRESTAGE klingt eine derart hohe Achtung für die Berufssituationen der jeweiligen Figuren an, was unweigerlich an den grundlegenden Wert der Arbeit in den sozialistischen Ländern erinnert. Es ist weitgehend bekannt, dass Uwe Johnson die politischen und kulturellen Diskussionen in der DDR schon früh aufmerksam verfolgt hat. Vor allem seine kritische Einstellung gegenüber dem IV. Schriftsteller Kongress von 1956 ist nicht nur in den BEGLEITUMSTÄNDEN schriftlich belegt, sondern sie liegt der Forschung auch in Form einer Klausur vor.<sup>80</sup> In der Regel wird in der Johnson-Forschung auf diese Klausur zurückgegriffen, um Johnsons Distanz zum offiziell propagierten Kulturbild zu belegen. Dabei wird allerdings der IV. Schriftsteller Kongress isoliert untersucht und man versäumt zu bedenken, dass der Kongress zwischen dem IV. und dem V. Parteitag der SED stattfand, zwei Parteitage, auf denen abermals die Sonderrolle der Arbeit hervorgehoben wurde, und die darauf zielten, die noch vorhandene Trennung von Kunst und Arbeit, die Kluft zwischen Künstler und Volk zu überwinden. Explizit formuliert und zum Programm erhoben wird dieses Postulat 1959 auf der ersten Literatur-Konferenz in Bitterfeld, die – im Unterschied zum sozialistischen Realismus nach sowjetischem Vorbild –

---

<sup>79</sup> Maxim Gorki: *Rede auf dem I. Unionskongress der Sowjetschriftsteller* [1934]. a.a.O., S. 339.

<sup>80</sup> Uwe Johnson: *„Entwöhnung von einem Arbeitsplatz“*, hrsg. von Bernd Neumann, Frankfurt am Main 1992, S. 71–75.

als „eigene kulturpolitische Bewegung“ verstanden wird.<sup>81</sup> Zusammengefasst durch die Losungen *Schriftsteller an die Basis* und *Greif zur Feder, Kumpell!*, sollte der vorgegebene Weg zu einem neuen Literaturverständnis führen und eine neue literarische Bewegung in Gang setzen. Schriftsteller wurden aufgefordert, in die Produktion zu gehen, um sich durch eigene Arbeit die andere Realitätserfahrung des Arbeitsalltags anzueignen. Die Arbeiter sollten im Gegenzug „die Höhen der Kultur“ stürmen und ihren Arbeitsalltag literarisch wiedergeben.<sup>82</sup> Man könnte Johnsons Verlangen nach einem eigenen Arbeitsplatz in New York durchaus als persönlichen Versuch interpretieren, den Bitterfelder Weg zu konkretisieren. Es ist aber an dieser Stelle zunächst festzuhalten, dass die mythisierte Arbeit in der DDR Johnsons Interesse für die Arbeitssphäre und seine literarische Bearbeitungen des Themas soweit bestimmt haben mag, dass er sich zur Behauptung verleiten ließ: „Die Arbeit einer Person tut mehr als sie und ihre gesellschaftliche Umgebung identifizieren. Die Arbeit einer Person ist Teil von ihr. Uns muss vorgeführt werden, was die Arbeit einem antut, was Einer dafür bekommt, und was andere dafür kriegen.“<sup>83</sup>

Sind die Jahre in der Oberschule in Güstrow durch die Vermittlung der sozialistischen Ideologie gekennzeichnet, so werden die Jahre an der Universität Rostock und seine Zwangsexmatrikulation insoweit prägend für den zukünftigen Schriftsteller, dass er hier die erste Schlüsselerfahrung mit dem Machtsystem DDR machte. Die Gründe für Johnsons Exmatrikulation und deren Verlauf sowie die darauffolgende Aufhebung sind in *BEGLEITUMSTÄNDE* detailliert beschrieben.<sup>84</sup> In Reaktion auf die Verfolgung und das Verbot der christlichen Organisation „Junge Gemeinde“ hat Uwe Johnson eine Rede gehalten, die laut seinen Worten mit der Feststellung endete, „die Hetze und die Schikanen gegen eine Religionsgemeinschaft konstituiere einen mehrfachen Bruch der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik, ausgeführt durch die Regierung der Deutschen Demokrati-

---

<sup>81</sup> Günther Rüter: „*Greif zur Feder, Kumpell*“ *Schriftsteller, Literatur und Politik in der DDR 1949-1990*, 2. überarbeitete Auflage, Düsseldorf: Droste Verlag 1992, S. 86.

<sup>82</sup> „*Greif zur Feder, Kumpell!*“ Protokoll der Autorenkonferenz des Mitteldeutschen Verlages am 24. April 1954 in Bitterfeld, Halle/Saale 1959.

<sup>83</sup> Uwe Johnson: *Wenn sie mich fragen...*, a.a.O., S. 59.

<sup>84</sup> Siehe besonders B, 62-69.

schen Republik: Artikel 9 gewährleistet die Freiheit der Meinungsäußerung, Artikel 41 die Glaubensfreiheit und ungestörte Ausübung der Religion, und so fort bis zum Artikel 45.“ (B, 65). Daraufhin wurde Uwe Johnson vor die örtliche Niederlassung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands wegen „Boykotthetze“ zitiert und nach zwei Verhören, in denen man versuchte, ihn zum Strohmann einer Verschwörung zu machen und möglicherweise zur Informellen Mitarbeit zu zwingen, zwangsexmatrikuliert. Nach dem Aufstand des 17. Juli erfährt Uwe Johnson, dass seine Exmatrikulation wieder gestrichen wurde. Durch diese Erfahrung erlebte Johnson, wie je nach Interesse und mit Berufung auf Fakten, auf „Beweismittel“ eine Deutung der Wirklichkeit entwickelt werden kann, die für tatsächlich und allein geltend postuliert wird. Hier bekam Uwe Johnson „seinen persönlichen Handel mit der Republik, seinen Streit darüber, wann etwas eine Wahrheit ist und bis wann eine Wahrheit eine Bestrafung verdient.“ (B, 69). Was Johnson ironischerweise „Staatliche Beihilfen“ nannte, ermöglichte ihm, mit Rekurs auf Lukács die These aufzustellen, „wonach ein Mensch subjektiv im Recht sein könnte, objektiv jedoch im Unrecht, damit der Privatschreiber gründlich einsieht, dass es für die Obrigkeit ein anderes Recht gibt als für ihn, und dass das seine in der Regel die schwächere sein wird.“ (B, 70). Die Tragweite der Rostocker Erfahrung kann kaum überbewertet werden, nicht nur weil sie ausschlaggebend für Johnsons literarische Produktion war – der erste Roman INGRID BABENDERERDE entstand als ihre direkte Reaktion und thematisiert anschaulich die Hetze gegen die „Junge Gemeinde“ –, sondern auch, weil hier das Problem der Beziehung von Wahrheits- und Hoheitsdeutung sowie der Verquickung von Biographie und Gesellschaft im Keim zu finden ist.

Wegen der Isolation, die der Erfahrung mit den Behörden folgte, sah sich Johnson gezwungen, seinen Studienort nach Leipzig zu verlegen. Hier bekam Johnson dank Hans Mayer und einem intellektuell geprägten Freundeskreis die Möglichkeit, mit „modernistischen“ Texten der Weltliteratur und ihren Theorien in Berührung zu kommen. Im Vergleich zu anderen Städten der DDR stellte das Leipzig der fünfziger Jahre – für Johnson „die wahre Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik“<sup>85</sup> – zweifelsohne ein beispielloses kulturelles Zentrum

---

<sup>85</sup> Uwe Johnson: *Einer meiner Lehrer*, in Rainer Gerlach und Matthias Richter (Hg.): *Uwe Johnson*, Frankfurt am Main 1984, S. 22–29. Zitat S. 22.

dar. Undogmatischer und freier mag diese Stadt dem zwanzigjährigen Uwe Johnson erschienen sein, als er nach seiner Zwangsexmatrikulation und deren späterer Aufhebung die Universität Rostock zugunsten von Leipzig verließ. Nicht nur weil Leipzig dank seines Status als Messe- und Buchstadt von vornherein eine bevorzugte Wahl für literaturinteressierte Studenten war, sondern auch aufgrund der Tatsache, dass an der dortigen Universität Persönlichkeiten wie Hans Mayer, Ernst Bloch und Werner Krauss unterrichteten. Die außergewöhnliche Stellung Leipzigs als prägenden Teil für das „natürliche Bild“ Uwe Johnsons und insbesondere für seine literarische Sozialisation hat Hans Mayer wie folgt geschildert: „In den fünfziger Jahren wurde alles gelesen, was sich in unserer Institutsbibliothek an Neuem einfand. Besonders wenn der Ledergeruch bürgerlicher Dekadenz zu spüren war. Da ich mich auskannte bei den Leitern der großen westdeutschen Verlage, bekamen wir schöne Bücherpakete als Geschenk. Die Institutsbibliothek und die Deutsche Bücherei: da haben sich Uwe Johnson und seine Freunde planmäßig versorgt.“<sup>86</sup> Bernd Neumann hat in einem Aufsatz die These aufgestellt, dass „erst Leipzig als Studienort wirkliche Spuren in Johnsons geistigem Werdegang hinterlassen hat [...]“.<sup>87</sup> Ausführlich und – soweit sich das beurteilen lässt – treffend zeichnet Bernd Neumann nach, wie der Zugang zu vielen in der DDR verbotenen oder schwer auffindbaren Büchern eine frühe Auseinandersetzung mit „modernistischen“ Texten von Benjamin, Sartre, Adorno, Faulkner, Kafka, Joyce u.a. ermöglichte, und wie die geistreichen Gespräche mit dem Leipziger Freundeskreis – vor allem mit Klaus Baumgärtner, Manfred Bierwisch, Eberhardt Klemm, Joachim Menzhausen – und mit Hans Mayer, eine aufgeweckte Atmosphäre und eine ständig präsente Konfrontationsmöglichkeit dargestellt haben. Mit Sicherheit haben die Leipziger Jahre großen Einfluss auf Johnsons *literarischen* Werdegang gehabt, doch besonders prägend für seine kritische Einstellung zum Wahrheitsbegriff war – wie gezeigt – auch seine Erfahrung mit den Behörden in Rostock gewesen.

---

<sup>86</sup> Hans Mayer: *Ein Deutscher auf Widerruf*, Frankfurt am Main 1984, Bd. 2, S. 113.

<sup>87</sup> Bernd Neumann: „Leipzig, oder: die Schule der Modernität. Uwe Johnson und William Faulkner“, in Roland Berbig und Erdmut Wizisla (Hg.): *„Wo ich her bin...“ Uwe Johnson in der D.D.R.*, Berlin 1993, S. 177–216. Zitat S. 179.

Nach Ende des Studiums kam für Johnson vorübergehend eine Zeit der Arbeitslosigkeit: ein Widerspruch in einem Land, in dem das Recht auf Arbeit zum Gründungsmythos gehörte und in der Verfassung festgehalten war. Der Unterschied zwischen Theorie und Praxis, zwischen ideologischer Programmatik und real existierenden Verhältnissen mag einer jungen Person wie Johnson kaum zwiespältiger erschienen sein. Doch abgesehen von den wirklichen Schwierigkeiten des Überlebens war diese letzte Erfahrung in der DDR vor dem endgültigen Umzug nach Westberlin entscheidend für die Entwicklung des Schriftstellers Uwe Johnson. Seine Situation als im System nicht integrierte Person bietet anfangs die Möglichkeit, sich durch Gelegenheitsarbeiten mit Fragen der narrativen und narratologischen Komposition fremder Texten zu beschäftigen. Die Phase ohne feste Einstellung gab ihm die Zeit für die Konzeption und die Niederschrift des zweiten Romans, und die für Beobachtungen. Jemand, der abseits steht, der hat Zeit: „Das ist die Position des Beobachters. Er sieht sich an, was da ist, er zählt es. Und da ihr ihn habt unterrichten lassen über die Funktion der Vorsilbe »er-« im Deutschen, wird er am Ende geraten ins Erzählen.“ (B. 117). Er zählt, oder anders ausgedrückt, er sammelt. Diese Position des Beobachters, charakteristisch für Johnsons narrative Haltung, aber auch für die gegenüber den Zeitereignissen, wird er ein Leben lang beibehalten. Wir werden sehen, wie diese Attitüde konkret als literarisches Verfahren praktiziert wurde.

### 2.3. Uwe Johnsons Poetik

Im 1961 veröffentlichten Aufsatz *BERLINER STADTBahn (VERALTET)* bietet Uwe Johnson das an, was allgemein in der Forschung als sein poetisches Programm betrachtet wird.<sup>88</sup> Indem der Autor ausführt, vor welchem Dilemma der Verfasser eines Textes steht, der die Berliner S-Bahn zu beschreiben beabsichtigt, wird über ein literarisches Verfahren reflektiert, das in der Verknüpfung der Literatur mit historischen Entwicklungen, persönlichen Erfahrungen, individuellen Wahrnehmungen und der Verantwortung schriftstellerischen Tuns Prämisse und Methode findet. Am konkreten Beispiel eines zu beschreibenden Bahnhofs und der

---

<sup>88</sup> Der Aufsatz wurde in *Merkur* 162 (8/XV), August 1961, S. 722-733 veröffentlicht. Wieder abgedruckt in Uwe Johnson: *Berliner Sachen*, Frankfurt am Main 1975, S. 7-21. Zitiert als: BS.

Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens wird unterstrichen, dass ein Verfasser weder von der Veränderung absehen kann, die die Geschichte an jenem Ort vorgenommen hat, noch davon, wie diese Veränderungen die Entwicklung eines beliebigen Reisenden und des Verfassers selbst bestimmt haben. Schon allein die Tatsache, dass zwei Informationssysteme existieren, führt zum gegensätzlichen Urteil über einen Reisenden: „Wer mit der S-Bahn fährt, kann leicht für das eine zum Flüchtling, für das andere zum Verräter werden“.<sup>89</sup> Unterschwellig klingt die Frage nach Recht, Zulässigkeit und Gebrauch des Urteils an. Was hier für einen Bahnhof gilt, kann für jede Beschreibung der deutschen Realität gelten: Die Teilung Deutschlands und die daraus resultierenden unterschiedlichen Auffassungen zur Wirklichkeit – „Die Nachbarschaft dieser zwei politischen Ordnungen ist nicht mehr als eine Alternative von Wirklichkeiten.“ (BS, 12) – wirken bereits in der Phase der Textkonzeption.<sup>90</sup> Der Verfasser, selbst Produkt der Teilung, ist und bleibt in seinen Erfahrungen befangen und kann eine Situation nur von seinem beschränkten und gewohnten Bezugspunkt aus ordnen. Die Personen, die er beschreibt, werden „nur mit Verhaltensweisen ausgestattet, über die er selbst verfügt oder die er bei Dritten und Achten beobachtet hat“ (BS, 14). Im Grunde genommen kann uns der Verfasser nur seine perspektivische Sicht bieten, und die Gefahr wird sein, „für allgemein [zu] halten, was einzeln ist. Er kann typisch nennen, was privat ist. Er kann ein Gesetz erkennen wollen, wo nur eine statistische Häufung erscheint. Unablässig ist er in der Gefahr, daß er versucht etwas wirklich zu machen, das nur tatsächlich ist“ (BS, 14). Die Botschaft scheint hier sehr eindeutig zu sein: Lieber Leser, traue dem Urteil des Verfassers nicht!

Die Herausarbeitung des relativistischen Charakters der wahrgenommenen Wirklichkeit sowie der illusionären Struktur der Wahrheiten gehört zu den

---

<sup>89</sup> Aus einem Interview mit Arnhelm Neusüss vom 10.9.1961. Zuerst veröffentlicht 1962 in *konkret* Nr. 1, S. 18–19, wieder abgedruckt in „*Ich überlege mir die Geschichte...*“ Uwe Johnson im Gespräch, hrgs. von Eberhard Fahlke, Frankfurt am Main 1988, S. 184–192, hier S. 189.

<sup>90</sup> Holger Helbig hat in seiner Untersuchung treffend unterstrichen, dass „das Schreiben als bewußte kreative Tätigkeit vor dem Aufschreiben einsetzt“. Helbig bezieht sich hier auf den Anfang von Johnsons zweiten veröffentlichten Roman, weist aber zugleich darauf hin, dass diese Interpretation sich mit Johnsons Äußerungen über seine Poetik deckt. Siehe Holger Helbig: *Beschreibung einer Beschreibung. Untersuchung zu Uwe Johnsons Roman „Das dritte Buch über Achim“*, Göttingen 1996, S. 18.

Grundgedanken der Philosophie Friedrich Nietzsches. In ÜBER WAHRHEIT UND LÜGE IM AUßERMORALISCHEN SINNE zeichnet der Philosoph – ausgehend von einer sprachphilosophischen Analyse – die Genealogie der Konventionen ab und deckt den konstruktiven Charakter der Sprache auf.<sup>91</sup> Nicht die Wahrheit ist beim Ursprung der Sprache entscheidend gewesen, sondern der Abschluss eines gesellschaftlichen Vertrages. Das Wort ist für Nietzsche nur ein subjektiver Reiz, der in ein Bild übertragen wird; der Begriff ist das Resultat eines Auslassens von Unterschieden; die Wahrheit ist „ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen“, oder anders ausgedrückt: „die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind“ (KSA I, 880 f.). Dementsprechend kann die Welt für den Philosophen nur aus der Position einer wahrnehmenden Person erkennbar sein und die Perspektive des Individuums bleibt der einzig mögliche Bezugspunkt: „Es gibt nur ein perspektivisches Sehen, nur ein perspektivisches Erkennen, und je mehr Affekte wir über eine Sache zu Worte kommen lassen, je mehr Augen, verschiedene Augen wir uns für dieselbe Sache einzusetzen wissen, um so vollständiger wird unser Begriff dieser Sache, unsre Objektivität sein“. (KSA V, 365).

Die Dichotomie zwischen Subjekt und Objekt wird zugunsten eines Individuums behoben, das seine persönliche Interpretation der Wirklichkeit „erzeugt“. Da jede Interpretation das Ergebnis einer persönlichen Wahrnehmung ist, kann jedes Individuum die Welt nur anhand seiner Voraussetzungen und anhand der Tradition erkennen, auf die es als Individuum bezogen bleibt. Die Idee, dass man zur Wahrheit gelangen kann, wird ersetzt durch einen Relativismus, der unterschiedliche Interpretationen der Wirklichkeit zulässt. Indem Nietzsche den relativen Charakter jeder Sichtweise betont, verknüpft er die Perspektive mit dem wahrnehmenden Individuum und verschiebt den Akzent der Analyse: Es geht nicht mehr darum, die Verbindung zwischen dem Individuum und einer unabhängig von ihm existierenden Welt zu untersuchen, sondern die Prämisse hervor-

---

<sup>91</sup> Friedrich Nietzsche: *Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*, in ders. *Kritische Studienausgabe*, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin/New York 1988, S. 873–890. Im Folgenden zitiert als KSA, gefolgt von Bandnummer und Seitenzahlen.

zuheben, anhand derer das Individuum zu einer Beschreibung der Welt gelangt.<sup>92</sup>

Die moralische Implikation dieser relativistischen Sichtweise ist kaum zu übersehen. Betrachtet man jede Interpretation als gleichwertig, so gestattet man dem Interpreten „nirgends zu sein und zugleich zu behaupten, überall zu sein“. Die Folge sei „die Weigerung, eine Verantwortung für eine kritische Untersuchung zu übernehmen.“<sup>93</sup> Mag sein, dass ausgehend von Nietzsches Analyse des konstruktiven Charakters der Wahrheiten ein Relativismus entstanden ist, der eine Gleichwertigkeit der Standpunkte impliziert und dessen Zuspitzung die poststrukturalistische Annahme einer Unmöglichkeit des Unterschieds zwischen historischer und fiktionaler Erzählung ist.<sup>94</sup> Unbeachtet bleibt aber dabei einerseits, dass Nietzsche für ein tätiges und ständiges Hinterfragen der tradierten Wahrheiten plädiert, was bereits eine moralische Verantwortung beinhaltet, und andererseits, dass in dieser Phase von Nietzsches Denken die Möglichkeit einer Annäherung an die Wirklichkeit durch Akkumulation – aus unterschiedlichen „Augen“ betrachtet – durchaus gegeben ist. Philosophische Spekulationen außer Acht lassend, bleibt hier aber festzuhalten, dass auch in Nietzsches relativistischem Verfahren ein Wiederhall jenes Jägerwissens anklingt, dank dem man durch Sammeln, Auswählen und Einordnen wenn nicht zu *der* Wahrheit, doch zumindest zu einer Wahrhaftigkeit gelangt, die – wie es scheint – den gleichen wahrscheinlichen oder mutmaßlichen Charakter wie das Enthymem hat.

Ob sich Uwe Johnson Nietzsches Perspektivismus angeeignet hat, wurde bislang nicht bewiesen, wenn es auch zulässig scheint zu vermuten, dass der Autor das Werk des Philosophen kannte, denn er schrieb seine Magisterarbeit über Ernst

---

<sup>92</sup> In einem anderen Kontext hat Carlo Ginzburg geäußert, wie Nietzsche trotz seines Relativismus „unausgesprochen die Existenz einer einzigen Welt postuliert, die von einem gnadenlosen Kampf um das Überleben beherrscht wird. Die geschichtliche Welt ist von einem ähnlichen Gesetz beherrscht, jenem »Gesetz der Natur«, die Thukydides in der Unterredung zwischen den Athenern und den Meliern erwähnt. Moral gibt es im Plural, doch es gibt nur eine Macht: »Diese Welt ist der Wille zur Macht«“. Siehe Ginzburg: *Die Wahrheit der Geschichte*, a.a.O., S. 28.

<sup>93</sup> Donna Haraway: „Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective“, in: *Feminist Studies* 14 (1988), S. 575–599. Zitiert nach Carlo Ginzburg: *Die Wahrheit der Geschichte*, a.a.O., S. 29.

<sup>94</sup> So die Annahme Roland Barthes und Hayden White.

Barlachs „Der gestohlene Mond“.<sup>95</sup> Außer Frage steht, und dies wurde von mehreren Johnson-Forschern angeführt, dass das Werk Johnsons ständig die Brüchigkeit der persönlichen Wahrnehmungen sowie die Unzuverlässigkeit von Gedächtnis und Erinnerung vorführt. Zumindest in einem Interview hat Uwe Johnson sich bezüglich des Wahrheitsanspruches wie folgt geäußert:

Was ist denn die Wahrheit? Es gibt eine subjektive, die Erlebniswahrheit, [...] Es gibt bei dieser subjektiven Wahrheit der Erlebniszeit auch Teilwahrheiten, einzelne Aspekte der Wahrheit, die gar nicht formulierbar sind. [...] Dann gibt es auch objektive Wahrheiten, etwa die Geschichtsschreibung oder die Statistik, und dann gibt es auch noch die parteiische Wahrheit. Die Wahrheit des Sachwalters oder die Wahrheit des Kanzlers: all diese Teilwahrheiten: sie mögen sich manchmal überdecken, mitunter bestätigen sie sich, aber sie alle greifen von ganz verschiedenen Aspekten her den Gegenstand oder den Vorfall oder das Gefühl an, und sehr oft widersprechen sie sich. Was ist denn da die Wahrheit? (G, 191 f.)

„Was ist denn da die Wahrheit?“ Die Frage ist eine höchst philosophische und zugleich moralische, denn sie beinhaltet zugleich die Frage danach, wer sich die Deutungshoheit anmassen könne, wer zwischen Wahrheit und Lüge unterscheiden solle und wer die Verantwortung dafür zu tragen habe. „Ein Roman ist keine revolutionäre Waffe“ (G, 61), er vermag aber eine Komplexität an menschlichen Relationen, an facettenreichen Zusammenhängen und Ereignissen zu entwerfen, die sicherlich oft zum besseren Verständnis von realen Gegebenheiten dienen können und die aber deswegen oft wirklicher, wesentlicher als die Wirklichkeit selbst wahrgenommen und präsentiert werden. Gegen ein solches Verständnis der Literatur hat sich Uwe Johnson vehement gewehrt: „Die [Kenntnisse und Absichten des Verfassers] sind vielleicht so stellvertretend nicht, wie er am liebsten glauben würde.“ (BS, 14). Die metaphysische Auffassung des Schriftstellers, die ihm –

---

<sup>95</sup> Leider ist Johnsons Magisterarbeit der Forschung nicht zugänglich, so dass man nur darüber spekulieren kann, unter welchen Gesichtspunkten er Barlachs Text interpretiert haben mag. Im Johnson-Archiv findet sich jedoch der Katalog zu Barlachs Ausstellung, die 1951 in der DDR präsentiert wurde, und einige Artikel bezüglich der Diskussion, die die Ausstellung hervorgerufen hatte. Johnson hat Barlachs Zitate von Nietzsche unterstrichen und nicht erschließbare Notizen hinzugefügt.

trotz jahrhundertelanger Skepsis – unterschwellig einen genialen Esprit und demnach einen direkteren Zugang zur Wahrheit einräumt, lehnt er ab und stellt das Postulat einer ethischen Haltung auf, die vor dem Niederschreiben des literarischen Werks einzusetzen ist. Ein Verfasser sollte gemäß Johnsons Äußerungen nicht nur seine eigenen Erfahrungen ständig hinterfragen, da jedes Urteil auf ihnen beruht, sondern auch darauf verzichten, das Resultat seines literarischen Schaffens als absolute, wenn auch fiktive Wahrheit zu präsentieren: „Zumindest die Vorsicht empfiehlt zu vermeiden, daß die Diagnose über den Abschluß des berichteten Vorfalls [über einen Insassen der Berliner S-Bahn und sein Aussteigen auf einem Berliner Bahnhof] hinaus zu Prognosen ausgeweitet werden.“ (BS, 13). Vielmehr soll der Weg gezeigt werden, den der Verfasser bis dahin gegangen ist, oder mit Johnsons Worten: Er soll „die schwierige Suche nach der Wahrheit“ (BS, 21) vorführen. Der Anspruch, die Wahrheit trotz alledem zu suchen, verlangt eine literarische Form, die für die Darstellung der Widersprüchlichkeit der persönlichen Wahrnehmungen, der Geschichte im Allgemeinen und der deutschen Geschichte im Besonderen geeignet ist. Die „Manieren der Allwissenheit“ (BS, 20), die Position eines allwissenden Erzählers à la Balzac, der mit „göttergleiche[m] Überblick“ die objektive Weltrealität und die subjektiven Beweggründe einer Person zu erfassen vermag, können der Realität des geteilten Deutschlands nicht gerecht werden. „Das zweiseitige Problem der Wahrheitsfindung [wirkt] in die Phase der Konzeption hinein.“ (BS, 14). Zweiseitiges Problem, weil in der deutschen Realität des Jahres 1961 zwei politische Systeme, zwei unterschiedliche Deutungsmächte präsent waren, die jede für sich das Anrecht auf die Wahrheit geltend machten. Bedenkt man, dass neben diesen beiden Interpretationen der Wirklichkeit auch „die private Angelegenheit des Verfassers“ (BS, 13) entscheidend sein kann, so wird deutlich, wie das Problem der Wahrheitsfindung „die Auswahl der Einzelheiten [bestimmt], die den Text konstituieren sollen [...]“. (BS, 14).

Man könnte erwidern, dass jede Erzählung sich auf eine Auswahl von Einzelheiten stützt, und dass fast jeder narrative Text aus den Erfahrungen und Wahrnehmungen des Autors hervorgegangen ist. Dies sei nur zum Teil bestritten, da, wie wir festgestellt haben, ein Text als „Gewebe von Zitaten“ aufzufassen ist. Es geht hier darum, das Verfahren zu untersuchen, für das Johnson sich bewusst am Anfang seiner schriftstellerischen Tätigkeit entschieden und das er jahrelang

perfektioniert hat, und schließlich darum, die Intentionen zu erhellen, die er meines Erachtens gezielt verfolgt hat. Wir werden sehen, wie der Autor durch die Auswahl von möglichst vielen Details, durch das Einnehmen verschiedener Perspektiven, durch die Beschreibung vieler Biographien zwar versucht, die Wirklichkeit abzubilden, was so objektiv und ausführlich wie möglich erfolgen sollte, doch durch die Inszenierung des Mechanismus, der der Narration zugrunde liegt, den Zweifel am Anspruch selbst verdeutlicht und den Leser in die unbequeme Lage versetzt, sich immer wieder fragen zu müssen, was denn nun wahr sei.

Offensichtlich dient die mutmaßliche und polyphonische Erzählweise in Johnsons erstem Roman – MUTMASSUNGEN ÜBER JAKOB – dazu, zumindest ein kleines Spektrum an Teilwahrheiten über Jakobs Leben zu vermitteln. Die kursiv markierten Monologe sind Interpretationen, oft a posteriori entworfene Rekonstruktionen, Ausdruck der begrenzten Wahrnehmung der vier Erzähler. Die Dialoge vergleichen das Wissen der Gesprächspartner miteinander und schaffen ein oft strittiges Bild von der Wirklichkeit. Schließlich vervollständigen, ergänzen, korrigieren oder bestätigen die Erzählpartien, die einem mehr oder weniger allwissenden Erzähler zugeordnet werden können, das gesamte Bild.<sup>96</sup> Dem Anspruch auf „Objektivität“ und vor allem auf die möglichst genaue Wiedergabe der individuellen Teilwahrheiten werden die drei Erzählmodi gerecht, die Verantwortung eines kritischen und zugleich moralischen Urteils über Jakobs Tod bleibt am Leser haften. Eine ähnliche Leseerfahrung hält auch Johnsons zweiter Roman –

---

<sup>96</sup> Die narratologische Zuordnung der Erzählpartien ist in der Forschung immer noch umstritten. Mal spricht man von einem allwissenden Erzähler, mal lehnt man diese Interpretation ab. Das Ausmaß dieser Uneinigkeit darüber gibt Elisabeth K. Paefgen zusammenfassend in ihrem Aufsatz wieder. Paefgen verzichtet auf die Stanzelsche Terminologie des allwissenden Erzählers, analysiert die Erzählpartie mit den Kategorien Genettes und kommt zu dem Schluss, auch dadurch ließen sich nicht alle strittigen Fragen klären. Ihr Vorschlag, Genettes narratologische Theorie durch Begriffe wie „peridiegetisch“ und „Off- und In-Stimmen“ aus der Filmanalyse für eine Untersuchung der drei Erzählmodi zu erweitern, erweist sich als hilfreich und, wie die Autorin selbst sagt, umso treffender, da im Roman selbst Filmvergleiche auftauchen, die eine solche Herangehensweise bestätigen. Sie warnt aber auch davor, narratologische Analysen vorzunehmen, die sich durchgehend auf gängige Fachausdrücke des filmischen Schreibens stützen. Siehe Elisabeth K. Paefgen: „Was für ein Erzähler?! Uwe Johnsons ‘Mutmassungen über Jakob’ – (film-)narratologisch unter die Lupe genommen“. In: *Johnson-Jahrbuch* 13/2006, hrsg. von Michael Hofmann, S. 103–125.

DAS DRITTE BUCH ÜBER ACHIM bereit. Hier scheitert die von einem westdeutschen Journalisten vorgenommene Lebensbeschreibung eines DDR-Radrennfahrers daran, dass sich der Journalist und der ostdeutsche Verlag nicht über den Stellenwert von Fakten im Leben des Sportlers einigen können. Holger Helbig hat bemerkt, wie Johnson im Roman einen Ich-ERZÄHLER erschaffen hat, der nicht zu verwechseln ist mit Karsch als Erzähler und der einen Du-LESER in seine Überlegungen mit einbezieht.<sup>97</sup> Karsch übernimmt im Roman die Rolle eines Historikers, der auf die Wahrheit zielend um die Rekonstruktion tatsächlicher Ereignisse ringt, wobei hingegen der ERZÄHLER die Rolle des Erfinders, des Romanverfassers innehat, der um Authentizität, um Wahrhaftigkeit bemüht ist.<sup>98</sup> Karschs Unterfangen scheitert, das des ERZÄHLERS liegt uns in Buchform vor.

Dass es hier um das narrative Problem der Grenze zwischen Fakten und Fiktion und um die Grenze zwischen West- und Ostdeutschland handelt, hat Holger Helbig bereits bewiesen. Die Frage nach der Beziehung von Wahrheit und Authentizität hin zur Wahrhaftigkeit bleibt allerdings offen<sup>99</sup> und ließe sich lediglich anhand einer akribischen Untersuchung beantworten, die eine eigenständige Arbeit verlangen würde. Sicherlich zeigt Uwe Johnson in diesem Roman auf, die Unmöglichkeit zur Wahrheit durch Fakten zu gelangen, aber doch die Möglichkeit zu einem wahrhaftigen, oder wie Ginzburg sagen würde, wahrscheinlichen Entwurf der Realität durch fiktionale Genauigkeit. Etwas vereinfachter, jedoch auf der Linie des Strukturprinzips der vorangegangenen Romane ist auch Johnsons drittes Buch. Der Titel, ZWEI ANSICHTEN, suggeriert zwar, dass eine Geschichte aus zwei Perspektiven vorgestellt werde, allerdings trifft das nur bedingt zu, da die Handlung von einem Erzähler aus einer Beobachterposition wiedergegeben wird. Nichtsdestoweniger ergibt sich aus der Tatsache, dass der Erzähler die Geschichte jeweils aus dem Erfahrungshorizont der beiden Hauptfiguren schildert, eine ge-

---

<sup>97</sup> Holger Helbig: *Beschreibung einer Beschreibung. Untersuchungen zu Uwe Johnsons Roman „Das dritte Buch über Achim“*, Göttingen 1996.

<sup>98</sup> Ebd. S. 49.

<sup>99</sup> Holger Helbig weist selbst in einer Fussnote darauf hin, dass „es sicherlich lohnend wäre zu untersuchen, wie sich Authentizität und Wahrheit aus narrativer Sicht zur Wahrhaftigkeit verhalten.“ Dies tut er, wie mir scheint, aber nicht. Siehe Holger Helbig, *Beschreibung einer Beschreibung*, a.a.O., S. 49.

wisse Polyperspektivität, und man erhält stets eine andere Sicht auf dieselbe Handlung. Der Erzähler erscheint im Roman einerseits als Zeuge eines Unfalls des männlichen Protagonisten B., andererseits wird vermittelt, dass der Erzähler die Geschichte erst am Ende von der Protagonistin D. erfahren habe und er die Geschichte nur unter der Bedingung erzählen dürfe, „alles zu erfinden“. Auch wenn man erst am Ende explizit in das Spiel mit der Fiktionalität einbezogen wird, erhält der Text ausreichende Indizien für die Annahme, dass auch Johnsons dritter Roman sich zwischen dem Anspruch auf Genauigkeit und der Inszenierung des konstruktiven Charakters des Erzählten bewegt. Die Kluft zwischen subjektiver Wahrnehmung und objektiver Wirklichkeit, zwischen Wahrheit und Wahrhaftigkeit sowie die Beziehung zwischen Fiktion und Historie sind Themenbereiche, die in Johnsons Romanen wiederholt reflektiert werden. Strukturell wird die fiktionale Welt des Erzählten durch ein sammelndes und selektives Verfahren entworfen, das benutzt und sogar inszeniert wird, um die mangelnde Stichhaltigkeit von tradierter und allgemein gültig deklarerter Wahrheit und ihren die Macht stützenden Charakter aufzudecken. Man hat geradezu den Eindruck, dass Uwe Johnson – im Vergleich zu einem Richter – in umgekehrter Richtung vorgeht: Seine Suche nach Spuren, sein Sammeln von Indizien zielt nicht auf ein endgültiges Urteil ab, sondern auf die Entlarvung der Unmöglichkeit eines solchen Urteils und eine Bestärkung des Verantwortungsbewusstseins des Lesers. Und doch ist das Bloßstellen der grundlegenden Selektion bereits ein erstes Manöver zur Lenkung des Leserurteils.

### 3. Uwe Johnsons „Jahrestage“

#### 3.1. Struktur

Im dreiteiligen und vier Bände umfassenden Roman JAHRESTAGE. AUS DEM LEBEN VON GESINE CRESSPAHL werden Gesine Cresspahl, den Lesern bereits aus MUTMAS-SUNGEN ÜBER JAKOB bekannt, und die Tochter Marie vorgestellt, die seit sechs Jahren in New York leben. Die Diegese erstreckt sich über 366 (Tages)Eintragungen, mit dem 21. August 1967 beginnend – ein nicht datiertes Kapitel ist vorangestellt – und am 20. August 1968 endend. Im Laufe dieses Jahres werden aktuelle Ereignisse, der Lektüre der *New York Times* entnommen, und fiktive Elemente aus dem Alltagsleben von Gesine und Marie geschildert. Die Gegenwart alterniert mit der Rekonstruktion der Vergangenheit durch Gesine, die Marie Tag für Tag die Geschichte der Familie von 1931 bis 1962 erzählt. Die Romanstruktur wird also von zwei räumlichen sowie zeitlichen Sphären getragen: eine Gegenwartsebene innerhalb eines Jahres in der Weltmetropole New York und eine dreißig Jahre lange währende Vergangenheitsebene, die zumindest bis 1953 in der Provinzstadt Jerichow spielt.<sup>100</sup> Aus dieser scheinbaren Linearität der Geschichte, der Geschichte von Gesines Familie, sowie der Geschichte Maries und Gesines in New York, zweigen sich Erzählungen unterschiedlicher Art ab, so dass man sich bereits vor der Wiedergabe des Plots die Frage stellen muss, *was* wird erzählt, *wie* wird es erzählt und in *welcher* Beziehung steht das Was zu dem Wie.

---

<sup>100</sup> Die Grenze der beiden Sphären wird textimmanent durch den Umzug nach New York (1961) und den Tod Heinrich Cresspahls (1962) gezogen, wobei im Roman nicht selten auch einige Ereignisse aus den Jahren zwischen 1961 und 1967 präsentiert werden. Über die Beziehung der beiden Erzählstränge zueinander ist man sich in der Forschung nicht einig. Im Hinblick auf den Heimatgehalt der zwei Orte stehen New York und Jerichow für Norbert Mecklenburg einander gegenüber. Er erfasst die zwei Zentren des Romans rein räumlich und sieht dementsprechend den Roman geprägt „von der Aufspaltung in zwei antagonistische Räume mit gleichermaßen mangelhaften Heimatqualitäten.“ Vgl. Norbert Mecklenburg: „Ein Land, das ferne leuchtet. Uwe Johnsons Heimatkonzept im Früh- und Spätwerk“, in: *Über Uwe Johnson*, hrsg. von Raimund Fellingner, Frankfurt am Main 1992, S. 334–371. Peter Pokay und Ulrich Krellner lehnen hingegen die Idee einer Opposition ab und unterstreichen, wie die zeitliche und räumliche Dimension durch die zwei Städte in einem Wechselverhältnis steht. Die Gegenwart gibt oft Anstoß für die Rekonstruktion der Vergangenheit und sie wird ihrerseits durch die Vergangenheit erhellt und entfremdet zugleich. Räumlich wird die amerikanische Metropole plastischer durch die

Schenkt man Uwe Johnsons Worten Gehör, sollte die „Prüfung eines Romans“ mit dem Titel und dem Anfang beginnen<sup>101</sup>, und damit will auch diese Untersuchung ihren Anfang nehmen. Der Titel des Romans besteht aus zwei Elementen: Einem ersten Wort – JAHRESTAGE –, das als Haupttitel fungiert, und einem zweiten, ausformulierten Segment – AUS DEM LEBEN VON GESINE CRESSPAHL –, das wie ein Untertitel wirkt. Wenn man das Wort „Jahrestage“ liest, ohne Vorkenntnisse über den Roman zu haben, denkt man zuerst an jährlich wiederkehrende Anlässe wie zum Beispiel Geburtstage oder Hochzeitstage, wobei das Wort in dieser Bedeutung meistens im Singular benutzt wird. Die Pluralform eröffnet ein etwas breiteres semantisches Feld: Mit ihr werden nicht nur Jubiläen assoziiert, sondern alle Tage eines nicht näher spezifizierten Jahres.<sup>102</sup> Man erwartet als

---

Evokation von Jerichow. Siehe Peter Pokay: „Utopische Heimat. Uwe Johnsons Jahrestage“, in: *Studia Germanica Posnaniensia* 10/1982, 51–76. Vgl. Ulrich Krellner: „Was ich im Gedächtnis ertrage“. *Untersuchungen zum Erinnerungskonzept von Uwe Johnsons Erzählwerk*, Würzburg 2003. Kristin Jahn behauptet zunächst, die zwei Handlungsorte seien einander gegenübergestellt, verweist wenig später aber darauf, wie Vergangenheits- und Gegenwartsbeschreibung in Korrespondenz zueinander treten. Vgl. Kristin Jahn: „Vertell, vertell. Du lüchst so schön.“ *Uwe Johnsons Poetik zwischen Anspruch und Wirklichkeit*, Heidelberg 2006, S. 232.

<sup>101</sup> „[B]ehalten Sie den Titel in Gewahrsam. Hat er Sie hineingelockt in eine Erwartung, die dann nicht erfüllt wird? Was immer Sie finden, es muss Platz finden unter der Überschrift. Am Ende muss der Titel so in Form sein, dass er jedes einzelne Wort des Buches umfassen kann. [...] Behalten Sie den Anfang so unnachsichtig wie möglich. [...] alles nun Folgende muss der Anfang angekündigt haben. Die ersten Seiten sollen hohle Behältnisse vorbereiten, mit einer Wandung aus Erwartung, in die müssen die späteren Wendungen der Geschichte fallen wie in eine Fanggrube, wie der Kolben in ein Gelenk, so dass nichts hohl bleibt und doch das Spiel locker.“, Uwe Johnson: *Wenn Sie mich fragen...*, in Eberhard Fahlke (Hg.): »Ich überlege mir die Geschichte«, a.a.O., S. 54 f.

<sup>102</sup> Die Doppelbedeutung des Titels ist in der Forschung bereits mehrmals untersucht worden. Siehe Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“: Erzählstruktur und politische Subjektivität*, Göttingen 1990, S. 78; Norbert Mecklenburg: *Die Erzählkunst Uwe Johnsons*, Frankfurt am Main 1997, S. 214–218; Thomas Schmidt: *Der Kalender und die Folgen. Uwe Johnsons Roman „Jahrestage“*. Ein Beitrag zum Problem des kollektiven Gedächtnis, Göttingen 2000, S. 60. Johnson selbst hat sich in einem Brief an Siegfried Unseld bezüglich des Titels wie folgt geäußert: „Erlaube, dass ich noch einmal die zweifache Erklärung des Titels wiederhole. Es sind Tage eines Jahres im Leben einer Person [...]. Es sind zum anderen wiederholte Tage, Jahrestage (erwarteter Massen nicht Jubiläen [!]) aus der Vergangenheit der Person.“, in: Uwe Johnson und Siegfried Unseld: *Der Briefwechsel*, hrsg. von Eberhard Fahlke und Raimund Fellingner, Frankfurt am Main 1999, S. 663. Im Folgenden zitiert als: BWU.

Leser eine zeitlich geordnete, aufzählende Erzählweise, strukturiert wie ein Tagebuch, eine Chronik, ein Kalender oder ähnliches. Letztere sind Bezeichnungen, die man gerne in der Forschung für die Umschreibung der Romanstruktur benutzt und die – gemäß den datierten Tageseintragungen – zweifellos ihre Gültigkeit besitzen. Das zweite Segment des Titels scheint die Vermutungen aus dem ersten Wort ergänzen und zugleich korrigieren zu wollen. Eine schnelle Lektüre verleitet zu der Annahme, erzählt werde das Leben einer Gesine Cresspahl, was eigentlich auch stimmt. Das Wort „Leben“ weitet die Erwartung aus, indem es suggeriert, dass es nicht nur um ein Jahr gehen soll, sondern um die Existenz der erwähnten Person. Die Zeitspanne des Erzählten scheint durch dieses Wort im „Untertitel“ umfassend präsentiert, als das erste Wort hat vermuten lassen. Gleichsam aber gibt die Präposition „aus“ klar zu verstehen, dass nicht das ganze Leben von Gesine Cresspahl zur Debatte steht – dies wäre erreicht, wenn da nur „Das Leben von Gesine Cresspahl“ stünde –, sondern eine bestimmte, in Unklarheit gelassene Auswahl davon: Vielleicht doch nur ein Jahr? Der Titel liefert dem Leser also einiges an Informationen und weckt Erwartungen: Die Hauptfigur des Romans ist eine gewisse Gesine Cresspahl; erzählt wird aus ihrem Leben, womöglich aus einem Jahr in ihrem Leben, wahrscheinlich in chronologischer Form.

Schlägt man die erste Seite des Romans auf, so wird die anfängliche durch den Haupttitel vermittelte Erwartung leicht enttäuscht. Der Roman weist zu Beginn keinerlei Anzeichen einer chronologischen Struktur auf, wie die Pluralform „Jahrestage“ suggeriert, sondern setzt mit einer Naturbeschreibung allgemeiner Art ein:

Lange Wellen treiben schräg gegen den Strand, wölben Buckel mit Muskelsträngen, heben zitternde Kämmen, die im grünsten Stand kippen. Der straffe Überschlag, schon weißlich gestriemt, umwickelt einen runden Hohlraum Luft, der von der klaren Masse zerdrückt wird, als sei da ein Geheimnis gemacht und zerstört worden. Die zerplatzende Woge stößt Kinder von den Füßen, wirbelt sie rundum, zerrt sie flach über den graupligen Grund. (JT, 7)

In diesen ersten Zeilen beschreibt eine heterodiegetische, nullfokalisierte narrati-

ve Instanz, wie Wellen gegen den Strand schlagen.<sup>103</sup> Mit dem Gestus eines Beobachters wird dieser Verlauf präzise beschrieben und – wie Liselotte Davis dazu bemerkt hat – vermittelt die Verwendung der Verben im Präsens zum einen den Eindruck, dass hier ein bestimmtes Geschehen in seiner Aktualität gezeigt wird, ohne allerdings eine zeitliche Anordnung vorzunehmen, zum anderen drückt sie eine allgemeine, zeitlose Beschreibung aus.<sup>104</sup> Durch den Rückgriff auf das Präsens wird man als Leser in der Illusion einer Zeitlosigkeit gewiegt. Nicht einmal die Erwähnung der Kinder vermag der Szene eine zeitliche Bestimmung in der Gegenwart zu geben. Vielmehr führt sie die Tatsache vor Augen, dass das Gewicht von Kindern der Kraft der Wellen nicht standhalten kann. Dadurch, dass in den vorangegangenen Zeilen weder von Kindern noch von anderen Menschen die Rede ist, bleibt die Szene nach wie vor zeitlich unbestimmt und selbst die räumliche Anordnung – um welchen Strand handelt es sich hier? – wird im Dunkeln gelassen. Auch die Einführung des Wortes „Geheimnis“ bekräftigt den Eindruck einer mangelnden Verortung, zeitlich wie räumlich, und seine Bedeutung bleibt vorerst un-

---

<sup>103</sup> So Matthias Wilde mit Rekurs auf Genettes Terminologie. Siehe ders: *Die Moderne beobachtet sich selbst. Eine erzählanalytische Untersuchung zu Uwe Johnsons „Jahrestage“, seinem Fragment „Heute Neunzig Jahr“ und zu Rober Musils „Der Mann ohne Eigenschaft“*, Diss. vorgelegt an der Universität Bremen, 20. Februar 2007, S. 18, S. 21 und S. 26–32. Wilde weist darauf hin, dass „nullfokalisiert“ irreführend sein könne, da der Erzähler auswähle [!] und damit perspektiviert sei. Daher schlägt er vor, den Begriff der Übersichtsperspektive zu benutzen. Dieser unterscheidet sich allerdings nicht von Genettes Begriff der Nullfokalisierung. Beide Begriffe implizieren, dass der Erzähler eher die Zusammenhänge als die Protagonisten kennt. In dieser Arbeit wird weiterhin mit Genettes Terminologie gearbeitet und mit ihm unter Nullfokalisierung eine „*ad libitum* multifokalisierte Erzählung“ verstanden. Vgl. Gérard Genette: *Die Erzählung*, dt. von Andreas Knop, München 1994, insbesondere S. 134–138, hier S. 136. Matthias Wilde gilt mein herzlichster Dank für die Erlaubnis, seine Dissertation vor der Veröffentlichung einsehen zu dürfen. Ulrich Fries nennt den Anfang zunächst einen Erzählerbericht mit objektiver Perspektive, um ihn dann mit Stanzel als auktorialen Erzählsituation mit allwissender Außensicht präziser zu erfassen. Siehe Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O., S. 21 und S. 23. Beide Erklärungen implizieren, dass die Landschaft von außen geschildert wird.

<sup>104</sup> Liselotte M. Davis: „Diachronie und Synchronie: Das Faulknorsche Element im Prolog zu Uwe Johnsons *Jahrestage*“, in: *Internationales Uwe-Johnson-Forum. Beiträge zum Werkverständnis und Materialien zur Rezeptionsgeschichte* 3 (1993), hrsg. von Carsten Gansel, Bern Neumann und Nicolai Riedel, Frankfurt am Main 1993, S. 105–120. Hier S. 111.

klar. Die durch den Titel evozierten Erwartungen erfüllen sich in diesen ersten Zeilen noch nicht. Erst in den nächsten Zeilen werden Elemente eingeführt, die eine Brücke zwischen Titel und Anfang schlagen:

Jenseits der Brandung ziehen die Wellen die Schwimmende an ausgestreckten Händen über ihren Rücken. Der Wind ist flutterig, bei solchem drucklosen Wind ist die Ostsee in ein Plätschern ausgelauten. Das Wort für die kurzen Wellen der Ostsee ist kabbelig gewesen. (JT, 7)

Erzähltechnisch vollzieht sich im zweiten Teil des Abschnitts eine Verschiebung der Erzählperspektive: Von einer nullfokalisierten Perspektive zu einer intern fokalisierten.<sup>105</sup> Obwohl die Schwimmende nicht benannt wird, ist eine Assoziation zwischen ihr und Gesine Cresspahl praktisch unvermeidbar. Der noch unwisende Leser hat nur diesen weiblichen Namen als Anhaltspunkt für die Bestimmung der Schwimmenden und durch diese erste Assoziation beginnt die Naturbeschreibung, Konturen zu bekommen. Zumindest kann man vermuten, dass die See, in der sich die Schwimmende befindet, ein konkreter Ort ist, und dass die Szene doch nicht so zeitlich allgemein gehalten ist wie angenommen. Der Übergang der Verben vom Präsens ins Perfekt bestätigt schließlich diese Annahme, er eröffnet zugleich die zeitliche Dimension der Vergangenheit und führt die Erinnerung als narratives Mittel ein. Die Sphäre der Vergangenheit wird sofort verortet, und in gegenteiliger Assoziation kann man annehmen, dass sich die Gegenwart anderswo abspielt, und zwar an einem Ort, an dem das Wort für die kurzen Wellen *nicht* kabbelig lautet. Die verbale Wendung markiert zugleich den Perspektivenwechsel.

Bereits aus diesen ersten Zeilen wird die Komplexität der Romanstruktur vorgeführt, die im zweiten Absatz erneut aufgegriffen wird:

Das Dorf liegt auf einer schmalen Nehrung vor der Küste New Jerseys, zwei Eisenbahnstunden südlich von New York. Die Gemeinde hat den breiten Sandstrand abgezäunt und verkauft Fremden den

---

<sup>105</sup> Gemäß seiner Entscheidung, die Stanzelsche Terminologie zu benutzen, spricht Ulrich Fries hier von erlebter Rede. Er unterstreicht, dass dies keinen Wechsel in der Erzählsituation, sondern in der Erzählperspektive bedeute: Das Vergangene wird aus der Innenperspektive gezeigt. Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O., S. 23.

Zutritt für vierzig Dollar je Saison, an den Eingängen lümmeln uniformierte Rentner und suchen die Kleidung der Badegäste nach den Erlaubnisplaketten ab. Offen ist der Atlantik für die Bewohner der Strandvillen, die behäbig unter vielflächigen Schrägdächern sitzen, mit Veranden, doppelstöckigen Galerien, bunten Markisen, auf dem Felsdamm oberhalb der Hurrikangrenze. (JT, 7)

Narratologisch ist der zweite Absatz parallel zum ersten konstruiert. Eine heterodiegetische, nullfokalisierte narrative Instanz gibt knappe Auskünfte über den nicht näher zu erkennenden Ort. So erfährt man, dass sich die Gegenwartshandlung an einem Seeort südlich von New York in den Vereinigten Staaten abspielt. Nach der Verortung der Vergangenheitsebene wird hier die räumliche Anordnung der Gegenwartsebene vollzogen. Im Vergleich zum anfänglichen Abschnitt, in dem die Wortwahl eine quasi idyllische Stimmung heraufzubeschwören vermag, werden hier durch die Worte Grenzen gezogen, die für Irritation zu sorgen können. Die Gemeinde steht den Fremden gegenüber, die uniformierten Rentner den Badegästen, so wie der abgezaunte Strand dem offenen Meereszugang: Eine mathematisch-binarische und zugleich semantische Opposition. Angespielt wird dadurch auf vorgegebene, gesellschaftlich bedingte Grenzziehungen von Klassenstrukturen. Gewöhnliche Badegäste dürfen gerne Geld ausgeben, um an den Strand zu gehen, den Bewohnern der Strandvillen dagegen, die wohlgermerkt *behäbig* dasitzen, steht der Ozean offen. Die rhetorische Einreihung von Substantiven, eines der beliebtesten Stilmittel Johnsons – „mit Veranden, doppelstöckigen Galerien, bunten Markisen“ – sowie die parataktische Adverbialergänzung – „auf dem Felsdamm oberhalb der Hurrikangrenze“ – verstärken den Eindruck eines privilegierten Status im Vergleich zu den uniformierten *lümmelnden* Rentnern und zahlenden Badegästen. Worte wie *behäbig* und *lümmeln* erwecken den Eindruck eines versteckten moralischen Urteils und deuten einen Wechsel in der Erzählperspektive an.<sup>106</sup>

---

<sup>106</sup> In der Verwendung des Verben „lümmeln“ sieht Ulrich Fries nicht nur die Verschiebung der Erzählperspektive, von allwissender zu Innenperspektive vollzogen, sondern auch die der Erzählsituation, von auktorialer zu personaler. Siehe Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O., S. 24. Stilistische Signale für einen Wechsel in der Perspektive kann man durchaus identifizieren, aus diesen aber eine Änderung der Erzählsituation zu schließen impliziert die Vorwegnahme des nachfolgenden Abschnitts.

Verstärkt wird dieser Eindruck durch den nächsten Abschnitt:

Die dunkelhäutige Dienerschaft des Ortes füllt eine eigene Kirche, aber Neger sollen hier nicht Häuser kaufen oder Wohnungen mieten oder liegen in dem weißen grobkörnigen Sand. Auch Juden sind hier nicht erwünscht. Sie ist nicht sicher, ob Juden vor 1933 noch mieten durften in dem Fischerdorf vor Jerichow, sie kann sich nicht erinnern an ein Verbotsschild aus den Jahren danach. (JT, 7)

Noch immer wird dieser Abschnitt von einer heterodiegetischen Erzählinstanz übermittelt. Die Erzählperspektive allerdings, die am Anfang des zweiten Absatzes noch nullfokalisiert war, wird spätestens mit der Verwendung des Modalverbs *sollen* durch eine internfokalisiertem Perspektive ersetzt. Inhaltlich wird die Lokalisierung der Vergangenheitsebene durch die Erwähnung der Namen Jerichow und der Zeitmarke 1933 näher spezifiziert. Der Text operiert weiterhin mit der Gegenüberstellung von Vergangenheits- und Gegenwartsebene und innerhalb letzterer mit der von unterschiedlichen semantischen Feldern. Deutlich erkennbar ist der Kontrast zwischen der dunkelhäutigen Dienerschaft und dem weißen Sand sowie der suggerierte Unterschied zwischen dem gesellschaftlichen Status von Diener und Herrscher. Die sukzessive Verwendung von Bindeworten – aber, oder – macht die oppositionelle Struktur des Abschnitts noch deutlicher, indem sie die Kluft zwischen einer gefüllten Kirche, d.h. einer potentiellen Überzahl von dunkelhäutigen Einwohnern, und der Begrenztheit von weißhäutigen Privilegierten andeutet. Die restriktive Konjunktion „aber“ markiert zugleich den narratologischen Wechsel zu einem inneren Monolog aus dem Bewusstsein der weiblichen Figur.<sup>107</sup> Durch die parataktische Reihung von Verben, die in sich bereits eine Zuspitzung ex negativo enthält – kaufen, mieten, liegen –, wird dem Assoziieren von kontrastiven Merkmalen, die mit der Rassismusproblematik verbunden sind, Raum gegeben. Die Verwendung der Modalpartikel „auch“ für die Einführung der Juden eröffnet das Problemfeld „Rassismus“, wobei hier weniger von einer kontrastiven Verknüpfung zu sprechen ist, sondern von einer gedanklichen Kombination zwi-

---

<sup>107</sup> Der Analyse von Matthias Wilde folgend. Vgl. ders. *Die Moderne beobachtet sich selbst*, a.a.O., S. 28. Für Fries handelt sich hier um eine personale Erzählsituation. Siehe Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O., S. 24.

schen „Neger“ und „Juden“, zwischen benachteiligten Minderheiten.<sup>108</sup> Das assoziative Springen in den Gedanken wird potenziert durch die Einführung der Erinnerung und erneut befinden wir uns in einer Erzählsituation eines heterodiegetischen Erzählers und einer internen Fokalisierung. Im Gegensatz zum vorherigen Absatz aber, in dem der Vorgang der Erinnerung zu einem sicheren Befund führt – „Das Wort für die kurzen Wellen der Ostsee ist kabbelig gewesen.“ –, werden hier eine Wissenslücke und die Brüchigkeit der Erinnerung gezeigt: „Sie ist *nicht* sicher“ „Sie kann sich *nicht* erinnern“. Noch bevor die weibliche Figur genannt wird, erhält der Leser einige Informationen über sie und über Raum- und teilweise Zeitordnung, Weiteres kann er sich denken, vieles bleibt obskur. Erst in den nächsten Sätzen wird die Figur namentlich erwähnt.

Sie hat hier einen Bungalow auf der Buchtseite von Freunden auf zehn Tage geliehen. Die Leute im Nachbarhaus nehmen die Post an und lesen die Ansichtskarten, die das Kind aus dem Ferienlager an »dear Miss C.« schreibt, aber sie beharren auf der Anrede »Mrs. Cresspahl«, und mögen auch sie für eine Katholikin irischer Abstammung ansehen. (JT, 7)

Der Abschnitt weist weiterhin eine heterodiegetische Erzählinstanz mit interner Fokalisierung auf, wobei man durch die Verwendung des Modalverbs „mögen“ das Ende des letzten Satzes sowohl als vom Erzähler berichtete Rede als auch als inneren Monolog aus dem Bewusstsein Gesines interpretiert werden kann.<sup>109</sup> Die unerwartete Erwähnung des Kindes wirft eine Reihe von Fragen auf: Wer ist dieses Kind? Wessen Kind ist das? Sie bleiben unbeantwortet, da es im Text bisher keine Anknüpfungspunkte gibt, die zu einer Zuordnung des Kindes beitragen könnten.

---

<sup>108</sup> Fries sieht in der Verwendung des Bindeworts „auch“ eine logische Ungenauigkeit: Wenn die Juden auch unerwünscht seien, impliziert dies, dass die schwarze Dienerschaft ebenfalls nicht willkommen sei. Die Tatsache aber, dass sie als Diener fester Bestandteil der Herrschaft sind, ist für Fries der Beweis dafür, dass sie durchaus erwünscht sind. Es scheint so, als würde die Ungenauigkeit eher bei Fries liegen. Wenn man daran denkt, dass die Dunkelhäutigen weder Häuser kaufen noch Wohnungen mieten noch am Strand liegen sollen, wird deutlich, dass ihre Anwesenheit im öffentlichen Raum nicht geduldet wird. Ebd., S. 25.

<sup>109</sup> Ulrich Fries deutet die ganze Passage als typisch personale Erzählsituation. Bereits in der Erwähnung des Kindes sieht Fries den Beweis dafür, dass wir uns im Bewusstsein einer Person befinden. Ebd., S. 26.

Die zum Ausdruck gebrachte Vermutung über die Abstammung von Mrs. Cresspahl und vor allem die vor das Personalpronomen gesetzte Modalpartikel „auch“ lässt zum einen erahnen, dass Mrs. Cresspahl keine Katholikin irischer Abstammung ist, zum anderen steht die Frage im Raum, wer sonst irischer Abstammung sei. Am Ende der ersten Seite hat nun der Leser einige vage Informationen über Gesine Cresspahl und über die Handlungsorte, vor allem aber hat er viele Fragen und eine Vorahnung von der strukturellen Kompliziertheit des Romans. Schlägt man nun die zweite Seite des Romans auf, wird man zur allgemeinen Verblüffung auch noch mit einem Schnitt konfrontiert, der sowohl sprachlich als auch optisch markiert ist:

*Ge-sine Cress-pål*  
*ick peer di dine Hacken dâl (JT, 8)*

Durch eine Leerzeile vom vorherigen und folgenden Absatz getrennt, schaffen es diese zwei Sätze, den Erzählfluss zu unterbrechen. Der Spruch mutet zunächst unverständlich an, und nur wer sich an das Wort „kabelig“ erinnert, erkennt hier sofort das Plattdeutsche. Die Übersetzung – Gesine Cresspahl / ich trete dir deine Hacken runter – trägt wenig zu seinem Verständnis bei, aber zumindest macht der Spruch durch die Namensnennung deutlich, dass es sich bei der weiblichen Figur auf der ersten Seite wirklich um Gesine Cresspahl handelt. Die graphische und sprachliche Markierung weist auf einen erneuten Wechsel der Erzählsituation hin: Blieb am Ende der ersten Seite noch unklar, ob die geäußerte Vermutung als berichtete Rede oder innerer Monolog zu interpretieren ist, kann der plattdeutsche Spruch problemlos als „eine im inneren Monolog gesprochene [oder gedachte, V.C.] Erinnerung“ verstanden werden.<sup>110</sup> Zwar ist noch unklar, ob wir uns im Bewusstsein Gesine Cresspahls befinden und ob es sich hier um ihre Erinnerung handelt, doch da sie bislang die einzige Figur ist, die im Titel und im Roman benannt worden ist, scheint es unvermeidbar zu sein, diese Sätze mit ihrer Erinnerung und ihren Gedanken zu assoziieren.<sup>111</sup>

---

<sup>110</sup> Ingeborg Hoesterey-Moffet: *Uwe Johnson „Jahrestage“ . Die Verkomplizierung des Ich-Romans in der Moderne*, Cambridge 1977. Zitat S. 23.

<sup>111</sup> Für Ulrich Krellner handelt es sich hier gewiss um eine *mémoire involontaire* Gesines. Vgl. Ulrich Krellen: „Was ich im Gedächtnis ertrage“, a.a.O., S. 198

Der anschließende Absatz ist – wie Ulrich Fries es betrachtet hat – strukturell wie der Anfang konzipiert: Er fängt mit einer Landschaftsbeschreibung an und endet in Gesines Gedanken mit einer anderer Landschaft aus der Vergangenheit. Weiterhin wird er von einem heterodiegetischen Erzähler übermittelt, der die erzählte Figur Gesine Cresspahl intern fokalisiert. Anders als der Anfang beginnt aber dieser Absatz mit einem Verb im Perfekt und wechselt dann mit dem zweiten Satz ins Präsens: „Der Himmel *ist* lange hell *gewesen*, blau und weißwolkig, die Horizontlinie dunstig. Das Licht drückt die Lider nieder.“ (JT, 8). Es bleibt zunächst unklar, ob durch das Perfekt die Vergangenheit der Ostsee – anknüpfend ans Perfekt des ersten Absatzes „Das Wort für die kurzen Wellen der Ostsee *ist* kabbelig *gewesen*“ – evoziert werden soll, oder ob das Tempus im gebräuchlichen Sinne eines gerade vergangenen Ereignisses zu verstehen ist. Durch den unvermittelten erneuten Übergang ins Präsens, das den restlichen Absatz beherrscht, tendiert man dazu, das Perfekt zu überlesen. Die Erwähnung von Worten, die „aus den benachbarten Gesprächen [...] wie aus einer Vergangenheit in den Schlaf“ dringen, scheint allerdings die vorgeschlagene erste Assoziation zu bestätigen. Zugleich wird hier die Engführung von Gegenwart und Vergangenheit wieder aufgegriffen und dadurch der Eindruck verstärkt, dass dies eines der wichtigsten Themen des Romans sei bzw. sein werde. Der Rest des Absatzes schildert zweifelsohne allbekannte Situationen aus dem Strandurlaub: Der Lichtdruck auf die Lider, das Bauen von Sandkissen, das Vorbeiziehen von Flugzeugen mit Werbesprüchen, Bootsgeräusche und das Aufschlagen der Wellen. Auffällig ist die Verwendung von Worten wie „Düsenjäger“ und „Geschosse“, die dem semantischen Feld des Krieges angehören. Verglichen werden diese Geräusche nicht mit Kriegsgeräuschen des Zweiten Weltkrieges, wie die Erwähnung des Jahres 1933 vermuten ließe, sondern mit Szenen aus Weltkriegsfilmen, die abends im Dorfkinos gezeigt werden. Dieser Hinweis kann als eine erste Andeutung für die vermittelnde Funktion von medial kodiertem Wissen verstanden werden, wie sie später im Roman vor allem Zeitungsartikeln, Fotografien und Filmen zugeschrieben wird.<sup>112</sup> Der Absatz endet mit dem Aufwachen Gesines und der Wahrnehmung des bläulichen Schindelfeldes

---

<sup>112</sup> Anders etwa bei Matthias Wilde: Hier deutet für Wilde der Erzähler an, dass die Erinnerung von sekundären Vorstellungen überlagert wird. Siehe ders: *Die Moderne beobachtet sich selbst*, a.a.O., S. 29.

einer Dachneigung, das in Gesine die Erinnerung an ein pelziges Strohdach in Mecklenburg evoziert. Die zunächst wage Nennung der Ostsee als Vergangenheitsebene von der ersten Seite erfährt hier eine nähere Spezifizierung durch die Einführung der „mecklenburgischen“ Gegend. Die Verwendung des Adverbs „wieder“ in Zusammenhang mit „als“ – „sie wacht auf [...] und sieht *wieder* das bläuliche Schindelfeld einer Dachneigung im verdüsterten Licht *als* ein pelziges Strohdach in einer mecklenburgischen Gegend [...].“ (JT, 8) – setzt ein klares Signal für das assoziative Vorgehen von Gesines Bewusstsein: Der gegenwärtige Raum ruft stets Bilder aus einer anderen, der Vergangenheit angehörenden Gegend wach, was zum einen auf die Interdependenz von Raum und Zeit hinweist und zum anderen noch einmal die Engführung von Gegenwart und Vergangenheit vor Augen führt. Dass wir es hier mit jemandem zu tun haben, der eine außergewöhnliche Beziehung zu seiner Vergangenheit hat, steht außer Frage und wird in der folgenden Textpassage noch deutlicher:

An die Gemeindeverwaltung von Rande bei Jerichow. Als ehemalige Bürgerin von Jerichow, und als ehemals regelmäßige Besucherin von Rande, bitte ich Sie höflichst um Auskunft, wie viele Sommergäste jüdischen Glaubens vor dem Jahr 1933 in Rande gezählt wurden. Mit Dank für Ihre Mühe. (JT, 8)

Eingebettet in die restlichen Passagen und doch abgesetzt als neuer Paragraph, unterscheidet sich dieser Passus in Sprachduktus und Stil sowohl von den vorherigen als auch den folgenden Sätzen und zeigt evidente Merkmale eines offiziellen Briefes. Ob es hier um einen von Gesine bereits verfassten oder noch zu entwerfenden Brief handelt, bleibt vorerst unklar.<sup>113</sup> Die Tatsache, dass auf den Seiten 382–385 des Romans die Antwort auf den Brief zu lesen ist, deutet auf jeden Fall darauf hin, dass der Brief irgendwann geschrieben und verschickt worden ist. Das können allerdings Leser, die mit dem Roman gerade erst begonnen haben, noch

---

<sup>113</sup> Ingeborg Hoesterey interpretiert die Passage als „im inneren Monolog entworfenen Brief“, vgl. Hoesterey: *Uwe Johnson „Jahrestage“*, a.a.O., S. 23. Liselotte Davis stellt hingegen die These auf, dass Gesine den Brief erst schreiben werde. Im Roman aber gibt es keinen Beweis für eine spätere Niederschrift des Briefes. Vgl. Liselotte Davis: „Diachronie und Synchronie“, a.a.O., S. 112 f. Ulrich Fries schließlich weist darauf hin, dass es sich um ein Zitat eines tatsächlich bereits erfassten Briefes handeln könnte. Vgl. Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O., S. 28.

nicht wissen. Nichtsdestoweniger gibt der Brief viele Informationen für ein besseres Verständnis dieses ersten Kapitels. Auffällig ist, wie hier zum ersten Mal das Personalpronomen „Ich“ auftaucht, das aufgrund vorangegangener Passagen mit Gesine Cresspahl identifiziert wird. Die Einführung der Ortsnamen „Jerichow“ und „Rande“ ermöglicht außerdem eine nähere Bestimmung der bereits erwähnten mecklenburgischen Küste und gewährt Einblicke ins spiralförmige Vorgehen des Erzählers: von einer allgemeinen Beschreibung bis zur schrittweise eingeführten Lokalisierung. Dies gilt nicht nur für die räumliche Verortung, sondern auch für die Erzählzeit und für die erzählte Zeit sowie für den Plot. Das Unwissen über die vergangenen Geschehnisse, darüber, ob Juden vor 1933 in dem Fischerdorf vor Jerichow mieten durften – „sie ist nicht sicher“, „sie kann sich nicht erinnern“ –, ist offensichtlich eine Lücke, die nicht zu ertragen ist. Das Fehlen an Wissen wird zum Movers einer Suche nach Gewissheit, oder anders ausgedrückt, nach historischer Wahrheit. Wenn Erinnerung und persönliches Wissen nicht ausreichen, werden externe Mittel zur Unterstützung hinzugefügt, Informationen aus anderen Quellen gesammelt, wobei nicht immer klar ist, ob die Inanspruchnahme solcher Auskünfte aus der Erzählinstanz oder aus der Hauptfigur hervorgeht. Im speziellen Fall des Briefes scheint es durchaus Gesines Verlangen nach Wissen zu sein, das die Niederschrift des Briefes angeregt. Wie wir bald erkennen werden, ist dies aber im Roman nicht immer der Fall.

Im folgenden Absatz wird erneut die spiralförmige Bewegung vorgeführt, die schon als strukturelles Merkmal für das erste Kapitel identifiziert worden ist. Ausgehend von einer Naturbeschreibung, erzählt aus noch nicht näher gekennzeichneteter heterodiegetischer Erzählinstanz, ist die Passage auf Gesine, die am Strand spazieren geht, fokalisiert und endet, so wie die bereits untersuchten Passagen, mit einer Erinnerungssequenz, die von neuem durch den Vergleich zwischen der amerikanischen und der mecklenburgischen Seelandschaft ausgelöst wird. Die Alternanz der Gegenwarts- mit der Vergangenheitsebene erfolgt, wie schon im ersten Abschnitt beobachtet, durch einen Tempuswechsel von Verben im Präsens zu Verben im Perfekt: „Abends ist der Strand hart von der Nässe, mit Poren gelöchert, und drückt den Muschelsplitt schärfer gegen die Sohlen. [...] Nach solchem Regen hat die Ostsee einen gelinden, fast gleichmäßigen Saum ans Land gewischt.“ (JT, 8). Die Erinnerung an das Kinderspiel wird dann im Präteri-

tum erzählt und der Abschnitt schließt wieder mit Verben im Präsens:

Beim Strandlaufen an der Ostsee gab es ein Spiel, bei dem die Kinder dem Vordermann jenen Fuß, der eben nach vorn anheben wollte, mit einem raschen Kantenschlag hinter die Ferse des stehenden Beins hakten, dem Kind das sie war, und der erste Fall war ungreiflich. Sie geht auf den Leuchtturm zu, dessen wiederkehrender Blitz zunehmende Schnitze aus dem blauen Schatten hackt. Alle paar Schritte versucht sie, sich von den Wellen aus dem Stand schubsen zu lassen, aber sie kann das Gefühl zwischen Stolpern und Aufprall nicht wieder finden. (JT, 8 f.)

Auch hier kennzeichnen die Tempora, vor allem das Perfekt und das Präteritum, eine Verschiebung der Erzählsituation. Werden die Beschreibungen im Präsens und Perfekt von der heterodiegetischen, nullfokalisierten Erzählinstanz präsentiert, so erweckt das Präteritum den Eindruck, dass die Vergangenheitsszene unmittelbar von Gesine selbst als erlebte Rede erzählt wird.<sup>114</sup> In der Tat aber ist die Sequenz weiterhin von der noch nicht erkennbaren Erzählinstanz übermittelt, die allerdings eine starke interne Fokalisierung aufweist. Dies wird auch vom dritten Tempuswechsel, vom Präteritum ins Präsens, bestätigt, zumal hier die Erzählinstanz – wie Ulrich Fries bemerkt hat – zum ersten Mal explizit Gesines Erinnerung zum Thema ihres Berichts macht: „Sie kann das Gefühl zwischen Stolpern und Aufprall nicht wieder finden.“ (JT, 9). Es ist auch Ulrich Fries, der darauf hinweist, wie dieses Gefühl, das nicht wieder gefunden werden kann, zum Gegenstand einer Suche nach etwas Verlorenem wird. Die Suche nach einem subjektiven, vergangenen Empfinden soll allerdings nicht isoliert betrachtet werden, sondern verbindet sich, vorerst zumindest durch den Vergangenheitsbezug, mit dem Verlangen nach objektiver, historischer Gewissheit, wie der Brief an die Gemeindevverwaltung von Rande deutlich macht. Die Erklärung des Kinderspiels gibt darüber hinaus einen inhaltlichen Aufschluss über den plattdeutschen Spruch und leitet zugleich den zweiten kursiv und durch Leerzeilen abgesetzten Passus ein: „*Can you teach me this trick, Miss C.? It might not be known in this country.*“

---

<sup>114</sup> So die Annahme Ulrich Krellners. Siehe Ulrich Krellner: „*Was ich im Gedächtnis ertrage*“, a.a.O., S. 202.

(JT, 9).<sup>115</sup> Ob es sich hier um eine erinnerte oder um eine imaginierte Frage handelt, kann man aus dem Text nicht erschließen, genauso wenig wie das Problem, wer diese Frage stellt oder gestellt hat. Man kann zwar dank der Anrede „Miss C.“ vermuten, dass es das Kind von der ersten Seite ist, Textbeweise dafür gibt es jedoch nicht. Die Verwirrung, die diese ersten zwei Seiten stiften, dürfte durchaus durch den neuen Abschnitt bestärkt werden, auch wenn er inhaltlich kein Problem darstellt:

An der israelisch-jordanischen Front ist wieder geschossen worden. In New Haven sollen Bürger afrikanischer Abstammung Schaufenster einschlagen und Brandbomben werfen. (JT, 9)

Unverkennbar ist hier der journalistische Ton und daraus lässt sich schließen, dass es sich um wiedergegebene Zeitungsmeldungen handelt.<sup>116</sup> Die schablonenhafte Wendung „Bürger afrikanischer Abstammung“ gehört zur *politically correctness* des Medienwortschatzes, und allein ihre Verwendung steht im klaren Kontrast zur vorher benutzten Formel der Alltagssprache „die dunkelhäutige Dienerschaft“ und zu ihrer pejorativen Zuspitzung „Neger“. Zwar mag das Modalverb „sollen“ für Irritationen sorgen und die Frage aufwerfen, ob die Meldung als Faktum, das sich tatsächlich ereignet hat oder als bloße Möglichkeit zu betrachten ist, doch die Dechiffrierung als modifizierter Zeitungsartikel bleibt unausweichlich. Problematisch wird es, wenn man sich fragt, wer die Meldung wiedergibt und welcher Quelle sie entstammt: Fragen, die auf der Basis der bislang gesammelten Informationen noch nicht zu beantworten sind. Wer den Roman gut kennt, dechiffriert diese Stelle problemlos als eines der strukturbildenden Elemente von *JAHRESTAGE*, und zwar als Resultat von Gesines täglicher Lektüre der *New York Times*. Ausgehend von der Sphäre der Erinnerung, markiert durch das Kinderspiel und durch die

---

<sup>115</sup> Ulrich Fries glaubt, dass sich die Frage auf das Problem des Erinnerns beziehe. Auch wenn er nicht explizit darauf hinweist, wird Fries vermutlich durch die Assoziation zwischen „the trick“ und der später vom Kind oft benutzten Wendung „Die Tricks der Erinnerung“ zu seinem Schluss gekommen sein. In den vorherigen und nachfolgenden Textpassagen allerdings gibt es noch keinen Anhaltspunkt für eine solche Interpretation. So oberflächlich es auch sein mag, die Frage kann sich zunächst nur auf den „Hackentrick“ beziehen. Vgl. Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O., S. 30.

<sup>116</sup> Entgegen Fries. Ebd.

kursiv gesetzte Frage, knüpft hier der Text durch die Zeitungsmeldungen unvermittelt an die Weltrealität des Jahres 1967 an. Von hier aus kehrt er dann in die Gegenwartsrealität Gesines zurück, die im nächsten Absatz in einem Zug nach New York sitzt. Diese Stelle des ersten Kapitels ist ein Unikum des gesamten Romans: Hier werden – im Gegensatz zu allen anderen Eintragungen – zwei Tage behandelt. Dies mag auch der Grund dafür sein, warum das Kapitel ohne Datum blieb: Seine Datierung hätte die sonst streng eintägige enumerative Struktur des Romans gesprengt.

Die beobachteten strukturellen Merkmale finden sich auch in folgendem Absatz wieder: Die Zugfahrt wird zum Anlass des assoziativen Erinnerns, das jedoch diesmal streng von der Gegenwart ausgeht. Löst der Zustand des Zuges in Gesine die Vermutung aus, „Jakob hätte so verwahrloste Wagen nicht vom Abstellgleis gelassen.“ (JT, 9), so ruft der Blick auf das Meer Bilder vergangener Ferien in Erinnerung. Die anschließende Frage – „Waren es Ferien?“<sup>117</sup> – relativiert hingegen das noch nicht eingesetzte Erzählen der Vergangenheit sofort und schließt die Möglichkeit einer idyllischen Verklärung derselben von vornherein aus. Die unvermittelte Einführung von Jakobs Namen als etwas bereits Bekanntes baut eine intertextuelle Brücke zwischen Johnsons erstem veröffentlichtem Roman MUTMASSUNGEN ÜBER JAKOB und seinem letzten. Kennt man den ersten Roman, kann man diesen Satz mit der Geschichte Jakobs füllen und im Wissen um seine ethische Einstellung gegenüber der Arbeit die Bedeutung des Satzes erschließen. Aber auch wenn der erste Roman nicht bekannt sein sollte, so wird doch durch diese Einführung eine erste Öffnung des Handlungsstranges und implizit das Versprechen einer Fortschreibung angedeutet. Während Jakob bloß eingeführt und in die Gegenwartsebene eingebettet wird, erfährt die Erzählung von vergangenen Ferien eine komplexere Vorführung. Als Gesines Erinnerung im Präteritum erzählt, weisen die

---

<sup>117</sup> Noch im Tageseintrag vom 17. März 1968 (JT, 878–887) sind die Tage in Althagen mit der Familie Paepcke von unbeschwerlicher Leichtigkeit: „Es waren Ferien, mit Ereignissen jeden Tag“. Je mehr die Erinnerungsarbeit Gesines voranschreitet und sich die Protagonistin ein Wissen aneignet über die Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes, desto mehr versteht man den Sinn dieser rhetorischen Frage, die sich nicht nur auf die Trennung Gesines vom Vater bezieht, sondern auch auf die Nähe Althagens zum Konzentrationslager Barth. Daher die lapidare Behauptung Gesines: „Heute weiß ich, daß die Ferien von anderer Art waren. Nicht weit von Althagen, auf der anderen Seite des Saaler Boddens, war das Konzentrationslager Barth.“ (JT, 955).

zwei Erzählstränge, die die Sommerferien 1942 und 1951 thematisieren, auf das besondere Konstruktionsprinzip von JAHRESTAGE hin: Die heterodiegetische Erzählinstanz sieht die Gegenwart mit den Augen Gesines und berichtet davon, wie sie die in ihrem Bewusstsein erlebte Gegenwart und vergangene Erlebnisse miteinander verknüpft. Der Erinnerungsprozess Gesines gibt die Rahmenbedingungen vor, aus denen die Erzählinstanz das Erinnererte poetisch gestaltet.

Im Sommer 1942 setzte Cresspahl sie in Gneez in einen Zug nach Ribnitz und erklärte ihr, wie sie da vom Bahnhof zum Hafen gehen sollte. Sie war so verstört von der Trennung, ihr fiel nicht Angst vor der Reise ein. Der Fischlanddampfer im Hafen von Ribnitz war ihr vorgekommen wie eine fette schwarze Ente. Auf der Ausfahrt in den Saaler Bodden hatte sie den ribnitzer Kirchturm im Blick behalten, den von Körkwitz dazugezählt, dann die Düne von Neuhaus auswendig gelernt, die ganze Fahrt bis Althagen rückwärts gewandt, um den Rückweg zur Eisenbahn, nach Jerichow später nicht zu verfehlen. 1942 im Sommer wollte Cresspahl das Kind eher aus dem Weg haben. (JT, 9)

Anfang und Ende dieses Erinnerungsstücks sind durch die Wiederholung des Jahres, durch die „erzählerische Klammerbildung“<sup>118</sup>, präzise eingerahmt: „Im Sommer 1942 [...] 1942 im Sommer“. Waren bislang bloße Andeutungen und einige wenige Spezifizierungen aufgefallen, so sind in dieser Passage sowohl die Zeit als auch der Ort genau angegeben. Die verstreuten Hinweise wirken wie kleine Spuren, aus deren Zusammenstellung, deren Sammeln langsam, sehr langsam Gesines Geschichte generiert wird. So erklärt das Bild von Gesine als Kind im Sommer 1942, warum sie nicht wissen kann, ob Juden vor 1933 Häuser mieten durften und warum sie sich an ein Verbotsschild aus den Jahren danach nicht zu erinnern vermag: Sie war damals noch zu klein oder womöglich noch nicht geboren. 1933 und 1936 wären schon jetzt als ihre möglichen Geburtsdaten anzunehmen, wenn man bedenkt, dass sie im Sommer 1942 allein gereist ist und daher nicht allzu klein gewesen sein dürfte, wiederum auch nicht zu groß, um Angst zu verspüren. Auch

---

<sup>118</sup> So nennt Norbert Mecklenburg die Einrahmung eines Abschnitts durch den gleichen, manchmal leicht variierten Satz. Dieses Erzählmittel ist in Johnsons Werk sehr häufig anzutreffen. Siehe Norbert Mecklenburg: *Erzählte Provinz. Regionalismus und Moderne im Roman*, Königstein 1982. Zitat S. 194.

die genauen örtlichen Angaben geben Aufschluss über die vorangegangenen Hinweise. Die Fahrt von Jerichow über Ribnitz nach Althagen auf Fischland, oder besser gesagt, der zwanghafte Versuch des Kindes Gesine, sich den Weg zu merken, um zurück nach Jerichow zu finden, gestatten dessen endgültige Lokalisierung als Gesines Heimatort. Bemerkenswert ist die Auswahl der Formulierung, die einen ersten Einblick in die angewandte Methode geben: Das Kind behält den Ribnitzer Kirchturm im Blick, zählt den von Körkwitz dazu, prägt sich die Düne von Neuhaus ein, und all das rückwärts gewandt. Durch das Betrachten der Landschaft, das Akkumulieren von Informationen, das Auswählen einiger Orientierungspunkten und das Sich-Einprägen derselben, wird die Möglichkeit einer Rekonstruktion der Vergangenheit – in diesem Fall der Weg von Jerichow nach Althagen – suggeriert: bewusst, konstruktiv, mathematisch und ökonomisch. Doch der Kommentar zu Johnsons *JAHRESTAGE* erwähnt, dass Körkwitz, ein Dorf zwischen Ribnitz und Dierhagen, nie eine Kirche gehabt habe.<sup>119</sup> Was nun hat das Kind alles mitgezählt? Ist das mangelndes Erinnerungsvermögen, ein unbeabsichtigter Fehler des Erzählers bzw. Verfassers oder vielleicht gar eine bewusst eingesetzte Irreführung? Über mögliche Antworten kann man nur spekulieren. Und natürlich machen sich nicht alle Leser die Mühe, jeden topographischen Hinweis Johnsons zu prüfen. Doch will man eine mikrologische Untersuchung vornehmen, so verursacht das tatsächliche Fehlen des Kirchturms von Körkwitz zumindest eine Irritation im Erwartungshorizont des Lesers. Hat man Jerichow, Rande, Gneez als fiktive Orte und Ribnitz, Althagen, Neuhaus, Körkwitz als reale Orte identifiziert, so sorgt die Vermischung des Faktischen – Körkwitz – mit dem Fiktiven – dem fehlenden Kirchturm – für Überraschung. Und von nun an ist man versucht, jede Spur im Auge zu behalten und ihr folglich nachzugehen. Das gilt umso mehr, wenn das Erzählte oder Erinnertere eine Lücke hinterlässt, wie im Falle der erwähnten Sommerferien von 1942. Anhand der gesammelten Informationen lässt sich zwar bereits eine mikrologische Rekonstruktion der Handlung vornehmen, sie erklären allerdings noch nicht, warum Cresspahl Gesine von sich weggeschickt hat und

---

<sup>119</sup> Die Information ist in der Online-Version des Kommentars und nicht in der Buch-Fassung zu finden. Vgl. Johnsons „*Jahrestage*“ – *Der Kommentar*, hrsg. von Holger Helbig, Klaus Kokol, Irmgard Müller, Dietrich Spaeth und Ulrich Fries, Göttingen 1999, S. 28 und <http://www.ndl.germanistik.phil.uni-erlangen.de/extras/johnkomm>. Letzter Abruf am 28.01.09.

wer Cresspahl überhaupt ist. Kennt man MUTMASSUNGEN ÜBER JAKOB, wird man Cresspahl als Heinrich Cresspahl, Gesines Vater, ausmachen, ansonsten vermutet man nur, dass es sich um einen Verwandten handelt. Man wird sich auf jeden Fall fragen, worin die Gründe liegen, die zur Trennung geführt haben.<sup>120</sup>

Dem gleichen Prinzip von genauen zeitlichen und örtlichen Angaben und bloßen erzählerischen Andeutungen folgen auch die anschließenden Sätze, die an den vorangegangenen Absatz durch die Wiederholung der Wendung „aus dem Weg“ angeknüpft sind und die dem Assoziationsfeld „Ferien“ zuzuordnen sind.

Aus seinem Weg hatte er sie 1951 geschickt, in den Südosten Mecklenburgs, fünf Stunden von Jerichow. Der Bahnhof von Wendisch Burg lag höher als die Stadt, vom Ende des blausandigen Bahnsteigs war der Ostrand des Untersee zu sehen, stumpf im Nachmittag. Sie merkte erst an der Sperre, daß Klaus Niebuhr sie die ganze Zeit in ihrem unschlüssigen Dastehen beobachtet hatte, wortlos, bequem auf das Stangengeländer gestützt, neun Jahre älter als das Kind, das sie erinnerte. Er hatte ein Mädchen namens Babendererde mitgebracht. Sie war eine von denen mit dem unbedachten Lächeln, und Gesine nickte vorsichtig, als Klaus ihren Namen nannte. Sie fürchtete auch, daß er wußte, warum Cresspahl sie vorläufig nicht in Jerichow haben wollte. Ferien waren es kaum. (JT, 9 f.)

Erneut wird durch das Signalisieren einer Handlung – Cresspahl schickt Gesine fort – und das Verschweigen der Beweggründe, warum er das getan hat, erzeugt eine Spannung, die wie im vorangegangenen Erinnerungstück das Interesse wach hält. Eine neue Ortschaft und neue Figuren werden hinzugefügt, und abermals operiert hier der Text mit intertextuellen Anknüpfungen und unwillkürlich in der Erwartung einer Fortschreibung. Als der erste Band von JAHRESTAGE veröffentlicht wurde, konnte man allerdings – im Vergleich zur Erwähnung Jakobs – auf keinen Text zurückgreifen, der für eine Identifizierung des Mädchens Babendererde mit Ingrid Babendererde, der Protagonistin und Namensgeberin des ersten von Johnson verfassten Romans hätte beitragen können, da er posthum veröffentlicht wor-

---

<sup>120</sup> Auch in der Althagen-Episode, JT, 878-887, wird die Entscheidung Cresspahls, Gesine nach Althagen zu schicken, nur kurz angedeutet. Mittlerweile aber weiß man von der Spionagetätigkeit Heinrichs für die Engländer und man kann sich die Gründe für die Trennung ausrechnen.

den ist.<sup>121</sup> Darüber hinaus spielen sowohl Ingrid Babendererde als auch Klaus Niebuhr im Roman keine herausragende Rolle, so dass man sich fragen darf, warum sie überhaupt erwähnt worden sind. Die einzigen textimmanenten Hinweise, die im Laufe der Erzählung wieder aufgegriffen und dementsprechend zum Teil enthüllt werden, sind die Andeutungen über das Alter Klaus Niebuhrs und die Gründe für die Reise im Sommer 1951. Erstere lassen sich anhand der Althagen-Episode und Klaus' Präsenz als neunjähriges Kind rekonstruieren (JT, 882), letztere hingegen wird im Roman nirgends episch ausgestaltet, sondern erst im vierten Band in einem Dialog zwischen Gesine und Marie angedeutet (JT, 1750–1753).<sup>122</sup> Die Fülle der Hinweise vermag jedoch bereits auf den ersten Seiten die epische Ausgestaltung des Romans ans Licht zu bringen. Durch (Werk-)Analepsen und Prolepsen wird ein verstärkter Realitätseffekt erreicht, der den Eindruck vermittelt, wirklich im Bewusstsein einer Person zu stecken.

Nach demselben Muster wird auch der letzte und abschließende Absatz präsentiert. Die Zugfahrt nach New York erinnert Gesine an die Stichbahn von Gneez nach Jerichow, an deren Strecke Jakob seinen Beruf erlernt hatte. Der Übergang von erzählter Gegenwart zur erzählten Vergangenheit ist auch hier durch den Wechsel von Verben im Präsens zu Verben im Präteritum bestimmt. Ist die räumliche Bestimmung durch die Erwähnung der beiden Ortsnamen eindeutig kenntlich gemacht, wird die zeitliche Einordnung hingegen nicht spezifiziert, so dass man nicht weiß, in welchen Jahren sich diese Ereignisse abgespielt haben. Weiterhin von der heterodiegetischen Erzählinstanz getragen, ist die Passage durch eine externe Fokalisation gekennzeichnet, die von der Beschreibung der mecklenburgischen Bahnhöfe, wartender Reisenden, versammelter Fahrschüler bis hin zur Erwähnung Jakobs reicht. Die Vergangenheitserzählung endet mit der Zuordnung Gesines als Tochter von Cresspahl und mit zwei Vermutungen über

---

<sup>121</sup> Uwe Johnson: *Ingrid Babendererde. Reifeprüfung 1953*, Frankfurt am Main 1985.

<sup>122</sup> Hier erfährt man einige Motive, die für das Wegschicken Gesines eine Rolle gespielt haben können. Zum einen hat die Staatssicherheit Cresspahls Haus unter dem Vorwand durchsucht, er würde mit seiner Arbeit zu viel Geld verdienen. Zum anderen ist Gesine in einen schulischen Konflikt geraten und in Jerichow kursieren Gerüchte über einen Zusammenhang zwischen ihr und einem dänischen Segler und Schmuggler. Jakob versucht, Gesines guten Namen zu verteidigen, gerät in eine Schlägerei und muss achtzehn Tage wegen Körperverletzung in Haft.

Jakob: „Jakob in dem schwarzen Kittel sah aus seiner Bremserkabine so geduldig auf die Gruppe der Oberschüler herunter, als wollte er Cresspahls Tochter nicht erkennen. Mit neunzehn Jahren mag er die Leute noch nach Ständen unterschieden haben.“ (JT, 10). Dass Jakob Cresspahls Tochter scheinbar nicht erkennen wollte, kann man mit Kenntnis der gesamten Handlung als Indiz für die schwierige Liebesbeziehung zwischen Jakob und Gesine auslegen bzw. dafür, dass Jakob zur Zeit der in Erinnerung gerufenen Szene Gesines Liebe noch nicht erwiderte. Die zweite Vermutung verstärkt den Eindruck einer entsubjektivierten Wiedergabe von Erinnerungen und lässt sich als eindeutigen Beweis für die angewandte externe Fokalisation heranziehen.<sup>123</sup>

Das erste Kapitel schließt an die Gegenwartshandlung an und endet mit dem Eintreffen Gesines in der New Yorker Grand Central Station. Von hier aus erreicht sie ihren Arbeitsplatz, an diesem Tag ausnahmsweise mit einer Stunde Verspätung: „Später als eine Stunde darf sie nicht an ihren Arbeitstisch kommen, und eine Stunde zu spät nur heute, nach dem Urlaub.“ (JT, 10). Durch die Einführung der „Arbeit“ und das Ende des semantischen Feldes „Ferien“ wird das Kapitel abgeschlossen und seine Eigenartigkeit zugleich begründet. Nur im Urlaub, so die Suggestion, steht die gegenwärtige Zeit still und die Alltäglichkeit kann zurückgestellt werden. Nur im Urlaub gibt es Raum für das freie Assoziieren der Gedanken, und die Erzählung kann zwei Tage umfassen. Die „normalen“ Tage, die mit der darauf folgenden, ersten datierten Tageseintragung einsetzen, unterstehen hingegen der zeitlichen Dimension der Arbeits- und Freizeit und des Aufeinanderfolgens der täglichen Rituale. Dies mag einer der Gründe dafür sein, warum das erste Kapitel sich von den anderen durch das Fehlen des Datums, durch die Erzählung zweier Tage für die Gegenwartsebene und von etwa 18 Jahren (1933 bis 1951) für die Vergangenheitsebene unterscheidet. Gerade diese Besonderheiten ermöglichen es, das erste Kapitel als eine Ouvertüre zu betrachten, in der alle für den Roman wichtigen Bezüge angekündigt werden: Zunächst die Identifizierung Gesine Cresspahls als Hauptfigur, dann New York und Jerichow als Handlungsorte der

---

<sup>123</sup> Ulrich Fries deutet hingegen den ersten Teil als eine aus Gesines Perspektive erzählte Passage und sieht dies durch das präpositionale „herunter“ belegt. Die anschließende Vermutung kann allerdings auch für Fries sowohl als personale wie auktoriale Erzählsituation aufgefasst werden. Siehe Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O., S. 36.

zwei erzählten Zeiten, sowie das Kind, Jakob und Cresspahl als ihre wichtigsten Figuren; darüber hinaus die Vermischung verschiedener Sprachen als Kommunikationsmittel und die Einführung der Zeitungslektüre als Reflektor für die gegenwärtige Weltrealität. Tragende Themen wie der Rassismus der amerikanischen Gesellschaft, die damit verbundene soziale Ungerechtigkeit und die Verfolgung der Juden während des nationalsozialistischen Regimes werden angesprochen. Themen und Bezüge werden allerdings nur bedingt explizit offenbart, meist werden im Text versteckte Indizien gestreut, die, einmal gesammelt, eine erste Orientierung in der Romanstruktur gestatten und Gesines Geschichte zu generieren beginnen. Doch viele der erzählerisch kodierten Indizien bleiben weiterhin unverständlich und einige erweisen sich trotz ihrer wahrgenommenen Faktizität als durchgehend fiktional. Jedem Springen zwischen Gegenwart und Vergangenheit, zwischen Zeiten und Räumen, zwischen Thema und Thema entspricht darüber hinaus ein Wechsel in der Erzählsituation, die sich nicht immer eindeutig zuordnen lässt. Die Vielschichtigkeit der Stoffstrukturierung fällt mit der Komplexität der Erzählsituation zusammen. Die Tatsache, dass im ersten Kapitel zwar die Vergangenheit aus den Erinnerungen Gesines zu entspringen scheint, aber sie doch nie, außer in dem einzigen Fall des Briefes an die Gemeindeverwaltung von Rande, in der ersten Person auftritt, ist nur ein Beweis für die Komplexität des narrativen Vorgehens. Entgegen früheren Interpretationen hat sich im Laufe der Untersuchungen zum ersten Kapitel die Erkenntnis etabliert, dass die Narration von einer heterodiegetischen Erzählinstanz getragen wird. Doch die Tendenz, die Perspektive zu verschleiern, bzw. sie unklar zu gestalten, lässt oft auch das Identifizieren der Erzählinstanz durchaus problematisch erscheinen. Im restlichen Roman wird zudem die Erzählsituation durch die Verwendung heterogener Erzählstrategien noch mehr verkompliziert, so dass je nach Passus die Erzählsituation zu analysieren und jeweils zu unterscheiden sein wird. Wenn man annimmt, dass der Roman als Resultat eines sammelnden, auswählenden und einordnenden Verfahrens zu betrachten ist, so stellt sich doch zum einen die Frage, ob und wie das Sammeln und Auswählen von historischen Sachverhalten das Generieren von Fiktion bestimmt und inwiefern sich dieses von der Geschichtsschreibung unterscheidet. Da man im Allgemeinen einzig der historischen Realität einen Wahrheitsgehalt zuerkennt und diesen bei der Fiktion hingegen abstreitet, wird zum anderen zu unter-

suchen sein, ob dies auch für den Roman gilt. Beiden Fragen übergeordnet steht aber zunächst das Problem der Erzählsituation zur Klärung an, oder anders ausgedrückt: Wer leitet eigentlich das kompositorische Verfahren?

### 3.2. Ein langfristiger Vertrag: Der Erzählpakt

In der Johnson-Forschung ist die Analyse der narrativen Struktur der *JAHRESTAGE* eines der strittigsten Unterfangen. Je nach Ansatz spricht man von einer Ich-Erzählung, von einer Er- und Ich-Erzählung, von einem allwissenden Erzähler und einer erinnernden Figur oder, wie in dieser Untersuchung, von einer heterodiegetischen Erzählinstanz mit wechselnden Perspektiven.<sup>124</sup> Immer wird die Unmöglichkeit einer eindeutigen Festlegung unterstrichen. Dies mag durchaus aus der tatsächlichen Komplexität der Erzählstruktur resultieren, doch oft sind es die textimmanenten Spielereien sowie Johnsons Äußerungen, die zu den disparaten Interpretationen beigetragen haben.

Untersuchungen, die von einer bipolaren Erzählstruktur des Romans ausgehen, ziehen im Allgemeinen als Beweis für ihre Interpretation den Eintrag vom 3. November 1967 (JT, 253–258) heran. Hier wird von einer Rede berichtet, die der reale Schriftsteller Uwe Johnson am 16. Januar 1967 vor dem „Jewish American

---

<sup>124</sup> In frühen Untersuchungen des Romans ist man davon ausgegangen, dass die Narration von Gesine als Ich-Erzählerin dominiert wird. Siehe Bernd Neumann: *Utopie und Mimesis. Zum Verhältnis von Ästhetik, Gesellschaftsphilosophie und Politik in den Romanen von Uwe Johnson*, Kronberg/Ts 1978; Ingeborg Hoesterey-Moffet: *Uwe Johnson „Jahrestage“*, a.a.O.; Christa Bürger: „Uwe Johnson. Der Erzähler“, in Peter Bürger: *Prosa der Moderne*, Frankfurt am Main 1992, S. 353–382; Margarethe Wegenast: „Wer erzählt hier eigentlich...? Zur fiktiven Vertragssituation in Uwe Johnsons *Jahrestage*“, in *Zeitschrift für Germanistik* 4/1994, S. 45–65. Meines Wissens hat Peter Pokay als erster den Genossen Schriftsteller als dominierenden, aber nicht exklusiven Erzähler identifiziert. Siehe Peter Pokay: „Die Erzählsituation der *Jahrestage*“, in Michael Bengel (Hg.): *Johnsons Jahrestage*, Frankfurt am Main 1984, S. 282–302. Vgl. Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O.; Bernd Auerochs: *Erzählte Gesellschaft. Theorie und Praxis des Gesellschaftsromans bei Balzac, Brecht und Uwe Johnson*, München 1994; Norbert Mecklenburg: *Die Erzählkunst Uwe Johnsons. Jahrestage und andere Prosa*, Frankfurt am Main 1997; Matthias Wilde: *Analyse der Erzählstruktur von Uwe Johnsons Jahrestage*, Berlin 2003; Ulrich Krellner: „Was ich im Gedächtnis ertrage“, a.a.O.; Yeon-Soo Kim: *Modalität als Kategorie des modernen Erzählens. Uwe Johnsons Jahrestage im Diskursfeld zwischen Fiktion und Historie*, Münster 2005; Matthias Wilde: *Die Moderne beobachtet sich selbst*, a.a.O.

Congress“ gehalten hat. Noch unter dem Datum des 2. November ist zu lesen, wie Albert Papenbrock seiner gerade geborenen Nichte Gesine einen Bauernhof schenkt und damit Familie Cresspahl ein Leben im nationalsozialistischen Deutschland geradezu aufdrängt. Am 4. November wird die Rekonstruktion der Jerichower Vergangenheit durch die katalogartige Präsentation der papenbrockschen Familienmitglieder wieder aufgegriffen. Die Tageseintragung des 3. November fällt offensichtlich aus der Chronologie der Vergangenheitserzählung in Jerichow heraus und man kann diesen „Einschub“ durch die Korrespondenz des angesprochenen Themas der deutschen Schuld am 2. und am 3. November erklären.<sup>125</sup>

Als eine unter vielen Zuhörern erlebt Gesine, wie sich Johnson vor dem jüdischen Publikum aufgrund seines Auftretens, seiner Sprechweise und seiner Kleidung blamiert. Johnson, dessen Rede die deutsche Teilung, die Ernennung eines ehemaligen Angehörigen und Beamten der nationalsozialistischen Regime zum neuen Sprecher der westdeutschen Regierung und die „Wahlerfolge der westdeutschen Nazipartei“ (JT, 253) zum Inhalt hat, wird hingegen vom jüdischen Publikum als Vertreter einer solchen Regierung und seine Rede als Rechtfertigungsversuch wahrgenommen. Seine Nationalität, dies die schmerzhafteste Erkenntnis, reicht aus, um ihn als Mitschuldigen erscheinen zu lassen. Lapidar endet der Bericht mit den Worten: „Der versucht nicht noch einmal, als Einzelner Juden seine Einzelheiten zu erklären. Der hält sich in Hinkunft versteckt, solange eine Regierung in seinem Namen spricht. Über den neuen westdeutschen Regierungssprecher sagt der keinen Ton mehr. Der macht das nicht noch mal.“ (JT, 257). Mehrmals unterbrochen, wird der Bericht von Fetzen eines in kursiv gesetzten Dialogs zwischen Gesine Cresspahl und Uwe Johnson, alias Genosse Schriftsteller, in dem Johnson zunächst zu verstehen gibt, dass er Gesine nicht gesehen habe, um dann über den Abend zu diskutieren. Mitten im Dialog kulminiert das Wortgeplänkel durch das direkte Ansprechen der Erzählsituation:

---

<sup>125</sup> Ulrich Krellner ist der Auffassung, hier werde „die (in der Fiktion) 1933 begründete und (außerhalb der Fiktion) noch in der Gegenwart des Jahres 1967 ungebrochen wirksame Haftbarkeit für die deutschen Verbrechen.“ exponiert. Siehe Ulrich Krellner: „Was ich im Gedächtnis ertrage“, a.a.O., S. 217.

*Wer erzählt hier eigentlich, Gesine.*

*Wir beide. Das hörst du doch, Johnson* (JT, 256)

Es überrascht nicht, dass dieser Dialogfetzen in der Johnson-Forschung oft zum Ausgangspunkt für die Frage nach dem Erzähler gemacht wurde. Selten liefert ein literarischer Text solch eindeutige Hinweise für die narrative Interpretation. Doch irreführend bleiben sie trotzdem. Nimmt man den Dialog ernst, so sollte man Gesine und Uwe Johnson als Erzähler betrachten und im Tageseintrag eindeutige Indizien finden, dass sowohl die eine als auch der andere die Erzählung tragen. Für diese Annahme erbringt aber diese Passage keinen Beweis. Uwe Johnson ist nur als beobachtete Person im Textabschnitt präsent, und der Tageseintrag scheint eher aus der Position der beobachtenden Figur Gesine erzählt zu sein. Auch in diesem Fall finden sich keine Spuren einer Ich-Erzählerin, die eine solche Interpretation unterstützen könnten. Ein einziges Mal findet sich das Personalpronomen „wir“, was den Eindruck vermitteln könnte, der berichtete Abend sei von Gesine erzählt worden. Doch betrachtet man die restlichen Sätze genau, so deutet nichts auf Gesine als Erzählerin, sondern auf eine heterodiegetische Erzählinstanz hin, die Gesine intern fokalisiert. Im Vergleich zum ersten undatierten Tageseintrag präsentiert allerdings die Eintragung am 3. November zum ersten Mal die dialogische Einschaltung des Autors/Erzählers in der Diegese: Eine Unterbrechung des Erzählflusses durch die Einmischung des Erzählers, die Genette Metalepse nennt.<sup>126</sup> Die Eingriffe des heterodiegetischen Erzählers in die Diegese sind in allen vier Bänden präsent, nehmen allerdings im vierten Band exponentiell zu.<sup>127</sup> Meistens tendieren die Metalepsen, vor allem wenn sie, wie in diesem Fall, Dialoge zwischen dem Genossen Schriftsteller und Gesine darbieten, die Erzählsituation zu reflektieren bzw. sie zu verkomplizieren, indem sie Gesine zur Miterzählerin ihrer Geschichte und – wie Ulrich Fries bemerkt hat – romanimmanent zur Person erheben.<sup>128</sup> Diese letzte Funktion wird insbesondere am Ende des Dialogs deutlich, wenn die Grundfiktion des Romans zur Sprache gebracht wird:

---

<sup>126</sup> Vgl. Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O., S. 62.

<sup>127</sup> Insgesamt zählt der Kommentar zu *Jahrestage* 12 Metalepsen: 2 im Band 1; 1 im Band 2; 2 im Band 3 und 7 im Band 4. Siehe *Johnsons „Jahrestage“ – Der Kommentar*, a.a.O., S. 193.

<sup>128</sup> Siehe Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O., S. 62.

*Ja, wenn ich dich gleich um Rat gefragt hätte, Mrs. Cresspahl.*

*Damals sprachen wir noch nicht mit einander, Mr. Johnson. (JT, 257)*

Die in dieser Stelle suggerierte Konstruktion sieht als Basis der Erzählung einen Vertrag zwischen Verfasser und Figur. Was schon im zitierten Dialog unterschwellig anklingt, hat Uwe Johnson in einem Interview wie folgt erklärt:

Begonnen hat das Buch ja als ein Versuch, dieses Bewußtsein Gesine Cresspahl darzustellen – was es alles enthält an Vergangenheit und Gegenwart. [...] Grundsätzlich [...] ist es so, daß der Verfasser von seiner Person die Lizenz und den Auftrag hat, die Vorgänge in ihrem Bewußtsein darzustellen.<sup>129</sup>

Der Passus ist in die Forschung als der „Erzählpakt“ der JAHRESTAGE eingegangen, so als ob es denkbar wäre, dass eine erfundene Figur einen Vertrag mit seinem Verfasser abschließen könnte. Dass Uwe Johnson an der fiktiven Konstruktion des Erzählvertrags festgehalten hat und damit Gesine die Verantwortung über das Erzählte überlassen hat, bedeutet nicht, dass auch die Kritik so verfahren soll. Obwohl sich Uwe Johnson hier offensichtlich hinter seiner Figur versteckt, deutet er zugleich auf die Tatsache hin, dass er derjenige ist, der Gesines Bewusstsein darstellt bzw. ihre Biographie aufschreibt. Trotz der benutzten Wendung „der Verfasser“, die eine Entsubjektivierung seiner selbst und einen entfremdenden Effekt verursacht, ist der reale Autor Uwe Johnson der Sammler, Auswähler und Generator der erzählten Welt: „Ich verstehe [...] den Unterschied zwischen Autor und Erzähler nicht, denn ich bin ja, ich muß notwendigerweise beides sein, und ich muß ihre Geschichte erzählen, und da sie leider, leider eine erfundene Person ist, bin ich also auch der Vorbringer, der Autor, beides in einem.“ (G, 276). Das soll aber nicht heißen, dass in der Romanfiktion kein Erzähler entworfen sei. Der Genosse Schriftsteller, der fiktive Uwe Johnson ist zwar nicht mit dem realen Autor identisch, doch übernimmt er in der Strukturfiktion die Rolle des Autors: er sam-

---

<sup>129</sup> Dieter E. Zimmer: „Eine Bewußtseinsinventur. Das Gespräch mit dem Autor Uwe Johnson“, in Michael Bengel: *Johnsons Jahrestage*, Frankfurt am Main 1985, S. 99–105. Zitat S. 99. Das Interview erschien zuerst in *Die Zeit*, 26.11.1971.

melt, wählt aus und generiert Gesines Geschichte.<sup>130</sup> Diese wird jedoch nicht aus dem Standpunkt eines allwissenden Erzählers präsentiert – „Die Manieren der Allwissenheit sind verdächtig“ –, sondern vermittelt durch unterschiedliche Erzählstrategien. Das Gewesene lässt sich nicht mehr als lineare und verständliche Abfolge von Ereignissen aus der Position eines wahrnehmenden Subjekts rekonstruieren, sondern bedarf des Vergleichs mit der Position anderer wahrnehmender Subjekte. Johnson paraphrasierend, darf der Verfasser eines Textes nicht verschweigen, dass seine Informationen lückenhaft und ungenau sind, und dies kann er sich nur eingestehen, wenn er seine Auffassung vom Geschehen mit der seiner Person vergleicht und relativiert.<sup>131</sup> Sich des perspektivischen Charakters von kodierten Wahrheiten bewusst, zielt das Zurücktreten der Erzählinstanz in Dialogen zwischen Marie und Gesine bzw. zwischen Gesine und den Toten, oder die Einführung Gesines als gleichberechtigte Erzählerin der Jerichower Erzählung auf eine multiperspektivische Darstellung des Gewesenen hin. Dies betrifft sowohl die fiktive Ebene des Romans, die auf einen allgemeinen und daher zweifelhaften Konsens über Lebensläufe basiert, als auch die Interpretation von historischen Fakten, deren narrative Struktur und Hermeneutik durch die Einbettung in die Romanfiktion entlarvt werden.

---

<sup>130</sup> Dies mag der Grund dafür sein, warum die starre Grenzziehung zwischen Autor und Erzähler im Fall von *Jahrestage* bald an ihre Grenzen stößt. Wenn Joachim Scholl „eine bemerkenswerte Lücke im erzähltheoretischen Instrumentarium“ konstatiert, und Ulrich Krellner, sich auf Scholl beziehend, ein „nicht auflösbares Kontinuum zwischen der Figur und ihrem Erzähler“ unterstreicht, streifen sie dieses Thema, erklären es aber durch die problematische Unterscheidung zwischen Figur und Erzähler angesichts des Erzählpakts. Dabei ist es gerade Ulrich Krellner, der in einer Fußnote den Einsatz von Käte Hamburgers Unterscheidung zwischen Autor und Erzähler für *Jahrestage* als problematisch erklärt. Er bezieht sich allerdings nur auf den Erzählpakt. Siehe Joachim Scholl: *In der Gemeinschaft des Erzählers. Studien zur Restituierung des Epischen im deutschen Gegenwartroman* (=Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, dritte Folge, Bd. 105), Heidelberg 1990, S. 142. Vgl. Ulrich Krellner: „Was ich im Gedächtnis ertrage“, a.a.O., S. 209, insbesondere Note 88.

<sup>131</sup> In *Berliner Stadtbahn (veraltet)*, a.a.O., S. 20 f.

### 3.3. Das Verständnis der Geschichte

Die Romansruktur der *JAHRESTAGE* präsentiert, wie bereits angedeutet, zwei räumliche sowie zeitliche Erzählsphären: eine Gegenwartsebene in der Weltmetropole New York und eine Vergangenheitsebene in der mecklenburgischen Kleinstadt Jerichow. Romanimmanent wird die Rekonstruktion der Vergangenheit dadurch gerechtfertigt, dass Gesine ihrem Kind Marie erzählt, „wie Großmutter den Großvater nahm.“ (JT, 143). Doch bereits im ersten undatierten Kapitel wird durch den Brief an die Gemeindeverwaltung von Rande auf das eigentliche Hauptanliegen des Romans hingedeutet: auf die Ergründung der deutschen Vergangenheit. Das Aufspüren der Motive, die zum schrecklichsten Bruch in der deutschen Geschichte, zum Nationalsozialismus, geführt haben, wird von Anfang an als das Grundthema des Romans deklariert und die fiktive Geschichte der Familien Cresspahl mit dieser Thematik verflochten. So wie das „natürliche Weltbild“ Johnsons die Auswahl der Themen und des erzähltechnischen Instrumentariums für die Ausübung seines „Berufs“ als Schriftsteller determiniert hat, lenken Gesines Schlüssel- und Störerfahrungen aus der Kindheit ihre Wahrnehmung der Vergangenheit, die wiederum ihre Beziehung zur Gegenwart bestimmt. Man kann durchaus von einem besonderen Verfahren Johnsons ausgehen, das im Aufspüren von Indizien individueller, fiktiver Biographien besteht, um den Verlauf der realen Geschichte zu ergründen besteht. Exemplarisch für diesen Versuch steht Jerichows Mikrokosmos, der sich dank seiner epischen Ausgestaltung nicht bloß in der fiktiven Geschichte der Familie Cresspahl erschöpft, sondern eine Sammlung von Figuren, fiktiven und historischen Ereignissen vorführt, die als „die andere Geschichte“ verstanden werden kann.

#### 3.3.1 „Vorspiegelung vermittelt Tatsachen“

Wie angedeutet, wird die Vergangenheitserzählung durch das Verlangen Mariens nach Wissen über die Vergangenheit ihrer Familie textimmanent legitimiert. Wie sich allerdings in der Tageseintragung vom 5. Oktober 1967 herausstellt, könnten die Intentionen von Mutter und Tochter nicht unterschiedlicher sein. Ist für Marie Gesines Erzählen „eine Vorführung von Möglichkeiten, gegen die sie sich gefeit glaubt“ (JT, 144), so wird durch die anschließende Spezifizierung – „und in einem anderen Sinn Geschichten“ – implizit angedeutet, dass für Gesine

ihr Erzählen einen anderen Charakter hat als für Marie.<sup>132</sup> Dem erfinderischen Erzählen, dem Verständnis Maries von der Geschichte als eine unter vielen Möglichkeiten, eine unter vielen Geschichten, wird die archivarische, akribisch recherchierte, konstruktive Auffassung Gesines und ihre Suche nach Authentizität und Wahrheit gegenübergestellt.

Mein Erzählen kommt mir oft vor wie ein Knochenmann, mit  
Fleisch kann ich ihn nicht behängen, einen Mantel für ihn habe ich  
gesucht: im Institut zur Pflege Britischen Brauchtums. Es wohnt in  
der Madison Avenue an der 83. Straße [...]. (JT, 144)

Gesine scheint, im Vergleich zu Marie, wie eine Historikerin zu verfahren, die die Vergangenheit anhand von Indizien, Beweisen und Archivmaterialien zu rekonstruieren bestrebt ist. Durch Gesines Recherchieren, durch die Vorführung von Fakten gelangt die Fiktion zu einer textimmanenten Rechtfertigung, da das besagte Institut die Mikrofilme der *Richmond and Twickenham Times*, auch der Ausgabe vom 59. Jahrgang 1932 aufbewahrt, in der Heinrich Cresspahl das Inserat über einen Tischlereibetrieb in Richmond gefunden hat (JT, 94). Das detailgetreu geschilderte Institut, das Archiv, wirkt in der Narration als beweisende Instanz und soll die Authentizität der fiktiven Informationen bezeugen. Gesines Erzählen, so die suggerierte Leseart, ist kein Resultat des Erfindens, sondern authentische und beweisbare Wiedergabe der Realität. Dass diese Suggestion durch die detaillierte Beschreibung des Instituts generiert wird, so dass es als real existierend wahrgenommen wird, ist eine verbreitete Erfahrung, wie beispielsweise ein Brief Leila Vennewitz', der Übersetzerin der ersten drei Bände der *JAHRESTAGE* ins Englische, belegt: „*Institut zur Pflege Britischen Brauchtums*: I take it this is a real place.“. Im zitierten Brief berichtet Leila Vennewitz Uwe Johnson über ihre erfolglose Suche nach dem besagten Institut: „I thought perhaps it was the English Speaking Union, but this is not on Madison at 83<sup>rd</sup> – not now, at least. Have tried NY directory and reference lists of institutions in NY, but no help“ und daraufhin antwortet Uwe Johnson lakonisch: „I am loath to admit that this institution exists only in my

---

<sup>132</sup> Für Ulrich Krellner entgeht Marie am Anfang der Wahrheitsanspruch von Gesines Schilderungen. Ihr Verlangen nach modifizierten Erzählungen interpretiert er als kindliche Überzeugung, dass nur die Gegenwart bestimmen kann, was sich in der Vergangenheit zugetragen hat. Zwar ist Ulrich Krellner zuzustimmen, dass Marie anfangs die Vergangenheit Gesines als narrativ beliebig

book.<sup>133</sup> Wie im Fall des Körkwitzer Kirchturms im ersten Kapitel sind wir auch hier mit einem doppelten Spiel zwischen Fiktion und Realität konfrontiert. Das Institut zur Pflege Britischen Brauchtums ist erfunden, wobei hingegen dessen Bestände, die *Richmond and Tickenham Times* wirklich existieren, und Uwe Johnson bezieht sich mehrmals auf sie, um die Richmonder Zeit zu untermauern. Hier von einem unbeabsichtigten Fehler zu sprechen, wäre natürlich fehl am Platz, und Johnsons widerwilliges Eingeständnis der Nichtexistenz des Instituts zeugt von einer bewusst eingesetzten Irreführung. Man kann diesen Passus, wie Holger Helbig es tut, als Johnsons Beharren auf seinem Recht zur Erfindung sehen<sup>134</sup> oder aber im Verwobensein von Fiktion und Fakten eine grundlegende Skepsis gegenüber dem erkenntnistheoretischen Gehalt von Fakten. Nicht der fiktionale und als solcher von vornherein unwirklich angenommene Charakter des Erzählens wird hier hervorgehoben, sondern die konjekturale Wesenheit von Fakten entlarvt. Normalerweise wird einer Rekonstruktion von Ereignissen aufgrund von Tatsachen ein absolut geltender Wahrheitsgehalt zugesprochen, und höchstens wegen der Vorspiegelung falscher Tatsachen vermag man die daraus resultierende Wahrheit anzuzweifeln. Johnson dagegen zeigt, wie aus der Anwendung von Fakten nichts anderes als eine „Vorspiegelung vermittelt Tatsachen“ (JT, 1358) resultiert. Reale, beweisbare Fakten können zwar Wissen vermitteln, doch man darf nicht vergessen, dass auch sie manipulierbar sind und – je nach Verwendung, Adressanten und Adressanten – determinierten Absichten unterliegen.

---

modifizierbare Fiktion wahrnimmt, doch ihre Funktion erschöpft sich keineswegs darin. Vielmehr fungiert sie als Reflektor von Gesines Erzählung und dadurch wird Gesines Wahrheitsanspruch selbst reflektiert, bzw. desavouiert. Diese Meinung vertritt auch Kristin Jahn in ihrer Studie, wenn sie in Maries Verlangen das Bloßstellen allen Erzählens als Schaffensprozess versteht, das keine absolute Darstellungsweise erträgt. Siehe Ulrich Krellner: „*Was ich im Gedächtnis ertrage*“, a.a.O., S. 304. Vgl. Kristin Jahn: „*Vertell, vertell. Du lüchst so schön.*“, a.a.O., S. 272.

<sup>133</sup> „Auskünfte für eine Übersetzerin. Zum Briefwechsel zwischen Uwe Johnson und Leila Vennewitz“, bearbeitet von Eberhard Fahlke und Jeremy Gaines, in Eberhard Fahlke (Hg.): „*Ich überlege mir die Geschichte...*“, a.a.O., S. 315–351, Zitat S. 328.

<sup>134</sup> Holger Helbig: „In einem anderen Sinn Geschichte. Erzählen und Historie in Uwe Johnsons *Jahrestage*“, in *Johnson-Jahrbuch 2* (1995), S. 117–133.

### 3.3.2 „Er verriet sich durch seine Auswahl.“

Dass Johnson Fakten für verschieden interpretierbar hält, ja dass von ihnen ausgehend keine Wahrheit erreicht werden kann, sondern dass ihre Verwendung bestimmten Machtdispositiven und Intentionen unterstehen, lässt sich exemplarisch am Tageseintrag vom 12. August (JT, 1789–1805) analysieren. Hier findet sich eine fünfseitige Liste von Personen aus Mecklenburg, die seit 1945 von den sowjetischen Besatzern verhaftet worden sind.<sup>135</sup> Die Liste wurde per Post an „ausgesuchte Haushalte in Gneez, Mecklenburg, zwei auch in Jerichow, [...] ohne Absender“ am 17. Oktober 1951 geschickt (JT, 1789 f.). Unter den Empfängern befindet sich auch Gesine Cresspahl und wer, wie sie, die Liste mit der Hand vor der Ablieferung an die Deutsche Volkspolizei abgeschrieben hat, vermag „allmählich eine vorläufige Liste zur Justiz in Mecklenburg seit 1945.“ (JT, 1790) zu erkennen. Die der Wiedergabe der Liste vorausgegangen einleitenden Worte mit der Erklärung der benutzten Akronyme – „Der Versender setzte bei seinen Leser voraus, die Bedeutung eines großen Z sei ihnen bekannt als Zuchthaus. Er vertraute auf ihre Ahnung, die Buchstabenfolge SMT stehe für »Sowjetisches Militär-Tribunal«, FT für Fern-Tribunal. Auch verließ er sich auf die Annahme, ein Mensch im lesefähigen Alter in Mecklenburg vermöge unter einem ZAL mühelos ein ZwangsArbeitsLager sich vorzustellen, unter einem »verh.« statt verheiratet ein »verhaftet«. [...]“ (JT, 1790) – lassen einen ironischen Ton erkennen, der zum einen wie hinweisend auf eine unterschwellige Kritik an Form und Inhalt der Liste wirkt, und zum anderen mit der Fähigkeit bzw. Unfähigkeit der Leser spielt, Hinweise mit Bedeutungen zu füllen. Die Auflistung selbst präsentiert eine chronologische Einordnung nach Verhaftungsjahr, mit Angabe des Geburtsdatums, ausgeübter Arbeit oder studierten Faches, verurteilender Instanz und Höhe oder Art der Strafe. Einigen wenigen Namen folgen in Anführungszeichen gesetzte Zitate oder paraphrasierte Äußerungen über ihr Vergehen, die vermutlich aus Prozessprotokollen stammen. Im Vergleich zu anderen Listen, in denen die Einreihung der Elemente jegliche hierarchische Ordnung glättet und die bloße Zusammenstellung eine Semantik aus der Gesamtheit entstehen lässt, werden den Namen unserer Liste durch die zitierten oder paraphrasierten Kommentare un-

---

<sup>135</sup> Das Buch, dem Uwe Johnson diese Liste entnommen hat, findet sich im Johnson-Archiv. Es überrascht natürlich nicht, dass die in *Jahrestage* aufgelisteten Namen bereits einer Auswahl Johnsons unterzogen wurden.

terschiedliche Bedeutungen zugeschrieben, die eine intendierte Rangordnung zwischen Namen offenbaren, die ein Minimum an Informationen enthalten und es daher verdienen, Ausgangspunkt einer Geschichte zu sein, und Namen, denen eine reine quantitative Funktion zugewiesen wird. Nichtsdestoweniger erwecken gerade die Namen ohne nähere Spezifizierung, genauso wie die drei Auslassungspunkte, mit denen die Auflistung unterbrochen wird, die Wissbegierde der Empfänger. Sie spielen mit dem Potential unendlich vieler anderer Geschichten und suggerieren die Möglichkeit eines Fortschreibens.

Auflistungen bergen allgemein das Potential des Erweiterns, doch selten werden sie auch tatsächlich fortgeschrieben. Wenn sie fortgeführt werden, dann innerhalb des semantischen Feldes der bereits aufgelisteten Elemente. Anders bei der Liste der von den Sowjets verhafteten Personen. Hier übernimmt die Erzählinstanz tatsächlich das Fortschreiben, und auf die fehlenden Namen hinweisend, eröffnet sie zugleich ein neues semantisches Feld. Der Gastwirt Peter Wulff, zu drei Monaten Haft und zu 7.000 Mark Geldstrafe verurteilt, und der Bauer Utpathel, der zu zwei Jahren Haft verurteilt und dem der Bauernhof entzogen worden ist, hätten „in solche Chronik gehört“. Ihre Strafen sind „offenbar eine Lappalie für jemand, dem das Vorgehen von Strafkammern gegen Oberschüler näher ging, der nur die rein politischen, die ideologischen Bestrafungen eines Mitteilens für wert erachtet [...].“ (JT, 1796). Die Kritik am Verfasser der Liste, der nur Namen aus der Gesellschaftsschicht von Akademikern für nennenswert erklärt, erweist sich zum einen als Anklage gegen eine Geschichtsschreibung, die die historische Entwicklung lediglich in der Rekonstruktion und Wiedergabe von großen Ereignissen und bedeutenden Namen zu erforschen vermag. Demgegenüber beharrt Uwe Johnson auf einer geschichtswissenschaftlichen Methode, die den Lebensverhältnissen der „einfachen Leute“ nachspürt und dadurch die gesellschaftliche Entwicklung erforscht.

Ich bin überzeugt, daß die »einfachen Leute« das erheblichere Beispiel abgeben für Lebensverhältnisse in unserer Zeit, [...] insbesondere weil sie jede Verschlimmerung der Lage unerbittlich ausbaden müssen, ihre Schwierigkeiten mit dem schärfsten Risiko überwinden müssen [...].<sup>136</sup>

---

<sup>136</sup> Uwe Johnson: *Auskünfte und Abreden zu „Zwei Ansichten“* (Auf Fragen von M. S. Schoelmann), in: *„Ich überlege mir die Geschichte...“*, Eberhard Fahlke, a.a.O., S. 86–89, Zitat S. 88.

Durch die Entlarvung des Auswahlsystems, das der Liste zugrunde liegt und anhand dessen die Intentionen des Verfassers gezeigt werden – „er verriet sich durch seine Auswahl“ (JT, 1795) –, wird darüber hinaus auf die vorsätzliche und begrenzte Vermittlungsmöglichkeit von Tatsachen hingewiesen und Raum für neue Geschichten erschaffen. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass die Erzählinstanz der Namensliste, den historischen Protokollen entnommen ist, mit erfundenen Personen fortschreibt und dass diese Fortschreibung, nach der erwähnten Benennung von zwei „einfachen“ Personen, mit der Verhaftung von Gesine Cresspahl, Anita Gantlik und Annette Dühr und mit dem Prozess gegen den Schüler Dieter Lockenvitz, textimmanent als Verfasser der Liste angegeben, fortsetzt. Das Aufdecken „irgend welche[r] Wahrheit, sei sie eine erwiesene Tatsache“ (JT, 1805), das der Verfasser der Liste durch seine Briefaktion intendiert, verbindet sich hier mit einer ausgearbeiteten fiktiven Erzählung, die eine andere, meist unausgesprochen bleibende Wahrheit vermittelt. Durch das exemplarische Erzählen eines (fiktiven) Falls werden viele andere fiktive und reale Geschichten angesprochen und das Potential des unendlichen Erzählens freigesetzt. Ähnlich funktioniert zum Beispiel die Namensliste, die unter dem Tageseintrag vom 2. April 1968 zu finden ist (JT, 945–950), in der die Opfer bzw. einige Opfer der „Justiz in Mecklenburg während der Nazikrieges“ verzeichnet sind. In diesem Fall wird die mögliche Unendlichkeit der Liste durch die Beschreibung des Hinrichtungskellers und das abrupte Ende des Tageseintrags durch Gesines Worte impliziert: „Ich kann Cresspahl träumen an diesen Ort.“ (JT, 950).

### 3.3.3 „Das ist der Beweis“

Der „27. Oktober 1967, Freitag / ist der Tag, an dem die *New York Times* meldet: Der Mensch ist geneigt, Dinge zu vergessen, die mit unangenehmen Erfahrungen zu tun haben.“ (JT, 226–229). Berichtet wird in diesem Tageseintrag von einem Experiment, das zwei Forscher an der Princeton University durchgeführt haben, bei dem sich 16 freiwillige Versuchspersonen eine Liste aus zehn erfundenen Wörtern und entsprechenden zehn englischen Begriffen einprägen sollten. Dazu wurde ihnen auch eine zweite Liste von zehn englischen Wörtern vorgelegt, deren Bedeutung an die von der ersten Liste unterschwellig anknüpfte. Die Inhalte der beiden Listen wurden auf eine Leinwand projiziert, wobei die Projekti-

on einiger Wörter von der zweiten Liste mit einem Stromstoß begleitet wurde. Während die Begriffe, auf die kein Stromschock folgte, im Gedächtnis blieben, wurden die mit Schmerzen besetzten Wörter von den Versuchspersonen vergessen. Und „das ist der Beweis“, so lautet das nicht ohne Ironie im Text eingeführte Fazit des Experiments, dass der Mensch Dinge vergisst, die mit schmerzhaften Erfahrungen verbunden sind. Der Nacherzählung eines tatsächlich durchgeführten Experiments<sup>137</sup> folgt ein kursiv gesetztes Gespräch zwischen Gesine und dem Genossen Schriftsteller, in dem der wohlwollenden Position des Genossen Schriftstellers Gesines vehemente Ablehnung von Prämissen, Durchführung und Schlussfolgerung des Experiment gegenübersteht.<sup>138</sup> Schon allein die Tatsache, dass der Anlass für das Experiment für die zwei Wissenschaftler aus Princeton ein Allgemeinplatz, ein Vorurteil war, stößt auf Gesines erbitterte Kritik.

*Was versetzte sie ausgerechnet hier in Beweisnot?*

*Der Volksmund.*

*»Was mir gleichgültig ist, behalte ich.«*

*Nein. »Was weh tut, wird vergessen.«*

*Warum ist dieser Aberglaube eine Untersuchung wert? [...] (JT, 227)*

Aufgrund der Prämissen, der Wahl der Versuchspersonen, der Verwendung einer synthetischen Sprache, des gesamten Verlaufs hat das Experiment für Gesine keinen aussagekräftigen Beweis erbracht. Zwar ist nun dokumentiert, dass das Ge-

---

<sup>137</sup> Der Artikel aus der *New York Times* vom 27.10.1967 „Plain Or Pleasure Tied to Memory / Test Indicates One Tends to Forget the Distasteful“, der die Grundlage für die Tageseintragung lieferte, bezieht sich auf den Essay vom S. Glucksburg und L.J. King „Motivated Forgetting Mediated by Implicit Verbal Chaining: A Laboratory Analog of Repression“, veröffentlicht am 27.10.1967 in der Wochenzeitschrift *Science*. Siehe *Johnsons „Jahrestage“ – Der Kommentar*, a.a.O., S. 190 f.

<sup>138</sup> Im Dialog wird der Genosse Schriftsteller nicht explizit erwähnt, doch die Verwendung des Personalpronomen „wir“ – „*Jahrelang haben wir so dahingelebt und es nur geglaubt*“, „*Damit wir ihn womöglich benutzen können*“ und „*Wo wären wir ohne die Wissenschaft*“ –, das an anderen Stelle oft benutzt wird für die Identifizierung von Genosse Schriftsteller und Gesine, lässt diese als einzig mögliche Vermutung erscheinen. Darüber hinaus schließen Stil, Wortwahl und Niveau des Gesprächs die Möglichkeit anderer Gesprächspartner aus.

dächtnis mit dem Schmerz „irgendwie“ verbunden ist, aber durch diesen Versuch ist es den Wissenschaftlern bloß gelungen, so lautet Gesines Fazit, „mit einem Experiment ein Experiment“ (JT, 229) zu beweisen. Implizit wird am Beispiel des Princeton-Experiments eine wissenschaftliche Methode angeprangert, die nicht auf eine tiefgründige Untersuchung der Wechselbeziehungen von Gehirnfunktionen, Affekten und Gedächtnis zielt, sondern auf die Bestätigung der postulierten These. Man findet, was man sucht, könnte man summarisch sagen, was nicht tadelnswert an sich sein soll, sondern Kritik verdient, wenn die Prämissen unterschlagen werden und das Resultat als absolute Wahrheit präsentiert wird, statt seine konjekturale Grundlage zu unterstreichen. Dem gekünstelten Charakter des Princeton-Experiments setzt Gesine ihr eigenes Erleben entgegen. Mit der Aufforderung „Schreib mir zehn Worte für mich, Genosse Schriftsteller“ (JT, 230) bekommt Gesine unter dem Eintrag vom 28. Oktober 1967 zehn Wörter aufgeschrieben: „Plisch, Plum, Schmulchen, Schielbeiner, Roosevelt, Churchill, bolschewistisch, Weltjudentum, Untermensch, Intelligenzbestie. Das sind Worte, die Gesine Cresspahl im Alter von sieben Jahren wußte.“ Diese Wörter, deren semantisches Erschließen für einen Erwachsenen und aus der heutigen Perspektive keine Schwierigkeit bereitet, haben im Jahr 1940 für ein siebenjähriges Kind mit der synthetischen Sprache von Princeton etwas gemein: Sie sind unreal, unwirklich, fiktiv. Mit ihnen verbindet man eine Wirklichkeit, die durch Abwesenheit gekennzeichnet ist und daher eine ganz andere Realität sein wird als die real bezeichnete. Ohne die entsprechende Erfahrung, ohne die Möglichkeit, die Zeichen mit ihren Referenzen zu verbinden, bleiben die Worte „nur Behältnisse [...] für Inhalte, die nicht zu ihnen [gehören], die in sich gemischt [sind] und als undeutliche Masse zwischen den Buchstabenwänden [umherkriechen].“ (JT, 231). Erst durch die Kenntnis ihres Nexus, durch die entsprechende Erfahrung, werden die Wörter mit Inhalt gefüllt.

Das Schockmittel war eine Fotografie, die die Briten im Konzentrationslager Bergen-Belsen gemacht hatten und abdruckten in der Zeitung, die sie nach dem Krieg in Lübeck laufen ließen.

Die Wirkung hat bis heute nicht aufgehört. Betroffen war die eigene Person: ich bin das Kind eines Vaters, der von der planmäßigen Ermordung der Juden gewußt hat. Betroffen war die eigene Gruppe: ich mag zwölf Jahre alt sein, ich gehöre zu einer nationalen Gruppe, die eine andere Gruppe geschlagen hat in zu großer Zahl. (JT, 232)

Die Erkenntnis dessen, was sich hinter den Worten verbirgt, das Bewusstsein, einer nationalen Gruppe anzugehören, die die Vernichtung einer anderen Gruppe geplant und durchgeführt hat, sitzt fest im Gedächtnis und jedes zugeordnete Wort wird die erste Wortliste nicht verdrängen, wie im Princeton-Experiment vermutet, sondern in ihrer Wirkung bestärken. Negativ besetzte Wörter lassen sich nur anhand bedeutungstragender Wörter und individueller Erlebnisse, aber nicht ausgehend von einer synthetischen Sprache und gekünstelten Bedingungen erklären.

Faktizität kann zwar Wissen vermitteln, doch sie kann das Leben nicht in all ihren Facetten bewältigen. Dies wird besonders deutlich, wenn im Roman Gesines Auffassung von Gedächtnis und Erinnerung thematisiert wird. Das Gedächtnis als Speicher vergangenen Wissens ist zwar in der Lage, von Fakten, Daten und Informationen verschiedener Art aufzubewahren und abrufbar zu halten, doch es widersetzt sich dem Erfassen und dem Reproduzieren des Gewesenen:

Auf Anstoß, auf bloß partielle Kongruenz, aus dem blauen Absurden liefert es [das Depot des Gedächtnisses] freiwillig Fakten, Zahlen, Fremdsprache, abgetrennte Gesten; halte ihm hin einen teerigen, fauligen, dennoch windfrischen Geruch, den Nebenhauch aus Gustafssons berühmtem Fischsalat, und bitte um Inhalt für die Leere, die einmal Wirklichkeit, Lebensgefühl, Handlung war; es wird die Ausfüllung verweigern. (JT, 64)

Der „Spur der gesuchten Szene“ folgend, versucht Gesine, sich vergangene Erlebnisse zu vergegenwärtigen, um dadurch ihr Leben und die Weltsituation des Jahres 1967 zu verstehen. Anders als der Familienfreund, Ziehvater und Verehrer D.E., der seine Vergangenheit „gar nicht für Wirklichkeit“ erachtet, der „seine Erinnerung [...] in Wissen“ umgesetzt hat und dessen Leben in Mecklenburg „wegge-

räumt wie in ein Archiv.“ (JT, 339) ist, betrachtet Gesine ihr derzeitiges Leben als unauflösliche Verbindung zwischen Heute und Gestern, als Ergebnis persönlicher, historischer und gesellschaftlicher Entwicklung. So erklärt sich, warum sich Gesines Rekonstruktion nicht in der Aufzählung von realen Ereignissen erschöpft, sondern sie diese mit persönlichen Erfahrungen verwebt. Die Geschichte lässt sich also nicht als Abstraktum verstehen, sondern wird in Johnsons Romanen durch den Lebenslauf zwar fiktiver, und doch real zu erfassender Personen erforscht.

- Oft finde ich schrecklich, wie du glauben kannst, daß alle diese Leute in Jerichow dich gemacht haben; daß du heute bist wie du bist, weil sie waren wie sie waren!

- Wenn Cresspahl nicht von Papenbrock das Haus genommen hätte, säßen die Cresspahls 1945 in England, wenn auch vielleicht interniert, und Jakob würde bei anderen Leuten um eine Unterkunft fragen. Wenn Dr. Berling sich nun auch noch auf andere Gemüter verstanden hätte als auf seins...(JT, 563)

Die Zeitgeschichte wird zur Geschichte dreier voneinander nicht trennbarer Generationen – Heinrich, Gesine und Marie –, die beispielhaft für die Einheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stehen.

### 3.4. Strategien der erzählten Vergangenheit

Die Rekonstruktion der Vergangenheit, die Inszenierung von Gesines Bewusstsein, die Erzählung „wie es gewesen sein mag“ erfolgt im Roman keineswegs aus der allwissenden Position eines auktorialen Erzählers, sondern wird durch die Verwendung unterschiedlicher Strategien vorwärts getrieben, die aber stets die Möglichkeiten einer solchen Rekonstruktion sowie Ziele und Grenzen des Erzählens widerspiegeln. Die Erzählinstanz hält zwar die Fäden der Erzählung fest in der Hand, doch tritt sie jedes Mal zurück, wenn es um die Probleme der Darstellbarkeit geht, zumal weil diese Probleme mit der Frage nach dem Status des Erzählers einhergehen.<sup>139</sup> Suggestiert wird im Roman, dass sich die Rekonstruktion der Vergangenheit in abendlichen Gesprächen zwischen Gesine und Marie vollzieht. Was

---

<sup>139</sup> Siehe auch Kristin Jahn: „Vertell, vertell. Du lüchst so schön.“, a.a.O., S. 270-275.

Marie aus Gesines Sicht noch nicht verstehen kann, wird auf Tonbändern festgehalten. Was Gesine nicht erfassen kann, wird in Gesprächen mit den Stimmen, die Gesine nicht nur mit den Toten führt, aufgegriffen, korrigiert, kommentiert. Dialogische Partien treten im Roman als ein durchgehend strukturierendes Element auf und offenbaren, je nach Gesprächspartner, verschiedene Funktionen.

### 3.4.1 „Vertell. Du lüchst so schön!“ sagt Marie

Als wichtigste Gesprächspartnerin Gesines gilt zweifelsohne ihr elfjähriges Kind Marie. Als Anreger – „Vertell.“ (JT, 1651), „Erzähl es mir! Erzähl es mir!“ (JT, 810) – , Auftraggeber – „Du bist der Auftraggeber, Marie“ (JT, 671) – und als intradiegetisch wichtigste Adressatin der mütterlichen Vergangenheitserzählung, hat sie eine eminente Bedeutung nicht nur für die Motivation der Binnenerzählung als Ganzes, sondern sie fungiert auch als lenkende, spezifizierende und anzweifelnde Instanz von Gesines Erzählung. Einige frühere Kritiker haben aufgrund von Maries Selbständigkeit und intellektueller Überlegenheit im Vergleich zu Altersgenossen in ihr eine unrealistische Figur gesehen, andere haben sie als impliziten Leser oder expliziten Rezipienten des Romans interpretiert.<sup>140</sup> Die heutige Johnson-Forschung, die sich mit dieser Fragestellung beschäftigt, hat sich mittlerweile von der Idee, Maries als impliziten Leser zu betrachten, komplett distanziert und ihre Funktion neu definiert.<sup>141</sup> Betont wird vor allem, wie der dialogische Wechsel zwischen Mutter und Tochter eine erzähltechnische Strategie ins Feld führt, durch die Marie zur Mitgestalterin der Textproduktion erhoben wird.<sup>142</sup> Maries Funktion, wenn man ihr unbedingt eine wie auch immer ausschließliche Aufgabe zuschreiben will, besteht zwar darin, die Erzählung der Mutter zu hinterfragen, sie wird

---

<sup>140</sup> Für Peter Hamm ist Marie ein „altkluges Kind“ in ders.: „Uwe Johnson, der Schwierige“, in: *Konkret* 24 (1970), S. 56; vom „expliziten Rezipient“ spricht Ulrich Fries in ders.: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O., S. 54 f.

<sup>141</sup> Mit der einzigen Ausnahme von Yoen-Soo Kim, die an der Rolle Maries als „implizitem Leser“ festhält. Nach Aussage der Autorin nimmt sie den Begriff nicht wörtlich, sondern funktionell, was soviel heißt, dass sie Maries Reaktionen auf Gesines Erzählen so versteht, dass diese eine metanarrative Selbstreflexion Gesines auslösen. Siehe Yoen-Soo Kim: *Modalität als Kategorie des modernen Erzählens*, a.a.O., S. 316.

<sup>142</sup> Dieser Annahme ist auch von Günter Butzer: „Der reale Leser steht einem abgeschlossenen schriftlichen Text gegenüber, während Marie der sukzessiven mündlichen Erzählung ihrer Mutter

aber dadurch zur Mitproduzentin des Erzählten. Nicht umsonst hat Johnson die ursprüngliche Charakterisierung Maries, die im Klappentext des zweiten Bandes vorgesehen war und laut der Marie „die Fähigkeit zu fragen bewahrt“<sup>143</sup>, ersetzen lassen durch die Wendung, Marie habe „in New York das Fragen gelernt, auch nach der Vergangenheit der Mutter.“ (BWU, 714). Man kann durchaus die Marie zu Beginn der JAHRESTAGE mit einem „unbeschriebene[n] Blatt“<sup>144</sup> vergleichen, das Gesine mit Erzählungen zu füllen versucht ist. Doch je mehr Marie über die Vergangenheit erfährt, desto intensiver entfaltet sich ihr selbstständiges Denken. Anfangs noch zögerlich, entwickelt sich Marie zu einer regelrechten Prüfungsinstanz, die ihre Zweifel an der Richtigkeit von Gesines Erzählung und deren Wahrheitsgehalt äußert. Durch die Etablierung einer „zwischenfragenden Instanz“ als Figur der Handlung wird das Nachdenken über die Darstellbarkeit der Vergangenheit textimmanent reflektiert und zu einem wichtigen Bestandteil der Handlung erhoben.<sup>145</sup>

Die erste Frage Maries findet sich im Eintrag vom 30. August 1967, enthalten in einer schriftlich hinterlassenen Mitteilung an Gesine: „Diesen Griem in Jerichow, hast du den gekannt? Lebt der noch?“ (JT, 37). Maries Interesse für Griem, der auf Seite 33 beiläufig erwähnt worden war, mag zunächst erstaunen. Doch seine Erwähnung wirkt wie eine Spur, deren Bedeutung sich zuerst nicht erschließen lässt und die aber dank Maries Nachfragen hervorgehoben wird und eine Fortsetzung verspricht. Walter Griem, „Ackerbürger“ und Nationalsozialist, tritt im ersten Band noch ein einziges Mal an der Seite von Horst Papenbrock am Tag nach den Reichstagswahlen 1933 (JT, 223) auf, und erst im zweiten Band wird seine Bedeutung innerhalb von Gesines Erzählung aufgeklärt. Unter dem Datum vom 9. Januar 1968 wird berichtet, wie Lisbeth Cresspahl, Gesines Mutter, im Sommer 1937 ihrem Bruder Horst Papenbrock von einem Gespräch erzählt, das sie im Zug

---

zuhört, immer wieder in den Text eingreift und so an der Textproduktion selbst Anteil hat.“ Siehe: Günter Butzer: *Fehlende Trauer. Verfahren poetischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, München 1998, S. 107.

<sup>143</sup> Uwe Johnson und Siegfried Unseld: *Der Briefwechsel*, hrsg. von Eberhard Fahlke und Raimund Fellinger, Frankfurt am Main 1999, S. 714. Im Folgenden zitiert als: BWU.

<sup>144</sup> Ulrich Krellner: „*Was ich im Gedächtnis ertrage*“, a.a.O., S. 302 f.

<sup>145</sup> Siehe auch Kristin Jahn: „*Vertell, vertell. Du lüchst so schön.*“, S. 272

nach Gneez gehört hatte. Im September dann bekam Lisbeth eine Vorladung des Landgerichtes Gneez, als Zeugin im Prozess gegen den Landwirtschaftsarbeiter Paul Warning und den Forstangestellten Siegfried Hagemeister auszusagen. Gegenstand des Verfahrens war die Verleumdung des nationalsozialistischen Reichsarbeitsdienst-Führers Walter Griem seitens Warning und Hagemeister: Griem habe sich mit Hilfe von Dr. Semig einen rechtswidrigen Vermögensvorteil verschafft. Die Anzeige wurde vom ältesten Bruder Lisbeths, Robert Papenbrock, erstattet. (JT, 567-572). Der Prozess, dessen Erzählung mit Anlauf, Verfahren und Nachklängen sich über sieben, nicht immer aufeinander folgenden Tageseintragungen erstreckt (9., 11., 13.-14., 16.-17. und 19. Januar), vermischt sich aber mit einer „anderen Geschichte“ (JT, 589), deren Protagonistin, wie Marie am 13. Januar richtig erahnt, Lisbeth ist.

- Du läßt etwas aus, Gesine.
- Vielleicht sollten wir uns nicht um Mecklenburg kümmern, solange Annie bei uns wohnt.
- Nein; etwas das willst du mir nicht erzählen.
- Was fehlt dir denn?
- Am Donnerstagabend hast du aufgehört, als Semig unter Bewachung nach Gneez fuhr, mit dem Eisernen Kreuz an der Jacke.
- Das nahm ihm Wachtmeister Fretwust gegen Quittung ab.
- Es war aber eine von Lisbeths Geschichten, und du hast ihr nicht ihren Schluß gegeben.
- Lisbeth hat sich, sie -
- Du, jetzt kommen die anderen zurück. (JT, 586 f.)

Unter dem Eintrag vom 14. Januar wird das Gespräch zwischen Mutter und Tochter wieder aufgegriffen, und Marie versucht, Gesine durch das Zitieren des Erzählten vom 11. Januar zu beweisen, dass ihre Erzählung einige Lücke aufweist.

- Hör zu Gesine: sagt Marie. - Ich werde dir jetzt zeigen, was du am Donnerstagabend als Letztes gesagt hast:
- »Allerdings trug Fretwurst Semigs Kriegsauszeichnungen nicht

in die Effektenliste ein. Er rechnet nicht damit, daß der Jude seine Orden zurückerhalten werde. [...]«  
Ja. Ist das kein Schluß?

- Nicht für die andere Geschichte, Gesine. Das will ich dir doch beweisen. Du hast gesagt, Bandposition 266:

- »Die Arbeitsdienstmädchen mochten den Einkauf von Fleisch noch nicht genug gelernt haben, Lisbeth wollte lieber, daß an ihrem Tisch mit hohen Zähnen gekaut wurde, als daß sie auf die Stadtstraße von Jerichow ging«.

- Das ist der richtige Anfang, Gesine! (JT, 589)

Die Ungereimtheit im Umgang mit den Kriegsauszeichnungen zwischen dem Gespräch vom 13. Januar und der zitierten Passage am 14. Januar scheint der sonst auf Genauigkeit achtenden Marie nicht aufzufallen. Nicht die Geschichte über die Verhaftung von Dr. Semig will Marie wissen, jene Geschichte hatte aus ihrer Perspektive ihren Schluss bereits bekommen, sondern die Gründe dafür, warum Lisbeth nicht auf die Straße von Jerichow gehen wollte. Aus dem Dialog zwischen Mutter und Tochter geht hervor, dass nicht alle Gespräche zwischen Gesine und Marie in den Roman aufgenommen wurden: „vielmehr ist eine Auswahl getroffen worden.“<sup>146</sup> Die von Marie zitierten Passagen sind unter dem Tageseintrag vom Donnerstag, dem 11. Januar, nicht vermerkt. Stattdessen findet sich unter dem 11. Januar die Geschichte, die Marie nicht kennt, nicht erzählt bekommt, wohl aber erahnt. Nicht Marie, sondern wir, die Leser des Romans, erfahren, wie Lisbeth Ende September 1937 von einem Fischer gerettet wurde, nachdem sie vier Kilometer in die Lübecker Bucht in der Absicht hinausgeschwommen war, sich das Leben zu nehmen. Der nicht zu Ende gesprochene Satz Gesines, „Lisbeth hat sich, sie -“, kann aufgrund der im Roman gegebenen Informationen mit Bedeutung gefüllt werden, die somit Einblick in Lisbeths psychische Verfassung erlauben.<sup>147</sup>

---

<sup>146</sup> Ulrich Fries nimmt als einziger das Problem des Selektionsprinzips als wichtiges strukturelles Merkmal der *Jahrestage* ernst. Siehe Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O., zitat S. 55. Siehe auch Seiten 128-131.

<sup>147</sup> Es ist kein Zufall, dass unter dem 19. Januar die Geschichte mit der Wassertonne zu lesen ist: Nach dieser hat Lisbeth zugesehen, wie Gesine als Kind in die Wassertonne gefallen ist, ohne ihr zu helfen. Siehe JT, 615-619.

Maries Wissen hingegen wird notwendigerweise lückenhaft bleiben bzw. wird es durch die suggerierte Erklärung, Lisbeth habe sich in der Gewissensfrage befunden, entweder ihre Wahrheit zu erzählen oder ihre Mitbürger zu entlasten, mit einer anderen Version der Geschichte vervollständigen. Je nach Erzählung, je nach Auswahl der Nuance, je nachdem welche Spur verfolgt wird, werden unterschiedliche Geschichten mit verschiedenen Bedeutungen generiert. Mit der Version der Geschichte, die sie bekommen hat, ist Marie am Ende nicht zufrieden: „Es gefällt mir nicht“ (JT, 607). Nicht weil sie ahnt, dass Gesine ihr etwas über Lisbeths Selbstmordversuch verschwiegen hat, sondern weil sie den geschilderten Verlauf des Prozesses nicht spannend genug findet und ihm nicht glaubt. Glauben wird sie allerdings ihrer Mutter, wenn Gesine die Möglichkeit erwägt, Peter Niebuhr käme noch in der Geschichte vor und hätte im Prozess eine Rolle gespielt: „Das glaube ich sofort“ (JT, 608).

Gesines Anspruch, ihrer Tochter zu erzählen, „wie es war. Wie es gewesen sein könnte“ (JT, 560), hält an der Polarität einer Erzählweise fest, die – ausgehend von einer genealogischen Zeitauffassung – um eine realistische Rekonstruktion des Gewesenen durch das Abwägen von Ursache und Wirkung bemüht ist, und die zugleich aber seine Unergründlichkeit präsentiert – sei es, weil die Vergangenheit von Affekten beladen ist oder weil das Wissen darüber nicht ausreicht. Entgegen dieser ethischen Rekonstruktion von Biographien und Zeitereignissen beharrt Marie einerseits auf ihrem Recht auf Überraschungen, auch um den Preis „unwahren“ Erzählens – „Ich mag nicht was nun folgt [...]: Kannst du es nicht ändern?“ (JT, 296) –, dann wiederum wird der Wahrheitsgehalt von Gesines Erzählung angezweifelt: „Ich werde dich jetzt prüfen. [...] Ich werde jetzt mal nachsehen, woher du deine Vergangenheit hast. Das hat jetzt ein Ende mit dem Anlügen“ (JT, 454). Ob es um die amerikanische Vergangenheit von Robert Papenbrock geht – „Das gebe ich dir ja zu. Schlecht ausgedacht ist es nicht.“ (JT, 560), um Heinrich Cresspahls Spionagetätigkeit für die Engländer – „Du willst Cresspahl besser machen als er war.“, „Und militärische Kenntnisse willst du ihm auch noch andichten.“ (JT, 831 und 832) –, um englische Bombenangriffe – „Du treibst es wieder zu weit. Wieder stimmt alles zusammen. Du mit deinen Übertreibungen, Gesine!“ (JT, 861) –, um Jakobs Leben – „Du willst Jakob anbinden an New York, und wenn es eine Zeitung sein muß.“ (JT, 1085) –, oder um Gesines Schulgeschichte – „Ver-

tell. Du lüchst so schön!“ (JT, 1651): Stets wird Gesines Erzählen mit Maries Art wahrzunehmen konfrontiert und der Wahrheitsgehalt des Erzählten reflektiert. Dabei wird, wie Michael Hofmann gemeint hat, auf drei Tendenzen des Erzählens hingewiesen: auf die Neigung zur „lügenhaften Ausschmückung“, auf die „Erzeugung von Kohärenz und Stimmigkeit“ und auf eine a posteriori konstruierte Annäherung an die Vergangenheit.<sup>148</sup> Doch gerade durch Maries Nachfragen und Reflektieren über den erfinderischen und konstruktiven Charakter von Gesines erzählter Vergangenheit wird der erkenntnistheoretische Mehrwert des Erzählens verdeutlicht:

- Was du nicht weißt, wirst du auslassen, und ich bin kein Stück klüger. [...]
- Was dir fehlt beim Erzählen, füllst du auf mit anderem, und ich glaube es doch.
- Nie habe ich die Wahrheit versprochen.
- Gewiß nicht. Nur deine Wahrheit.
- Wie ich sie mir denke. [...]
- Es ist die Möglichkeit, auf die niemand kommen kann als du. Was du dir denkst an deiner Vergangenheit, wirklich ist es doch auch. (JT, 670 f.)

Wenn dem Individuum a priori die Möglichkeit einer „Wiederholung des Gewesenen“<sup>149</sup> versperrt bleibt und wenn das Wissen über die Geschichte keinen Inhalt für die Leere der Vergangenheit vermitteln kann, „die einmal Wirklichkeit, Le-

---

<sup>148</sup> Michael Hofmann: „Oralität in der deutschen Epik des zwanzigsten Jahrhunderts: Döblin, Johnson, Özdamar“, in *Johnson-Jahrbuch* 14 (2007), S. 85-100. Zitat S. 94.

<sup>149</sup> „Sie hatte nach dem Jahr 1937 gesucht und wieder nichts bekommen als ein statistisches, isoliertes Bruchstück, wie es ihr der Speicher des Gedächtnisses willkürlich aussucht, aufbewahrt in unkontrollierbarer Menge, nur mitunter empfindlich gegen Befehl und Absicht: [...] das Gedächtnis hat ihr geholfen durch Schulprüfungen, Tests, Verhöre, es bringt sie durch die tägliche Arbeit, es wird von einem Mann für ein Schmuckstück angesehen; ihr kam es an auf eine Funktion des Gedächtnisses, die Erinnerung, nicht auf den Speicher, auf die Wiedergabe, auf das Zurückgehen in die Vergangenheit, auf die Wiederholung des Gewesenen: darinnen noch einmal zu sein, dort noch einmal einzutreten. Das gibt es nicht.“ (JT, 63).

bensgefühl, Handlung war“ (JT, 64), so kann an der Schnittstelle zwischen Erfinden und Wissen, zwischen Möglichem und Realem, wenn nicht die Wahrheit über das Gewesene entstehen, so doch eine Wahrhaftigkeit im Sinne Nietzsches, eine Teilwahrheit, die zwar der Willkür individueller Wahrnehmungen untersteht, deren Wirklichkeit aber nicht weniger bedeutend ist: „Es ist möglich. Da es wahrscheinlich ist, laß uns das annehmen“ (JT, 455).<sup>150</sup>

### 3.4.2 „Das zweite akustische Band“: Gespräche mit den Toten

Neben Gesprächen zwischen Gesine und Marie finden sich im Roman eine Vielzahl von Dialogen, die Gesine mit verstorbenen und lebenden Personen führt. Im Vergleich zu den Gesprächen zwischen Mutter und Tochter, zwischen Gesine und D.E., zwischen Gesine und Arbeitskollegen usw., deren kommunikativer Austausch durch Striche markiert ist und die dadurch von den dem Genossen Schriftsteller oder der Erzählerin Gesine zuzuschreibenden Erzählpartien unterschieden werden können, sind andere Dialoge kursiv gesetzt, präsentieren aber sonst kein graphisches Dialogmerkmal. Schon allein der typographische Unterschied deutet auf eine Differenzierung der Wesensart der Gespräche hin: Erfolgen die gerade gesetzten Gespräche mit der physischen Anwesenheit des Gesprächspartners, so finden die kursiv gesetzten Dialoge im Bewusstsein Gesines statt und werden ohne körperliche Präsenz der Adressaten, sondern nur mit ihren immateriellen Stimmen geführt.<sup>151</sup> In einem Brief an den Psychoanalytiker A.M. – enthal-

---

<sup>150</sup> Gesines Erfinden ist „nicht etwas beliebig Ausgedachtes oder frei Fabuliertes, es ist vielmehr zusammengesucht, -gefunden, -gesetzt aus Materialien der Erfahrung und der Recherche nach Regeln der Wahrscheinlichkeit“. Siehe Norbert Mecklenburg: *Die Erzählkunst Uwe Johnsons*, a.a.O., S. 233.

<sup>151</sup> Unter den Johnson-Forschern hat sich Colin Riordan am meisten mit dem Phänomen der Stimmen beschäftigt. Gemäß dem interpretatorischen Modell sind die Toten für Riordan literarische Figuren, die aus dem kreativen Erzählen Gesines entstehen und die aber dann ihre Selbstständigkeit einfordern. Demgegenüber sieht Ingeborg Gerlach die Stimmen fest verankert in Gesines Bewusstsein: Die Stimmen werden von Gesine imaginiert und fördern zugleich eine Auseinandersetzung mit ihnen. Beide Forscher ziehen nicht in Betracht, die Stimmen mit der Erzählsituation der *Odyssee* zu vergleichen. Colin Riordan: *The Ethics of Narration. Uwe Johnsons Novels from „Ingrid Babendererde“ to „Jahrestage“*, London 1989 und ders.: „Die Fähigkeit zu trauern‘. Die ‚Toten‘ und die Vergangenheit in Uwe Johnsons *Jahrestage*, in Carsten Gansel (Hg.): *Wenigstens in Kenntnis zu leben. Notate zum Werk Uwe Johnsons*, Neubrandenburg 1991, S. 62-76; vgl. Ingeborg Gerlach: „*Ich veræet di dat!* Zu den Gedankengesprächen in den *Jahrestagen*“, in *Johnson-Jahrbuch 7* (2000), S. 162-196.

ten im Tageseintrag vom 12. Juni (JT, 1537–1541) – werden Funktion und Wesen der Gespräche mit den Stimmen aus Gesines Perspektive reflektiert.<sup>152</sup> Der Behauptung, „ich höre Stimmen“ (JT, 1539), folgt eine Beschreibung des von Gesine ungewollten und doch massiven Vorhandenseins solcher „eingebildeten Gespräche“ (JT, 1539), die keineswegs nur mit den Verstorbenen, sondern auch mit „lebenden Personen, abwesend oder vorhanden,“ (JT, 1540) geführt werden.<sup>153</sup> Doch Gesines Anliegen betrifft weniger die Gespräche mit den Lebenden, die sie als die „Fähigkeit“ bezeichnet, aus mimischen Einzelheiten Gedanken nachzuvollziehen, sondern den kommunikativen Austausch mit den Toten. Das Sprechen mit den Personen „von damals wie damals“ empfindet Gesine nicht als störend an sich – „Die Toten verfolgen mich nicht“ –, sondern sie begreift es als Geschenk, als „Zuwendung der Personen von damals“ an sie (JT, 1540). Die Tatsache aber, dass sie „in Situationen hineingezogen“ wird, in denen sie „nicht anwesend war“, die sie „keineswegs [hat] auffassen können“ (JT, 1539), führt sie zu der Frage, ob diese Gespräche als bloß eingebildet betrachtet werden sollten.

Ich höre mich also nicht nur sprechen von der subjektiv realen (vergangenen) Stelle aus, auch von der Stelle des heute fünfunddreißigjährigen Subjekts aus. [...] Diese Fetzen genügen, in meinem Bewußtsein die Anwesenheit einer vergangenen Person zu erzeugen, ihr Sprechen und damit einen Zustand weit vor meiner Geburt [...]. (JT, 1539 f.)

Die doppelte Valenz Gesines als Subjekt von damals und als das von heute verweist nicht nur auf die Gespräche mit den Toten als Erinnerungsphänomen, sondern ist mit der Frage nach der Medialität des Erzählten und dem Wahrheitsgehalt dessen verknüpft. In der Tat machen die Dialoge, in denen Gesine sich als Kind in einem

---

<sup>152</sup> Unter der Abkürzung A.M. lässt sich unschwer der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich identifizieren, der 1967 das epochale Werk *Die Unfähigkeit zu trauern* in Zusammenarbeit mit Margarete Mitscherlich veröffentlicht hatte. Darüber hinaus listet das *Kleine Adressbuch*, von Rolf Michaelis unter Mitwirkung von Uwe Johnson herausgegeben, Gesines Brief und die Antwort M.A.s (JT, 1856–1857) unter dem Eintrag „Mitscherlich, Alexander“ auf. Siehe *Das Kleine Adressbuch für Jerichow und New York. Ein Register zu Uwe Johnsons Roman „Jahrestage“*, hrsg. von Rolf Michaelis, Frankfurt am Main 1983, S. 176.

<sup>153</sup> Uwe Johnson hat großen Wert auf die Tatsache gelegt, dass die kursiv gesetzten Dialoge nicht nur mit Verstorbenen geführt werden.

vergangenen Gespräch wiederfindet, nur einen kleinen Teil der dialogischen Partien aus.<sup>154</sup> In der Mehrheit der Konversationen agiert Gesine aus der Perspektive ihres Erwachsenendaseins, debattiert in der Gegenwart mit den Stimmen über den Verlauf von Ereignissen und kann Gesprächssituationen hören, bei denen sie „damals“ nicht dabei war.<sup>155</sup> Oft handelt sich bei den Stimmen um klar identifizierbare Figuren, vor allem um Cresspahl, Lisbeth und Jakob, aber in der Regel sind wir mit Gesprächen konfrontiert, bei denen die Sprechenden bloß als „kollektive Entität“ der Toten zu erkennen sind.<sup>156</sup> In allen Fällen sind die Stimmen der Toten das Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Wie die Seelen in Homers Hades suggerieren sie, als Verwahrer der Vergangenheit, die Möglichkeit des Erfassens des vergangenen Lebens und drängen sich in das Erzählte hinein, allerdings nicht in seiner Gesamtheit.<sup>157</sup> Auch die Toten können nur einen Teil der Wahrheit kundtun, ihre Wahrheit nämlich. In ihrer Funktion, die der Erzählsituation zwischen Gesine und dem Genossen Schriftsteller ähnelt, unterstehen sie Gesines Erzählung, agieren aber als bestätigende, ergänzende, korrektive und da-

---

<sup>154</sup> Die Gespräche, in denen Gesine sich in einer vergangenen, als Kind erlebten Situation zurückversetzt sieht, haben meistens Heinrich Cresspahl und Frau Abs als Gesprächspartner. Siehe JT, 64, 676, 726 f., 1059, 1195 f., 1690.

<sup>155</sup> Nicht dabei war Gesine zum Beispiel als Lisbeth und Cresspahl sich verlobt haben und doch hört sie das Verlobungsgespräch (JT, 49–51). Des Weiteren sei hier kurz angedeutet, was im Kapitel über die erzählte Gegenwart wieder aufgegriffen wird: Die Gespräche mit den Toten betreffen nicht nur Ereignisse aus der Vergangenheit, sondern befassen sich auch mit der Gegenwart. Vor allem wenn es um Gesines Einstellung zur amerikanischen Gesellschaft geht oder um ihre Pläne für eine Zukunft in der ČSSR. Siehe zum Beispiel JT, 621 f., 1582 und 1616 f.

<sup>156</sup> Colin Riordan: *The Ethics of Narration*, a.a.O., S. 103.

<sup>157</sup> Ingeborg Gerlach geht davon aus, dass die Stimmen über keine Informationen verfügen, die Gesines Kenntnisse überschreiten. Als Beweis für ihre Interpretation führt Gerlach ein Gespräch mit Lisbeth und Hilde an, die Gesines Frage, warum Papenbrocks Pacht in Vietsen nicht verlängert worden sei, schließlich mit der Behauptung beantworten: „*Wir wissen es nicht*“ (JT, 59). Hilde und Lisbeth kennen die Antwort nicht, weil diese ihre Kompetenzen überschreitet. Nur in diesem Fall deckt sich Gesines Wissen mit dem ihrer Mutter und Tante, in anderen Fällen haben die Toten durchaus mehr Informationen als Gesine. Siehe Ingeborg Gerlach: „*Ich veræt di dat!*“, a.a.O., S. 172.

her selbstständige Instanz für die erzählte Vergangenheit.<sup>158</sup> Bestens überprüfen lässt sich die narrative Interdependenz zwischen Gesine und den Toten am Beispiel ihrer Gespräche mit der Mutter Lisbeth und dem Vater Heinrich Cresspahl. Die blinden Flecken in Gesines Vergangenheit – Lisbeths Selbstmord und Heinrichs Rückkehr nach Deutschland – sind nur einige der Gründe für Gesines Versuch einer Rekonstruktion der Vergangenheit, die anfangs durch negative, von Schmerz beladene Anschuldigungen seitens Gesine gekennzeichnet ist. Vor allem für die Mutter kann Gesine keine Empathie empfinden. Unter dem Eintrag vom 12. November (JT, 286–287) findet sich ein Monolog Gesines, in dem sie am Geburtstag der Mutter eine Rede zu ihrem Todestag hält.<sup>159</sup>

*Jetzt halten wir dir die jährliche Rede auf deinen Tod.*

*Es kommt auf den Tag nicht an.*

*Du bist tot, verstanden. Das ist deine Sache.*

*Es ist unsere Sache, ob wir dich behalten wollen. Immer willst du gedacht werden. Es ist genug ohne dich. (JT, 286)*

Nicht als Dialog konzipiert, sondern als Ausbruch des Zorns präsentiert die wörtliche Eruption ein angeklagtes „du“, das von einem anklagenden „wir“ an den Pranger gestellt wird. Das Datum und der Inhalt des Eintrags ermöglicht es, im „du“ Lisbeth zu identifizieren, das „wir“ steht hingegen offensichtlich für das Erzähler-Duo Gesine/Genosse Schriftsteller.<sup>160</sup> Ob Lisbeth in der Erzählung eine Rolle spielen soll, ob sie überhaupt für diese entscheidend ist – „*Es ist genug ohne dich. [...] Es gäbe dich nicht, wenn wir dich nicht mehr wollten.*“ –, hängt von der hermeneutischen Intention, vom erzählerischen Verfahren der Erzählinstanz „wir“ ab, die hier ihre Befugnis zur Auswahl, zur Organisation, zur Erfindung des zu erzählenden Stoffes beteuert:

*Wir machen die Reise. Wir träumen das Flugzeug, wir träumen*

---

<sup>158</sup> Dieses Ansicht vertritt auch Colin Riordan: „They [die Toten] stand in the same relation to Gesine as Gesine does to GS.“, siehe Colin Riordan: *The Ethics of the Narration*, a.a.O., S. 105 und ders. „Die Fähigkeit zu trauern.“, a.a.O., S. 70.

<sup>159</sup> Lisbeth Papenbrock ist am 12. November 1906 geboren und am 10. November 1938 gestorben.

<sup>160</sup> Siehe auch Colin Riordan: *The Ethics of the Narration*, a.a.O., S. 105.

*den Flug, wir reisen in der Nacht, wir hängen in der Luft, wir steigen um an einem Ort, wir müssen durch die Zeit, umso undurchdringlicher als vergangener.* (JT, 286 f.)

Und dennoch: einmal „gedacht“, erlangt Lisbeth Selbstständigkeit und verlangt, zu Ende gedacht zu werden. Auf dem Spiel stehen Authentizitäts-, Vollständigkeits-, Wirklichkeitsansprüche des Erzählten – und nicht zuletzt „der Moralkodex“ der Wahrheitsfindung.<sup>161</sup> Wenn die Wahrheiten bloß „Illusionen“ sind, wenn Objektivität nur durch das Einsetzen möglichst vieler und unterschiedlicher Perspektiven erreicht werden kann, dann kann die Suche nach der Wahrheit, oder besser gesagt, der Wahrhaftigkeit nur anhand der inszenierten Zersplitterung der Erzählautorität erfolgen. Der Genosse Schriftsteller und Gesine heben zwar ihre erzählerische Macht hervor, können Lisbeth aber nicht ins Reich der Toten folgen: „*Da wo du tot bist, sehen wir dich nicht*“ (JT, 287), oder sie müssen sich an Lisbeth wenden, wenn es um ihre Entscheidung für den Freitod geht – „*Wie war es denn?*“ (JT, 286). Die Freiheit zum Erfinden ist vom Leben eines Individuums bestimmt. Gesine kann nicht alles über ihre Mutter wissen, und wenn man die Gespräche zwischen den beiden liest, stellt man fest, dass sie wenig über die Mutter weiß und die Dialoge wie nachträglich vorgenommene Korrekturen wirken.<sup>162</sup> So erfährt Gesine erst als Erwachsene, dass sie als Kind mit ihrer Mutter im Kino war, Filme mit Clark Gable gesehen und Coca-Cola getrunken hat. (JT, 686 f.)

Ähnliches lässt sich auch in den Dialogen zwischen Gesine und ihrem Vater beobachten, einem der wichtigsten und häufigsten Partner Gesines in Gesprächen mit den Toten. Ihr erstes Gespräch findet an dem Tag statt, an dem Gesine das erste Mal Mrs. Ferwalter begegnet (JT, 44–48) und nachdem sie ihre auf den linken Unterarm tätowierte KZ-Nummer gesehen hat.

*Du bleib sitzen. Du weißt nicht, warum ich Gronberg wegschicken mußte. Du weißt nichts.*

---

<sup>161</sup> Siehe Colin Riordan: „Die Fähigkeit zu trauern.“, a.a.O., S. 72.

<sup>162</sup> Wie Christian Elben zu Recht angemerkt hat, liefern die Stimmen Gesine ergänzendes Material für die Erzählung ihrer Familiengeschichte. Dies erfolgt allerdings nicht nur bezüglich ihrer unangenehmen Erfahrungen. Vgl. Cristian Elben: „Aufgeschriebene Schrift“ *Uwe Johnsons Jahrestage: Erinnern und Erzählen im Zeichen des Trauma*, Göttingen 2002, S. 233.

*Wenn ich gewußt hätte wie gut die Toten reden haben. Die Toten sollen das Maul halten. (JT, 45)*

Eingebunden in eine von der Erzählinstanz getragene Erzählpartie, hebt sich der Dialog von der restlichen sonst detailreichen Beschreibung der Begegnung durch ihren lapidaren Stil ab und unterbricht den Fluss der Erzählung. Gesines Abwenden des Blicks vom tätowierten Unterarm auf die Beine der Frau, die allerdings von Krampfadern übersät sind, wird von Cresspahl offensichtlich als empathische Reaktion interpretiert, die das Weggehen Gesines zur Folge haben könnte. Cresspahls Aufforderung, „*Du bleib sitzen*“, folgt eine nicht entschlüsselbare Erklärung, die Gesine, ausgehend von ihrem Unwissen über ein bestimmtes Ereignis, eine totale Unkenntnis, „*Du weißt nichts*“, unterstellt. Im strengsten Sinne entsteht im Wortwechsel keine dialogische Kommunikation, da Gesine auf die Provokation Cresspahls nicht eingeht, ihre Ahnungslosigkeit zumindest bezüglich der Sprechfähigkeit der Toten doch zugibt, um dann aber den Austausch durch ein Verbot, „*Die Toten sollen das Maul halten*“, zu schließen. Der Ton des Gesprächs, der zum einen eine unbestreitbare Irritation Cresspahls auf Gesines Reaktion und zum anderen eine gewisse Intoleranz Gesines gegenüber der Einmischung des Vaters offenbart, lässt trotz des dunklen Verweises auf Gronberg erahnen, worum es hier eigentlich geht: um die Frage nach der Deutungshoheit. Der Weigerung Cresspahls, die Vergangenheit auf der Basis mangelnder Informationen zu beurteilen, steht Gesines Beharren auf das Auslegungsrecht gegenüber, das sich – im Allgemeinen – gerade nur auf die Informationen stützen kann, die man auch in der Gegenwart antrifft. Selbst die Erläuterung von Cresspahls Verweis auf Gronberg, Tabakhändler aus Berlin, vermag die Diskrepanz zwischen Cresspahl und Gesine nicht zu überbrücken. Im zweiten Band, unter dem Eintrag vom 12. April (JT, 980–983), wird davon berichtet, wie sich der KZ-Flüchtling Gronberg zu Ostern des Jahres 1944 an Cresspahl mit der Bitte gewendet hat, ihm bei der Suche nach einem Fischer zu helfen, der ihn von Rande aus nach Dänemark fahren könnte. Cresspahl schickt den Tabakhändler allein weg und erklärt Gesine nach dem Krieg, „er habe um diesen Einen willen nicht seine Sache mit den Engländern (gegen die Deutschen) gefährden dürfen“. Obwohl Gesine mit ihrer Rekonstruktion der Vergangenheit so weit ist, dass sie sich in Cresspahls Spionagetätigkeit für die Engländer sehr wohl hineinversetzen kann, endet der Bericht über Gronbergs Ge-

schichte mit den Worten: „Oft glaube ich, dies zu verstehen. Ich wünschte sehr, Cresspahl auch hierin zu verstehen.“ (JT, 981). Offensichtlich kann Gesine ihren Vater bezüglich Gronberg aber doch nicht verstehen. Und wenngleich sie für das Verhalten des Vaters bereits nach dem Krieg eine Erklärung bekommen hat, wirkt Cresspahls Andeutung auf Gesines Unwissen – „*Du weißt nichts*“ – wie der Verweis auf die Unmöglichkeit, trotz einer minutiösen Rekonstruktion die versteckte Bedeutung vergangener Geschehnisse aus der gegenwärtigen Perspektive zu erfassen, geschweige denn, ein Urteil über sie zu fällen. Dies gilt um so mehr für Gespräche, die von Cresspahls Entscheidung handeln, nach Deutschland zurückzukehren. Gesines negative Meinung über ihre Mutter geht hier mit dem Vorwurf an den Vater einher, er habe Lisbeths Forderung für ein Leben in Deutschland zunächst nicht erkannt, dann nicht abstreiten können und sie, Gesine, dazu verdammt, die Schuld einer Nation mittragen zu müssen. Bereits anlässlich der Entscheidung über den Tag ihrer Taufe glaubt Gesine im Gespräch mit Cresspahl Lisbeths Spiel zu erkennen (JT, 243-246).

*Und sie wollte ganz sicher gehen. Sie wollte eure Zeit in Deutschland auch noch mit einer kirchlichen Verabredung verlängern.*

*Ihr war eine Haustaufe eben nicht genug.*

*Sie hat dich reingelegt, Cresspahl.*

*Ich mochte das nicht denken, Gesine. Und du lernst es noch. (JT, 246)*

Für Gesine ist Lisbeths Beharren auf einer Kirchentaufer am Sonntag allein der Versuch, die Rückkehr nach England bis zum endgültigen Bleiben in Deutschland aufzuschieben. Doch weniger Gesines Argumentieren ist hier von Interesse, sondern eher Cresspahls Behauptung: Erneut wird der Unterschied zwischen Cresspahls direkter Erfahrung – Cresspahl als Zeuge – und Gesines indirektem Zugang zur Vergangenheit, gewährleistet durch das rekonstruierende Verfahren Gesines als Historikerin, reflektiert. Zugleich findet das Projekt von JAHRESTAGE Erwähnung: Gesine soll nicht nur lernen, die Vergangenheit kritisch zu hinterfragen, sondern auch ihre Gegenwart. Doch bevor dieses Thema an der Reihe ist, wäre noch zu demonstrieren, wie durch die Vermittlung der fiktiven Geschichte der Familie Cresspahl die deutsche, reale Geschichte erzählt wird.

### 3.4.3 „Ich dörf gar nicks vertelln“: Die Toten erzählen

Dass die Metadiegeese teilweise dialogisch erzählt wird und dass dabei die Funktion der Stimmen zum größten Teil darin besteht, das Erzählte Gesines und des Genossen Schriftstellers mit Erzählstoff zu versorgen, diesen gegebenenfalls zu korrigieren oder zu reflektieren, kann man am besten anhand des Tageseintrags vom 27. März verdeutlichen (JT, 917–923). Hier präsentiert die Erzählinstanz die Geschichte von Klaus Böttcher, einer Figur, die bis zu diesem Punkt in der Erzählung eine marginale Rolle als Sohn eines Arbeitskollegen Cresspahls gespielt hat (JT, 445). Im Tageseintrag vom 27. März wird hingegen Klaus Böttchers Geschichte breiter angelegt. Als geschwätzigen Nichtstuer, selbstbewussten und begeisterten Anhänger der Hitlerjugend hat Cresspahl Klaus Böttcher erlebt. Seinen Weg von der Hitlerjugend über den Reichsarbeitsdienst bis hin zum Soldaten der Wehrmacht an der Ostfront und seine Liebesaffäre mit einer Polin im Jahr 1940, allesamt Geschichten, die wir von der Erzählinstanz vermittelt bekommen, dürfte Klaus bei zufälligen Treffen Cresspahl erzählt haben. Die Erzählinstanz liefert nicht bloß trockene Fakten von Klaus' Geschichte, sondern fügt auch Cresspahls Meinung über Klaus – „Cresspahl hielt den Sohn des Kollegen für einen von denen, die nicht in der Mitte eines Kartoffelfeldes buddeln mögen, sondern zwei Reihen am Rand brauchten, damit sie neben der Arbeit etwas sehen können und wenigstens in der blickweisen Ablenkung der Arbeit entkommen“ (JT, 918) – oder seine Reaktionen auf Klaus' Erzählungen hinzu: „Er ging nachts mit einer Polin aus, erschien allmorgendlich um 6 Uhr in der Kaserne, verantwortlich für Ausbildung und Unterricht. Mit Pervitin ging es. (-»Pervitin«? fragte Cresspahl?)“ (JT, 920).<sup>163</sup> Im Februar 1943 jedoch, als er von der Ostfront auf Urlaub nach Gneez kommt, kann Dr. Kliefoth zunächst nur von Klausens Schweigen berichten. Erst am vorletzten Tag des Urlaubs „erzählte Klaus doch wieder aus seinem Leben“ (JT, 920). Nach der Erwähnung der Anwesenden (das Ehepaar Böttcher, Dr. Kliefoth, Cresspahl und ein Parteimitglied vom Finanzamt Gneez) und der Beschreibung von „Klausens unsicherem, zögerndem Gehabe“ (JT, 920), fordert die Mutter Klaus auf, seine Geschichte zu

---

<sup>163</sup> Zutreffend hat Yeon-Soo Kim die narrative Situation wie folgt beschrieben: „Die narrative Instanz erzählt, dass Cresspahl hört, dass Klaus Böttcher erzählt, was er erfahren hat.“, siehe Yeon-Soo Kim: *Modalität als Kategorie des modernen Erzählens*, a.a.O., S. 242.

erzählen: „Wen'ck nicht schlâpn kann, will'ck weiten, worüm.“<sup>164</sup> (JT, 921). Die Erzählung wird allerdings nicht von der Erzählinstanz weitergegeben, sondern setzt in dialogischer, kursiv gesetzter Form auf Drängen der Anwesenden mit dem anfänglichen Zögern Klaus' an: „*Ich dörf gar nicks vertelln. De scheitn mi dot.*“<sup>165</sup> (JT, 921). Klaus erzählt, wie er nach einer Verletzung in ein Lazarett gebracht wurde, aus dessen Fenster er offensichtlich zum ersten Mal ein Konzentrationslager gesehen hat.

*Das war im Lazarett in Schaulen, da hab ich aus ein' Fenster gesehen. Da war was eingezäunt, Baracken und so Reste von der Stadt. Zivilgefangene hielten die da drin. So Lumpen am Leib.*

*Was hat die S.S. mit denen gemacht?*

*Nicks, Mudding. Nich, als ich hingesehen hab.*

Als seine Division in der sowjetischen Stadt Smolensk kaserniert war, haben er und ein Freund dann am Stadtrand Leichen von Zivilisten zu Gesicht bekommen.

*[...] Wir haben in einem Gehölz am Stadtrand einen Haufen Leichen gefunden. Mannshoch. So, bis zur Schulter. Zivilisten. Aufgestapelt, wie zum Verbrennen.*

*Partisanen. Saboteure. [...]*

*Kinder, und Frauen, als ob sie von der Arbeit gekommen wären. Vom Einkaufen.*

*Kinder?*

*Kinder. [...]*

*Ganz zivile Kinder?*

*Nu kleit mi doch an' Nors! So düster wier dat nich.*<sup>166</sup> [...]

Inszeniert wird die Vervollständigung der Erzählung von der narrativen Instanz

---

<sup>164</sup> „Wenn ich nicht schlafen kann, will ich wissen, warum.“

<sup>165</sup> „*Ich darf nicht erzählen. Die schießen mich tot.*“ in: *Johnsons Jahrestage. Der Kommentar*, a.a.O., S. 504

<sup>166</sup> „*Nun kratz mich doch am Arsch! So dunkel war das nicht.*“, ebd., S. 505.

durch das Gespräch der Stimmen aus der Vergangenheit.<sup>167</sup> Die Wiederholung der Frage nach Stand und Alter der Ermordeten lässt den Unglauben und die Ratlosigkeit der Gesprächspartner erahnen. Doch interessanter an dieser Stelle ist es, wie Uwe Johnson die Erzählung der Gräueltaten des Nationalsozialismus nicht durch die detailgetreue Beschreibung von Konzentrationslagern oder von Gewaltszenen präsentiert, sondern durch die vermittelnde Rolle des Dialogs und durch die Inszenierung Klaus Böttchers als literarisch kodierten Augenzeugen.<sup>168</sup> Beim Erzählen von nationalsozialistischen Gräueltaten wird das Problem der Zeugenschaft von Überlebenden umschifft, indem auf die vermittelnde Rolle von Photographien, Zeitungsartikeln und „indirekte“ Zeitzeugen gesetzt wird.<sup>169</sup> Bezeichnenderweise sprechen in *JAHRESTAGE* Opfer des Nationalsozialismus fast nie direkt über ihren Leidensweg, und auch wenn die Erzählinstanz deren Geschichten erzählt, ist weder sie noch Gesine dazu imstande, sie zu jener Zeit zu befragen. Exemplarisch sei hier auf den Tageseintrag vom 2. September verwiesen, in dem Mrs. Ferwalter in die Diegese eingeführt wird (JT, 44–48). Wenn hier die Erzählung ihres Lebens mögliche Ereignisse aus der nationalsozialistischen Zeit berührt, untersagt sich die Erzählinstanz unter Berufung auf die Unmöglichkeit des Nachfragens das Weitererzählen und verbietet sich dadurch das freie Erfinden:

Nach ihren Eltern können wir sie nicht fragen. [...] 1944 wurde sie, wahrscheinlich von den Ungarn (danach können wir sie nicht fragen) ausgeliefert an die Deutschen. Die Deutschen brachten sie in das Konzentrationslager Mauthausen [...]. Danach können wir sie nicht fragen. (JT, 46).

---

<sup>167</sup> Vgl. Christian Elben: „*Ausgeschriebene Schrift*“, a.a.O., S. 234.

<sup>168</sup> Vgl. Yeon-Soo Kim: *Modalität als Kategorie des modernen Erzählens*, a.a.O., S241–250. Yeon-Soo Kim geht davon aus, dass die Figur des Klaus Böttcher auf einen realen Soldaten zurückgeführt werden könne, den Uwe Johnson gekannt und von dem er die Geschichte erzählt bekommen haben muss. Sie schließt allerdings nicht aus, dass sich Uwe Johnson auch einer schriftlichen Quelle bedient hat. Die Frage nach der realen Existenz eines solchen Soldaten, der Quelle entsprechend, scheint mir weniger bedeutend zu sein als die Frage nach Wesenheit und Funktion von Augenzeugen.

<sup>169</sup> Zur Aporie der Zeugenschaft in der Literatur nach der Zweiten Weltkrieg siehe Ulisse Dogà: *Der Entreimte. Über Paul Celans Spätwerk*, Aachen 2007, insbesondere S. 11–20.

Erst im vierten Band, vor dem Hintergrund von Gesines imminentem Umzug nach Prag, wird Mrs Ferwalter im Gespräch mit Gesine direkt über ihren Weg von Ungarn nach Auschwitz und später Mauthausen erzählen (JT, 1786–1789). Dabei lassen die verstreuten kursiv gesetzten Wörter aus dem Vokabularium dieser Zeit – *Krematorium, Aufseher, selektiert, Magazin, Einweiserin, Block, Kapo, Posten, Selektion, Bestrafung, befreit, Befreiung* – den Eindruck entstehen, dass hier weniger eine Geschichte erzählt, sondern ein rhetorischer Katalog der damals verwendeten Sprache und ihr Überleben im amerikanischen Alltag präsentiert wird. Besteht die „Aporie eines Zeugnisses“ darin, dass einerseits der Zeuge einmalig, unersetzbar, in einer bestimmten begrenzten Zeit situiert ist und aber andererseits seine Zeugenschaft beliebig abrufbar und verallgemeinernd sein soll, so wird gerade in Texten sowohl die Singularität der Zeugenschaft aufbewahrt als auch die Wiederholbarkeit der Mitteilung gewährleistet.<sup>170</sup> Einmal erzählt, tritt das Nicht-Erzählen-Können bzw. -Dürfen in die Textur der Kultur ein und ist, solange das schriftliche Zeugnis existiert, beliebig abrufbar.

#### **3.4.4 „Wahrheit. Wahrheit. Schietkräm.“ Die andere Geschichte**

„Es beginnt von neuem“: So fängt der Tageseintrag vom 11. April an, in dem zunächst Fragen über die Ermittlungen zur Ermordung von Martin Luther King gestellt werden (JT, 974 f.). Widersprüchliche Aussagen der Polizei, so wie Unklarheiten im Fahndungsverlauf werden aufgegriffen, um auf eine offensichtlich versuchte Vertuschung der Ereignisse hinzudeuten. Lapidar endet der Fragenkomplex mit der Feststellung: „Wenn je eine Regierungskommission den amtlichen Bericht über das Attentat auf Dr. King vorlegt, sie wird dies wegerklären.“ (JT, 975). Die unterschwellige Kritik an der Methode zur Aufklärung der Bluttat, die nicht auf Gerechtigkeit und Wahrheit bedacht ist, sondern Spuren verschleiert und neue Indizien erfindet, um zu einem definitiven Urteil, zu einer allgemeingültigen Interpretation zu gelangen, wird zur Kritik an der Methodik der Geschichtsschreibung. Auch diese steuert nicht auf die Wahrheit hin, sondern verwendet die Praxis eines juristischen Akts, um lediglich eine offizielle, von Machtdispositiven

---

<sup>170</sup> Ebd.

bedingte Deutung des Gewesenen zu konstruieren.<sup>171</sup>

Ausgehend von der Realität von Kings Ermordung, werden so im Tageseintrag vom 11. April beide Versionen der Geschichte der kampflosen Übergabe von Wendisch Burg an die Sowjets erzählt (JT, 975–980). Die offizielle, neuverfasste Version der Geschichte der Stadt Wendisch Burg, steht der mündlichen, von Heinrich Cresspahl erzählten und im Roman festgelegten Variante über einen Anruf Martin Niebuhrs gegenüber. Entgegen anderen Tageseintragungen, deren oppositionelles Erzählmuster sich an der Schnittstelle zwischen Faktischem und Fiktivem bewegt, ist hier bereits der Ort fiktiv und dementsprechend die zwei Fassungen der Geschichte frei erfunden.<sup>172</sup> Nichtsdestoweniger kann man am Beispiel der Deutung und Gegendeutung eines fiktiven Ereignisses eine Skepsis der offiziellen Geschichtsschreibung gegenüber ablesen und sich interpretatorisch fragen, welchen erkenntnistheoretischen Gehalt die fiktive Erzählung in der Ökonomie des Romans haben mag.

Von der Geschichte der Stadt Wendisch Burg bzw. der Übergabe der Stadt an die Sowjets kurz vor Ende des Krieges wird – wie schon gesagt – zunächst auf der Basis der Informationen eines 1965 veröffentlichten Buches berichtet. Demzufolge ist die Rettung der Stadt vor der Zerstörung durch Bombardement und Beschuss zwei Mitgliedern der verbotenen Kommunistischen Partei zu verdanken,

---

<sup>171</sup> Giorgio Agamben hat darauf hingewiesen, wie „so gut wie alle Kategorien, die wir auf dem Gebiet der Moral oder der Religion anwenden, [...] in gewissem Maß mit dem Recht vermischt [sind]: Schuld, Verantwortung, Unschuld, Urteil, Freispruch... Das macht es problematisch, sie ohne besondere Vorsicht zu benutzen. Denn dem Recht – das wissen die Juristen genau – geht es letztlich nicht um Gerechtigkeit. Und schon gar nicht um Wahrheit. Dem Recht geht es ausschließlich um das Urteil, unabhängig von Wahrheit oder Gerechtigkeit“, in ders.: *Was von Auschwitz bleibt*, Frankfurt am Main 2003, S. 15.

<sup>172</sup> Die Vorlage für Wendisch Burg scheint Güstrow geliefert zu haben, obwohl die fiktive Stadt, der Topographie des Romans entsprechend, etwas östlich von Güstrow läge. Der Kommentar weist darauf hin, dass die Schilderung der Übergabe von Wendisch Burg nur in wenigen Punkten mit den Ereignissen von Güstrow übereinstimmt. Siehe: *Johnsons „Jahrestage“*. *Der Kommentar*, a.a.O., S. 537 f. Yeon-Soo Kim zeigt allerdings die Ähnlichkeiten der Grundstruktur in der Geschichte der zwei Städte auf: Durch das Einsetzen eines Bürgers werden beide Städte kampflos übergeben und in beiden Fällen verklärt die offizielle Geschichtsschreibung die Ereignisse zugunsten einer ideologischen Version der Vorgänge. Siehe Yeon-Soo Kim: *Modalität als Kategorie des modernen Erzählens*, a.a.O., S. 252–258.

die in der Nacht zum 29. April 1945 aus der Stadt geschlichen und erfolgreiche Verhandlungen über die Bedingungen der Übergabe mit den Sowjets geführt haben. Dank der vermittelnden Rolle zweier Kommunisten, die später hohe Funktionen in der DDR bekleideten, ist die Rote Armee ohne Widerstand in die unbeschadete Stadt eingezogen. Bereits am Anfang des Berichts wird durch den Hinweis auf die „Neufassung der Geschichte“ ironisch unterstellt, dass hier die Geschichte im Sinne der neuen Machthaber, im Sinne eines marxistisch-leninistischen Standpunkts aus neu geschrieben ist.<sup>173</sup> Dass es sich dabei bloß um die Heroisierung und Rehabilitierung der Kommunistischen Partei und deren Mitglieder handelt, um ihre Festschreibung in der antifaschistischen Bewegung, im Gründungsmythos der DDR schlechthin, wird auch durch die Erwähnung deutlich, dass die zwei Personen Funktionäre in der Bezirksleitung Rostock und in einem Ostberliner Ministerium sind. Deutlicher wird die Kritik an der offiziellen „Neufassung“ der Geschichte durch Cresspahls unvermittelt einsetzende Erzählung und sein Appellieren an die Bekanntschaft seiner Zuhörer mit Martin Niebuhr: „Cresspahl fing seine Geschichte an mit der Erinnerung: Kennst ihn ja; als seien die Zuhörer wie er imstand, augenblicklich ein Bild von Martin Niebuhr aus dem Gedächtnis zu holen.“ (JT, 975). Laut Cresspahls Version ist Martin Niebuhr in der Nacht des 29. April 1945 von zwei Pionieren geweckt worden, die ihm den Befehl eines SS-Obersturmführers überbringen sollten, „die Havelniederung Wendisch Burg zu sprengen“, um dadurch die sowjetische Armee wegzuspülen (JT, 976). Niebuhrs sofortiges Erkennen der Sinnlosigkeit des Plans führt zur knapp formulierten Verweigerung des Befehls – „Dat geit nicht“ (JT, 976) – und auf Rat von Karsch, der auf dem Dachboden der Niebuhrs versteckt war – „Karsch fiel es ein, daß da doch auch Telefon sei, wo die Russen inzwischen standen. (JT, 977) – , entschließt sich Martin Niebuhr mit dem Schleusenwächter Ewert zu telefonieren, bei dem die Rote Armee bereits stationiert war. Am Telefon erklärt Martin Niebuhr einem Russen die Situation in Wendisch Burg und vereinbart mit ihm den friedlichen Einmarsch der Sowjets im Norden innerhalb der nächsten halben Stunde. „Geschossen wurde nur an der Oberschule, nicht lange. [...] Am nächsten Tag zog die Rote Armee förmlich in Wendisch Burg ein.“ (JT, 979). Cresspahls Erzählung,

---

<sup>173</sup> Beschluss der 7. Tagung des ZK der SED am 2.1.1952. Siehe *Johnsons „Jahrestage“ – Der Kommentar*, a.a.O., S. 538.

von der Erzählinstanz berichtet, erfolgt durchaus nicht so linear, weder strukturell noch handlungsmäßig, wie sie hier wiedergegeben ist. Bereits Karschs Rolle in der Geschichte bzw. das implizite Abstreiten Karschs, hier eine Rolle gespielt zu haben – „Das kannst du lange abstreiten, Karsch.“ (JT, 977) –, leitet eine Änderung in der Erzählsituation ein und wirft die Frage auf, ob wir es hier mit einer reinen Opposition zweier Versionen, einer richtigen und einer falschen, zu tun haben. Zwar wird textimmanent und erneut mit Einsetzen einer Erzählinstanz „Ich“<sup>174</sup> durch das Appellieren an den involvierten Schleusenwächter Ewert als Zeugen – „Ich habe ihn 1952 besucht im Strelitzschen; er erzählte es auch so.“ (JT, 978) – auf die Richtigkeit von Cresspahls Geschichte beharrt, doch das Gespräch zwischen Gesine und Martin Niebuhr am Ende von Cresspahls Erzählung, wirft einen Schatten, wenn nicht auf die Richtigkeit der Erzählung, so doch auf die transportierte Wahrheit.

*Du sollst mich nich unter die Leute bringen, Gesine. Harr  
Cresspahl man blot dat Muul hollen.  
Ist es nicht wahr, Niebuhr, lütten Onkel?  
Wahrheit. Wahrheit. Schietkräm. (JT, 980)<sup>175</sup>*

Man kann es so ausdrücken – „Wahrheit. Schietkräm“ –, oder in der unbeantworteten gebliebenen Frage Gesines – „Ist es nicht wahr?“ – den Hinweis sehen, ob nicht viel eher beide Versionen als bloß zwei von anderen möglichen Varianten betrachtet werden sollen.

### 3.4.5 „Ein Normstück, nichts zum Erzählen“: Die nicht erzählte Vergangenheit

Neben Marie als überprüfende Instanz des Erzählten und den Toten als Gedächtnisdepot vergangener Ereignisse, die einen korrigierenden bzw. ergänzenden nar-

---

<sup>174</sup> Man wäre versucht diesen Ich-Erzähler mit Gesine zu identifizieren, doch dies lässt sich nicht mit ihrer Frage im Dialog mit Niebuhr vereinbaren: „Ist es nicht wahr, Niebuhr, lütten Onkel?“. Wäre es Gesine gewesen, die mit Ewert gesprochen hat, hätte sie diese Frage nicht gestellt. Logischer wäre es daher anzunehmen, dass der Genosse Schriftsteller mit Ewert gesprochen hat, eine Erzählsituation allerdings, die im Roman sonst nirgends präsent ist. Die Identifizierung dieses Ich-Erzählers bleibt notwendigerweise rätselhaft.

<sup>175</sup> „Du sollst mich nicht unter die Leute bringen, Gesine. Hätte Cresspahl mal bloß das Maul gehalten./Ist es nicht wahr, Niebuhr, lieber Onkel? / Wahrheit. Wahrheit. Scheißkram“, in: Johnsons „Jahrestage. Der Kommentar, a.a.O., S. 539.

rativen Kosmos bilden, stellen die JAHRESTAGE mit D.E. eine Figur vor, die als Gegenentwurf zu Gesine zu betrachten ist. Dietrich Erichson, „professor of physics & chemistry“, „Berater der hiesigen [d.h. amerikanischen, *Anm. V.C.*] Luftwaffe in Fragen der Funkmeßtechnik“ (JT, 533), ist 1928 als Sohn eines Friseurs geboren, in Wendisch Burg aufgewachsen („Aus dem Leben von D.E., genannt Professor Erichson. Abgefragt von Marie“ JT ,1143-1149) und wohnt seit 1960 mit der Mutter in New Jersey. Er gehört zu den wenigen lebenden Figuren der Gegenwartsebene, die eine narrative Ausgestaltung erfahren und im New Yorker Leben der Familien Cresspahl kontinuierlich präsent sind. D.E.s großbürgerliches Leben in den Vereinigten Staaten mit seinen periodischen Geschäftsreisen und seinem ausgeprägten „social life“ ist so angelegt, dass es wie ein Beispiel für den in Erfüllung gegangenen Traum Amerikas als gelobtes Land anmutet. Vergleicht man Gesines fast klösterlichen Lebensstil mit D.E.s üppiger Vita, erscheint ihr Leben wie dessen schlechte Kopie. Doch nicht nur D.E.s materielle und gesellschaftliche Anbindung an die amerikanische Gesellschaft lässt ihn als Alternativprogramm zu Gesine aufsteigen. Frappierender sind die Unterschiede, wenn die Weltanschauungen beider Figuren und ihre Einstellung gegenüber der Vergangenheit zur Debatte stehen. Gesines kritischem Aufarbeiten der Vergangenheit, ja ihrem ethischen Credo an eine Veränderung der Verhältnisse durch individuellen Einsatz, sei es bloß durch das rekonstruierende Verfahren der Vergangenheit für ein besseres Verständnis der Gegenwart, steht D.E.s Haltung bezüglich gegenwärtiger Ereignisse gegenüber, „die längst auf den individuellen Protest verzichtet hat und damit auf eine grundlegende Veränderung der Verhältnisse“ (JT, 340). Gegen Gesines Angriff auf seine Arbeit, die ihrer Meinung nach ihn zu einem „künftigen Kriegsverbrecher“ (JT, 1095) macht, hebt D.E. den rein funktionalen Charakter jedes Berufs hervor: In „verschränkten“ Gesellschaftssystemen, sei es im sowjetischen nach dem Krieg in Mecklenburg oder im amerikanischen der Gegenwart, ist eine Distanz zur „Kriegsmaschinerie“ zwar subjektiv bedeutsam, doch objektiv unerheblich (JT, 340 und 866). Ist die Weltgeschichte für Gesine tief mit den individuellen Biographien verzahnt, so dass jedes Individuum als Mitverantwortlicher für vergangene Ereignisse und als Mitgestalter zukünftiger Perspektiven erscheint, wird hingegen mit D.E. eine Anschauung präsentiert, die die individuelle Biographie als kaum spürbaren Teil der Geschichte betrachtet und die Möglichkeit, Einfluss auf Vergan-

gene oder Zukünftige auszuüben, von vornherein ausschließt. Dieser „passiven“ Haltung folgend, kann ein Individuum höchstens für das eigene Überleben kämpfen, was an sich das Übertragen der moralischen Verantwortung an die Herrschenden bedeutet: „Die Moral [ist] ein Geschäft für die Verwalter der Macht, die sie im Mund führen, und nicht zu besorgen von ihren Abhängigen, deren Gewerbe das Überleben sei“ (JT, 340). Diese Auffassung drückt sich vor allem in D.E.s archivarischer Auffassung der Vergangenheit aus – „Sein Leben mit anderen in Mecklenburg [...] ist weggeräumt wie in ein Archiv, in dem er die Biographien von Personen wie Städten fortführt auf den neuesten Stand oder nach Todesfällen versiegelt. Gewiß, es ist alles noch vorhanden, beliebig abrufbar, nur nicht lebendig.“ (JT, 339) –, in seinem Fehlen einer Biographie – „ich verfüge über keine Biographie, es sei denn eine tabellarische“ (JT, 816) –, bzw. seiner Unfähigkeit, der eigenen Biographie erzählerisch Gestalt zu verleihen. Besonders offenkundig wird der Unterschied zwischen beiden Lebenseinstellungen in einem Brief D.E.s an Gesine, der unter dem Tageseintrag vom 3. März zu finden ist (JT, 814–818). D.E.s Reflektieren über das eigene Leben und sein Wunsch nach einem Leben mit Gesine verbinden sich hier mit dem Vergleichen seines und ihres Umgangs mit der Vergangenheit, das abstrahierend als die Veranschaulichung zweier verschiedener Geschichtsentwürfe betrachtet werden kann. Gesines „belebte Vergangenheit“, ihre „Gegenwart mit Toten“, ihr Vermögen, aus Gesehenem und Gehörtem *eine* Wahrheit zu rekonstruieren, ist für D.E. etwas, was in Worten nicht erfassbar ist, etwas Unbegreifliches, „weil nicht beweisbar.“ (JT, 817). Gesines Verfahren, erzählerischer Natur, das, auf Spuren fußend, eine lebendige Welt zu erschaffen in der Lage ist, steht D.E.s Methodik gegenüber, die das Gewesene, sei es auch nur die eigene Lebensentwicklung, lediglich mittels beweisbarer Tatsachen ergründet und nicht darauf angelegt ist, Entstehung, Sinnbezüge und Interdependenz von Fakten aufzuklären. So ist es verständlich, warum D.E. sein Leben als blanke Aneinanderreihung von Daten betrachtet, „als Normstück, nichts zum Erzählen.“<sup>176</sup> Auch wenn er versucht, seine Biographie als „Summe der Beziehungen“ abzulesen, die „eine Person ausmachen“ (JT, 817), entsteht keine Erzählung im Sinne Gesines:

---

<sup>176</sup> „Er hält sein Leben für eins nach der Regel, zurechtgestanzt von den überscheidenden Scheiben der Maschine Gesellschaft, ein Normstück, nichts zum Erzählen.“ (JT, 1144).

Was immer ich sage, und wäre etwas Neues neu bezeichnet, es ist schon im Aussprechen Zitat. Ein ganz tatsächlicher Vorfall vor nicht vielen Jahren in Wendisch Burg, bei mir wird er trocken, mag sein witzig, aber Anekdote. (JT, 818)

D.E.s Äußerung zu seiner Erzählweise könnte kaum überraschender sein. D.E. kann zwar einen tatsächlichen Vorfall erzählen, aber sein Unterfangen, möge es auch witzig sein, entpuppt sich als reine Anekdote, was implizit einen Gegensatz zu Gesines nicht anekdotischem Erzählen bedeutet. Für gewöhnlich organisiert man die Erzählung der eigenen Biographie ohnehin anekdotisch, und überhaupt würde man die Anekdote nicht in die Nähe des Zitats rücken. Das interpretatorische Problem dieser Stelle lässt sich allerdings ohne weiteres lösen, wenn das Allgemeinverständnis – die Anekdote als pointierte Kurzform – beiseite lässt. Gegenüber der *common-sense*-Auffassung, die die Anekdote als treffende Charakterisierung einer Epoche oder einer Persönlichkeit ohne Faktizitätsanspruch versteht, steht das Verständnis der Anekdote als ein Teil der Geschichtsschreibung, das bereits in der Antike zu finden ist und das, bei allen Unterschieden, auch in der modernen Auffassung des Anekdote-Begriffs mitschwingt.<sup>177</sup> Obwohl der Anekdote in der Forschung, je nach Epoche, verschiedene Funktionen zugeschrieben werden und kein Konsens über die Definition dieser literarischen Gattung herrscht, ist doch die Meinung verbreitet, dass sie, im Unterschied zu anderen literarischen Kurzformen, meistens an historische Ereignisse gebunden ist und wenn nicht, zumindest eine hohe Faktizität beansprucht.<sup>178</sup> Es liegt die Vermutung nahe, dass Johnson den Anekdoten-Begriff in seiner ursprünglichen Bedeutung als Kurzform der Geschichtsschreibung verwendet und dadurch auf eine Unterscheidung zwischen einer episch ausgearbeiteten und einer kurzen, an Fakten gebundenen Geschichtserzählung abzielt. Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, dass nach Johnsons Äußerungen ein Roman die Beziehungen zwischen den Personen und

---

<sup>177</sup> Frank Wittchow: *Exemplarisches Erzählen bei Ammianus Marcellinus. Episode, Exemplum, Anekdote*, Leipzig 2001, S. 20–29.

<sup>178</sup> Siehe Rudolf Schäfer: *Die Anekdote. Theorie-Analyse-Didaktik*, München 1982; Heinz Grothe: *Anekdote*, zweite erweiterte Auflage, Stuttgart 1984; Volker Weber: *Anekdote. Die andere Geschichte*, Tübingen 1993; Frank Wittchow: *Exemplarisches Erzählen bei Ammianus Marcellinus. Episode, Exemplum, Anekdote*, Leipzig 2001.

deren Beschaffenheit zeigen soll, die nicht nur möglich, sondern „von neuer Art“ sein sollten. „Neu“ bedeutet für ihn „eben erst gefunden, nicht *Trouvaille*; ursprünglich, nicht originell.“ (G, 57) Der intertextuelle Verweis in dieser Passage zusammen mit der Verwendung des Anekdote-Begriffs deutet auf ein Verständnis vom Erzählen hin, das sich nicht in vorgefundenen Fakten erschöpft – daraus resultierte lediglich eine Aneinanderreihung von Zitaten wie bei D.E. –, sondern ihrem Ursprung, ihrer Funktion, ihrer Entwicklung auf den Grund geht und von da aus die gegenwärtigen Verhältnisse erklärt. Die Idee der Geschichte als Mittel der Selbsterkundung stellt sich als nützlich heraus in dem Moment, in dem diese Funktion im Medium der Literatur ausgestaltet wird.

Nur bei einer Gelegenheit versucht sich D.E. auf diesem ihm fremden Terrain, wohl nicht von sich aus, sondern aufgrund von Maries Drängeln.<sup>179</sup> Schon der Titel des Tageseintrags vom 11. Mai (1143-1151) – „Aus dem Leben von D.E., genannt Professor Erichson. Abgefragt von Marie“ – markiert das Ungewöhnliche an diesem Ereignis: Entsteht der Roman sonst „aus dem Leben von Gesine Cresspahl“, wird hier eine Erzählung aus dem Leben von D.E. präsentiert und auf diese Weise die Einstellung Gesines als Erzählerin und Hauptfigur des Erzählten impliziert. Gesine sitzt zwar mit am Frühstückstisch und ihre Anwesenheit wird von der Erzählinstanz signalisiert, doch während D.E.s Erzählung versteckt sie sich hinter der Zeitung und meldet sich nicht zu Wort. Der zweite Teil des Titels – „Abgefragt von Marie“ – verdeutlicht die unfreiwillige Teilnahme D.E.s am Erzählprojekt. Von sich aus hätte D.E. wahrscheinlich nichts erzählt, „nun kann er nicht mit uns an Morgenfenstern beim Frühstück sitzen, Familienleben, und dann einem Mitglied der Familie Auskünfte verweigern [...]“. (JT, 1144). Thematisch eingebettet in Gesines Erzählung von den letzten Kriegstagen, besteht der Tageseintrag aus drei Teilen: einem längeren, durch die Erzählinstanz berichteten, einem kürzeren in Form eines Dialogs zwischen D.E. und Marie und einem Schlussteil, in dem D.E. „wieder in seine andere Rolle, die des Plänemachers, des Beschützers, des Bewegers.“ (JT, 1150) schlüpft.

---

<sup>179</sup> Zwar suggeriert der Roman, dass D.E. die Rolle des Erzählers mehrmals innehat, vor allem wenn er – zurückgekehrt von Geschäftsreisen – Marie und Gesine von der Reise Bericht erstattet, doch im Tageseintrag vom 11. Mai agiert D.E. ein einziges Mal als Erzähler seiner Vergangenheit im Dialog mit Marie. Vgl. Norbert Mecklenburg: *Die Erzählkunst Uwe Johnsons*, a.a.O. S. 411.

Sich zunächst an den für ihn sicheren Fakten entlang tastend gerät D.E. in einen Erzählfluss, der aber von der Erzähler-Gemeinschaft Gesine/Genosse Schriftsteller als nicht ausreichend kritisiert wird: „Aus deinem Leben D.E. Die Reichsbahn genügt uns nicht“ (JT, 1144). Doch D.E. kann sein geometrisch konstruiertes Erfahrungsgebäude in seiner Erzählung nicht verlassen und bleibt in biographischen Fakten verhaftet, die es ihm nicht erlauben, aus Erlebtem und indirekt Erfahrenem Schlüsse zu ziehen und somit eine mehrdimensionale Geschichte zu präsentieren. Dabei wehrt er sich geradezu gegen den Gedanken der biographischen Nähe zu den Niebuhrs. Es ist ihm unmöglich, sie in seine eigene Geschichte einzubetten, gleichwohl es häufige Überschneidungen gab. Symptomatisch für diese Beziehung zur Vergangenheit und seinen Umgang mit der eigenen Biographie ist ein Abschnitt seines Lebens gegen Ende des Krieges: Am Waldrand Wache haltend liest er Einsteins Relativitätstheorie und scheitert bei dessen Verständnis immer genau an den Punkten, die seinen direkten Erfahrungshorizont überschreiten: „[er] musste sich eingestehen, daß es in der Wirklichkeit eine Grenze gab, über die hinaus konnte er nicht denken. Daß dies sein Leben sein würde.“ (JT, 1149). Dass D.E.s Unfähigkeit zu einer erzählerischen Ausgestaltung seiner Biographie nicht nur in seiner technisch versierten *forma mentis* begründet liegt, sondern auch aus einem Trauma resultiert, wird am Ende des ersten Teils des Tageseintrags implizit erwähnt: Als im Mai '45 Gerüchte über die Wiedereröffnung des Gymnasiums von Wendisch Burg kursieren, verlässt D.E. seinen Wachposten und „so verfehlte er seine Schwester, die zu ihm hatte fortlaufen wollen“ (JT, 1149). Der erste Teil des Tageseintrags endet abrupt mit dem Fehlen jeglicher Erklärung für das Verhalten von D.E.s Schwester und über die Konsequenzen dieses verpass-ten Treffens.<sup>180</sup> Auch im anschließenden Gespräch mit Marie, in dem sie sich über D.E.s Aufgabe als Wache vergewissert, die Frauen vor den Vergewaltigungen durch die Rotarmisten zu schützen, wird das Schicksal der Schwester zwar wieder

---

<sup>180</sup> Norbert Mecklenburg, der den Tageseintrag vom 11. Mai am ausführlichsten untersucht hat, unterstreicht, wie das abrupte Ende der erzählerischen Partie eine Leerstelle markiert, die sich im Verweigern D.E.s, Marie Näheres über die Schwester zu erzählen, wiederholt. Mecklenburg zufolge entsteht eine dritte Leerstelle indirekt aus der Frage, warum D.E. an dieser Stelle abbricht. Er sieht hier Johnsons bevorzugtes Mittel der Textstrukturierung, die mit „kapitelinterne[r] und -übergreifende[r] Klammerbildung sowie eine[r] gezielte[n] Leerstellenregie“ arbeitet: „Die Textstruktur gibt auf diese Weise deutlich kund, was D.E.s Mitteilungen verschweigen.“ Siehe

thematisiert, doch jede Erklärung durch D.E.s Worte unterbunden.

- Und deine Schwester?
- Starb im Mai.
- Wie alt?
- So alt wie Gesine im Juli 45.
- Mehr sagst du mir nicht?
- Mehr, my dear Mary, behalte ich mir vor. (JT, 1150)

Trotz D.E.s Weigerung, das Schicksal der Schwester zu erzählen, ahnt man aufgrund des thematischen Schwerpunkts des Eintrags, dass der Tod der Schwester wohl im Zusammenhang mit einer Vergewaltigung steht und D.E. sich so – bewusst oder unbewusst – eine Mitschuld daran gibt und dem Ganzen ausweicht. Die Auswirkungen sind jedoch noch umfangreicher: Die offensichtliche Weigerung zwischen seinem Verhalten und dem Schicksal der Schwester einen Zusammenhang zu sehen, erfährt eine Fortsetzung im generellen Umgang mit seiner Biographie: Es ist die Weigerung, verwobene Geschichten hinter den klaren Fakten und der Versuch, eigenes Handeln als unabhängig von der gesellschaftlichen Entwicklung zu sehen.

### 3.4.6 „Es sollte gegen das Vergessen sein“: Aufschreiben und Erzählen

Zur komplexen Erzählstruktur des Romans zählen nicht nur lange narrative Passagen, die meist vom Erzähler-Duo Gesine und Genosse Schriftsteller vermittelt werden, und Dialogpartien Gesines mit verschiedenen Gesprächspartnern, sondern auch Schriftstücke verschiedener Art.<sup>181</sup> Das Speichern von jeweils gegenwärtigen Informationen, sei es in Form eines „Beschwerdebuches“, eines „Tage-

---

Norbert Mecklenburg: *Die Erzählkunst Uwe Johnsons*, a.a.O., S. 410–422; Zitate S. 418. Johnsons Technik untersuchend, verwendet Ulrich Fries dagegen den Begriff des „intermittierenden Erzählens“, das durch „fast programmatische Auslassungen ein[en] – allerdings innere[n] – Raum im Erzählkosmos“ freihält, „in dem der Leser fast notwendig die Geschichte auslotet.“ Siehe Ulrich Fries: *Uwe Johnsons „Jahrestage“*, a.a.O., S. 99.

<sup>181</sup> Dazu gehören implizit auch Bücher, die Gesine in der obersten Reihe ihres Regals aufbewahrt. Diese sind zwar keine selbst produzierten Schriftstücke, sondern wissenschaftliche Abhandlungen, die konsultiert werden, um die Lücken der Erzählung zu schließen. Exemplarisch sei hier an die Episode über die Freilassung Heinrich Cresspahls erwähnt (JT, 1510–1516). Obwohl sich aus dem Erzählten ergibt, dass Heinrich Gesine über die Zeit in Haft nichts berichtet hat (JT,

buchs“ oder von Tonbändern, wird im Roman als unabdingbare Voraussetzung für die Rekonstruktion der Vergangenheit inszeniert. Aus der kodierten Sprache vermag man vergangene Lebensumstände und Situationen zu erfassen und sie wieder, zumindest teilweise, lebendig werden zu lassen. Hat Lisbeth ein „Beschwerdebuch gegen Cresspahl“ hinterlassen (JT, 151), anhand dessen Gesine Lisbeths Lebensumstände in Richmond rekonstruieren kann, so beginnt Gesine „gegen das Vergessen“ (JT, 1474 f.) im Frühjahr 1947 ein Tagebuch. Doch weder Form noch Inhalt entsprechen der gängigen Vorstellung von einem Tagebuchs. Präsentieren Tagebücher tägliche, datierte Einträge oder zumindest eine gewisse Kontinuität der Aufzeichnungen, erweist sich Gesines Projekt eher als Sammlung undatierter, verschlüsselt wirkender Stichwörter, festgehalten auf einem losen Zettel. Das Resultat ähnelt einer Wortliste, die für fremde Blicke rätselhaft bleiben soll und deren Inhalt durch Streichen oder Belassen verschiedene Interpretationen erfährt. Die übrig gebliebenen Stichwörter, oder vermutlich eine Auswahl davon, werden im Roman unter dem Tageseintrag vom 2. Juli 1968 aufgelistet, typographisch zwischen französischen Anführungszeichen vermerkt und mit Erläuterungen versehen (JT, 1474–1481). Doch das ursprüngliche Bemühen, das „Tagebuch“ nicht als solches erscheinen zu lassen, entpuppt sich aus der zwanzigjährigen Distanz der New Yorker Gegenwart als tückische Lösung, da es Gesine und der Erzählinstanz nicht immer gelingt, die versteckte Bedeutung der Worte zu enträtseln.

Eins [ein Wort] war noch zu lesen, »schartig« hieß es. Gelegentlich vergaß sie, was sie hatte festhalten wollen. Dies finden wir noch einmal. [...] Was aber fangen wir an mit einer Notiz wie »Ja kolokoičik« oder »Packard? Buick«? Es ist verloren. [...] Das ist weglaufen, keiner fängt es mehr. (JT, 1474)

Der Roman suggeriert, dass Gesines Tagebuch Ereignisse für den zu der Zeit abwesenden, weil verhafteten Heinrich Cresspahl festhalten sollte, und doch wirken einige Wörter wie erstarrte Metaphern, für die eine mutmaßliche Annäherung keine endgültige Entschlüsselung bereithält, sondern beliebige Geschichten in sich bergen. Zwar können verschiedene Möglichkeiten erwogen werden, aber ob »Ja kolokoičik« – Ich bin ein Glöckchen – etwas mit Jakob zu tun hatte, ob es eine Bezeichnung für Anne-Dörte, die damalige Freundin von Jakob, sein sollte, oder ob Gesine selbst „die zu kleine Glocke“ gewesen war (JT, 1475), bleibt letztlich un-

klar. Der Versuch, die Bedeutung von »Packard? Buick?« zu erschließen, wird erst gar nicht unternommen, und im Folgenden werden jene Wörter verzeichnet, deren banale Erklärung wie eine a posteriori zusammengesetzte Erläuterung wirkt oder die mit Affekten beladen sind und daher ohnehin in Gesines Erinnerung gespeichert sind. Nichtsdestoweniger wird zumeist auf eine andere Bedeutung des betreffenden Stichworts angespielt, um erst dann die im Wort enthaltene Geschichte auszuloten. Daraus lässt sich ein Hinweis Johnsons über die doppelte Leistung ablesen, die eine Entschlüsselung der in Wörtern festgehaltenen Erinnerungen erfordert: Die Dekodierung präsupponiert zum einen eine Entscheidung darüber, welche der möglichen Geschichten sich hinter einem Wort verstecken mag, und zum anderen enthält sie die Möglichkeit, die getroffene Auswahl erzählerisch auszugestalten. Gerade durch die Darbietung dieses Mechanismus gewinnt die letztlich präsentierte Geschichte an Bedeutung und Stichhaltigkeit.

Dass dem Akt des Speicherns, des Aufbewahrens im Roman große Bedeutung zukommt<sup>182</sup>, lässt sich auch an der Einführung der Tonbänder ablesen. Die Romankonstruktion begründet die Einführung der „Phonopost“ als Wunsch Marias, nachdem sie erfahren hat, dass Gesines Mutter Lisbeth ein „Beschwerdebuch“ hinterlassen hat. Daraufhin wünscht sich Marie, ihre Mutter möge ihr auf Tonband sprechen, was sie jetzt nicht versteht (JT, 151). So wie Gesine 1947 „gegen das Vergessen“ Ereignisse aus ihrem Leben schriftlich festgehalten hat, beginnt sie 1967, „für wenn ich tot bin“, ein ähnliches Unterfangen. Obwohl Adressaten und Beweggründe der zwei Vorhaben unterschiedlich sind, unterliegen sie, genauso wie der Roman selbst, demselben Bedürfnis, Erlebtes nicht dem Vergessen zu überlassen. Das erste Phonostück ist, wie bereits erläutert, nicht für Marie bestimmt, sondern für D.E. (JT, 143–145). Zudem finden nicht alle Tonbänder Ein-

---

1524), finden sich doch im Roman längere Passagen über jene Zeit (vgl. JT, 1208; 1214–1222; 1281–1298; 1341–1342). In einem Gespräch mit Marie wird schließlich implizit darauf hingewiesen, dass Gesine gewisse Informationen, wie zum Beispiel die Interpretation von Heinrichs Benehmen nach der Freilassung als „Haftfolgen“, diesen Büchern entnommen haben soll (JT, 1522–1528). Vgl. Matthias Wilde: *Die Moderne beobachtet sich selbst*, a.a.O., S. 136–140.

<sup>182</sup> Selbst die Tatsache, dass die „alte“ Karte für das New Yorker U-Bahn-System aufgehoben wird, zeugt von einem Drang zum Aufbewahren, der sinnbildlich für einen Umgang mit der Vergangenheit steht, die als etwas Lebendiges und nicht zu Vergessendes betrachtet wird. Siehe JT, 367–374.

gang in den Roman, wie sich zum Beispiel am Tageseintrag vom 14. Januar beweisen lässt, und vermutlich kennt Marie die im Roman tatsächlich wiedergegebenen Tonbänder noch nicht.

Die erste Phonopost für Marie findet sich unter dem Tageseintrag vom 29. November (JT, 385–388), dessen kompositorische Struktur sich von den anderen Tageseinträgen im Wesentlichen nicht unterscheidet. Zunächst werden Nachrichten aus der *New York Times* von Gesine kommentiert, gefolgt von willkürlich angeschnittenen Themen aus der Vergangenheit, die den Eindruck eines Bewusstseinsstroms vermitteln. Quantitativ behandelt der größte Teil des Eintrags die Figur Jakobs, aber die benutzten Wendungen weisen Ähnlichkeiten mit dem Tageseintrag vom 5. August über Dieter Lockenvitz auf, der zwar nicht explizit als Tonband präsentiert wird, der aber durch die Formel „Liebe Marie“ als solcher identifizierbar ist (JT, 1721–1733). Die zwei Einträge unterscheiden sich beträchtlich in Länge, Thema und Struktur voneinander, und doch geht es in beiden um die Darstellbarkeit von erfahrenem und tradiertem Wissen. Persönliche Wahrnehmungen und individuelles Wissen um Ereignisse werden zwar als Voraussetzung für die Erzählung angesehen, doch wird die daraus resultierende Erkenntnis problematisiert und desavouiert. Wird im Tageseintrag vom 29. November reflektiert, wie aus dem Wissen über eine Person die Einbildungskraft die Rahmenbedingungen einer Situation erschafft und welcher Wahrheitsgehalt ihnen beigemessen werden kann, so stellt der Tageseintrag vom 5. August die praktische Vorführung dieser Überlegungen dar. Gesine weiß über Jakob „nur das Notwendigste“ (JT, 387), „nur was man über Tote wissen kann“ (JT, 388): Schlichte Informationen über Beruf, Lebenssituation, Sportausübung, die zwar einen Zugang zu einer Person ermöglichen, sie aber nicht selten verklären können:

Von deinem Vater weiß ich nur was man über Tote wissen kann.  
Handballspieler, Sozialist, Untermieter. Nach einer Weile stellen  
sich die Sachen vor die Person und lassen nur einen kleinen Raum,  
in dem er angeblich ein Leben geführt hat. (JT, 388)

So wie D.E.s tabellarische Biographie nichts anderes als anekdotisches Erzählen hervorbringt, schimmert durch die Schichtung der Informationen kein Leben. Mehr noch: Der praktische, auffallendste Teil des Lebens agiert wie ein Hindernis, wenn es darum geht, Gedanken und Sorgen, Situationen und Hintergründen nachzuspüren. Dieser Teil des Lebens muss erfunden werden: „Was ihn [Jakob]

kümmerte muß ich mir erdenken“ (JT, 388). Gesine vermag aus fetzenartigen Erinnerungen, aus losen Spuren sich einen Satz auszudenken, „den Jakob gesagt hat oder vielleicht gesagt hat, gesagt haben kann.“ (JT, 387). Kombiniert entsteht dadurch eine erdachte Welt, deren Wahrheitsgehalt sicherlich keinen absolut geltenden Wert für sich beansprucht – „Wahrheit ist daran nur die Erinnerung an seine Intonation, wie Jakob sprach“ (JT, 387) –, sondern eine Wahrhaftigkeit zu erreichen intendiert, die auf Wahrscheinlichkeit basiert. Exemplarisch dargestellt wird dies im Tageseintrag vom 5. August. Das Kapitel knüpft an die Erzählung Gesines über ihre Schulzeit, insbesondere über die am 30. Oktober 1950 stattgefundenene Verhandlung gegen die „rechtswidrige“ und „verschwörerische“ Flugblatt-Aktion von Sieboldt und Gollantz an (JT, 1713–1721). Gesine nimmt an der Verhandlung mit Pius und Lockenvitz teil und stillt Maries Neugier – „Wenn ich bloß wüßte, was du denkst über den [Lockenvitz]!“ (JT, 1714) – am nächsten Tag mit einem Tonband: „Der Schüler Lockenvitz. (Weil du es wünschst, Marie, Nur was ich *weiß*)“ (JT, 1721). In der Tat versucht Gesine zu Beginn, nur jene Fakten zu liefern, die sie auch kennt – Herkunft, Beruf des Vaters, Ankunft in Gneez –, doch bald scheidert die Rekonstruktion der Welt Lockenvitz' am mangelnden Wissen Gesines: „Warum aber nahmen die Sowjets seinen Vater mit, weder Wehrmacht noch Partei, so daß er im Februar 1947 »zuletzt gesehen wurde, als er tot auf seinem Lager lag«?“ (JT, 1722). Selbst für jenen Teil der Erzählung, den Gesine unmittelbar miterlebt hat, wird durch die Inszenierung eines Gedankendialogs mit Lockenvitz auf die Begrenztheit des jeweiligen Wissenshorizonts hingewiesen. Gesines Zweifel an der Triftigkeit ihrer Rekonstruktion – „*Oder ging es etwa so zu [...]?*“ (JT, 1725) – gehen mit ihrer Unsicherheit über Lockenvitz' Wissen einher: „*Wußtest du [...]*“ (JT, 1727). Dass man letztendlich Lockenvitz' Erzählung doch zu lesen bekommt, verdankt man weniger dem Wissenshorizont Gesines als vielmehr ihrer Fähigkeit, die vorhandenen Informationen erzählerisch zu verarbeiten. Dadurch wird zwar das Potenzial des Erfindens hervorgehoben, doch zugleich erfährt die erkenntnistheoretische Eigenschaft der Erzählung aufgrund des ständigen Hinterfragens einige Einschränkung. Und so überrascht es nicht, dass die eingangs verwendete Formulierung – „Nur was ich *weiß*“ – am Ende eine notwendige Präzisierung erlebt, die das ambivalente Fundament des Erzählten unterstreicht: „Liebe Marie, dies ist alles, was ich von Dieter Lockenvitz zu wissen *glau-*

be“ (JT, 1733. Herv. im Original). Was man über die Vergangenheit weiß, was man darüber herausfinden kann, was man zu wissen glaubt, was daran wahr ist und was man sich ausdenken muss, sind die ständig inszenierten Fragestellungen von Johnsons Erzählweise, die zu einer geradezu erkenntnistheoretischen Debatte führen. Auf der Ebene der fiktionalen Achse reflektiert, weitet sich die Problematik bis hin zum Hinterfragen der faktischen Achse aus, und vice versa. Dabei geht es weniger darum, „den Anspruch auf Authentizität zu verstärken“, wie Kristin Jahn behauptet,<sup>183</sup> sondern vielmehr darum, ihren relativistischen Wert zu entlarven.

### 3.5. Erzählte Gegenwart

Von einer Erzählung in der Gegenwartsebene zu sprechen, scheint im Hinblick auf die wenigen Informationen, die man über Gesines Leben in New York zu lesen bekommt, fast ein Widerspruch zu sein. Unbestreitbar nimmt die erzählte Vergangenheit mehr Raum in Anspruch als die Darstellung der Gegenwart<sup>184</sup>, und gemessen an der Binnenerzählung der Vergangenheitsebene erfolgt die Rahmenerzählung der Gegenwartsebene aufgrund der Verwendung zahlreicher Anachronien nicht chronologisch, sondern sprunghaft.<sup>185</sup> Trotz der ungleichen Gewichtung präsentieren die JAHRESTAGE gleichfalls eine pointierte Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der politischen Krise in den Vereinigten Staaten und der Welt des Jahres 1967/68 sowie einige Informationen über das Alltagsleben in der amerikanischen Metropole. An der Schnittstelle der zwei erzählten Welten entsteht eine facettenreiche Darstellung des Problemfeldes *Heimat vs. Fremde*, dessen Spannung im ganzen Roman reflektiert wird und das in dem Zukunftspro-

---

<sup>183</sup> Siehe Kristin Jahn: „Vertell, vertell. Du lüchst so schön.“, a.a.O., S. 65.

<sup>184</sup> Matthias Wilde präsentiert in seiner Studie die quantitative Verteilung der New-York-Ebene im Vergleich zur Jerichow-Ebene und stellt sein Ergebnis einer von Johnsons selbst in seinem Kalendarium notierten Aufzählung gegenüber. Beide Tabellen zeigen eine unterschiedliche Komposition der vier Bände: Überwiegen im Band 1 die Nennungen von New York, so ist das Verhältnis im Band 2 und 3 ausgeglichener. Im Band 4 wird Jerichow hingegen entschieden öfter erwähnt, fast doppelt so oft wie New York. Siehe Matthias Wilde: *Die Moderne beobachtet sich selbst*, a.a.O., S. 152-153.

<sup>185</sup> Siehe Kristin Jahn: „Vertell, vertell. Du lüchst so schön.“, a.a.O., S. 232.

jekt „Prag“ mündet. Als wichtigstes Vehikel für die erzählte Gegenwart fungiert sicherlich *The New York Times*, aber es finden sich auch Erzählpassagen, die der Erzählinstanz zuzuschreiben sind und die aus dem Leben von Gesine und Marie Cresspahl in New York berichten.

### 3.5.1 „Wir bleiben“: Gesines Leben in der Fremde<sup>186</sup>

Der Aufenthalt Gesines und Maries in New York sollte ursprünglich auf zwei Jahre begrenzt sein (JT, 19). Angekommen sind sie dort im Jahr 1961 wegen Gesines Arbeit, geblieben sind sie auf Maries Wunsch: „Nach zwei Jahren wollte meine Mutter zurück nach Deutschland, und ich habe gesagt: Wir bleiben.“ (JT, 25). Das Leben auf unbegrenzte Zeit in einem fremden Land bedarf des Bemühens der Emigranten, sich privat und beruflich zu integrieren, ein Bemühen, das sich allerdings im Fall Gesines als ziemlich eingeschränkt erweist. Der Alltag Gesines ist größtenteils von ihrer Arbeit bestimmt, und ihr Angestelltendasein zeigt die typischen Merkmale eines Berufs, der durch Entfremdung und Isolation gekennzeichnet ist.<sup>187</sup> Gegenüber ihrer Arbeit offenbart zwar Gesine eine kritische Einstellung, allerdings mündet diese nie in offener Kritik. Ihr Dasein als Mutter fesselt sie an diese entfremdende Arbeit und liefert zugleich einen Teil der Beziehungen aus der Rahmenerzählung, die durch Kontakte aus Maries Lebenssphäre entstehen. Mrs. und Edmondo Barrios, Mrs. und Rebecca Ferwalter, Ginny und Marcia Carpenter, Francine oder Maries Kinderarzt Dr. Brewster sind nur einige der Bekannten, die in Gesines New Yorker Leben eine Rolle spielen, wenn auch zumeist eine marginale und obwohl ihre Geschichten erzähltechnisch rein anekdotisch in die Erzählung

---

<sup>186</sup> Folgende Überlegungen präsentieren die überarbeitete Fassung eines bereits veröffentlichten Aufsatzes. Siehe Viviana Chilese: „»Dahin zurück will ich nicht« Alla ricerca della *Heimat* in *Jahrestage* di Uwe Johnson“, in: *Annali Online di Ferrara*, Vol II 1 (2007), S. 117-139, abrufbar unter: <http://eprints.unife.it/annali/lettere/2007voll/chilese.pdf>

<sup>187</sup> Vgl. Bernd Neumann: *Utopie und Mimesis. Zum Verhältnis von Ästhetik, Gesellschaftsphilosophie und Politik in den Romanen Uwe Johnsons*, Kronberg/Ts. 1978, S. 291. Siehe auch Christof Hamann: „Doppeltes Scheitern. New York und die Erinnerung in *Jahrestage*“, in: *Johnson-Jahrbuch 9* (2002), hrsg. von Ulrich Fries, Holger Helbig und Irmgard Müller, Göttingen 2002, S. 275-295.

einfließen.<sup>188</sup> Neben diesen Beziehungen, hervorgegangen aus ihrer Rolle als Mutter, enthalten die *JAHRESTAGE* auch Bekanntschaften Gesines mit Personen aus ihrem Arbeitsumfeld, wie zum Beispiel mit ihrem Arbeitgeber Gesines Mr. de Rosny oder mit ihrer Kollegin Amanda Williams sowie persönliche Verhältnisse meist älteren Ursprungs wie mit Annie Fleury und mit D.E.<sup>189</sup> Trotz der Fülle der mehr oder weniger starken freundschaftlichen Bindungen erfährt die Gegenwartsebene keine epische Ausschmückung und es lässt sich nicht leugnen, dass dieser Mangel wie ein Indiz für Gesines entwurzeltetes Dasein in New York wirkt. Nicht nur versteht sich Gesine als Gast der amerikanischen Gesellschaft (JT, 810), sie wird auch von den meisten ihrer amerikanischen Bekannten als „die Deutsche“ apostrophiert: eine Kennzeichnung, die Gesines Status als Emigrantin, ihre Zugehörigkeit zu einer anderen Kultur, zu einem anderen Land zu unterstreichen scheint.<sup>190</sup> Zugespitzt wird der Eindruck von Gesines Entwurzelung durch die Verzerrung ihres Namen – „Dschi-sain“ – und durch eine Beziehung zur englischen Sprache, die einer unüberwindbaren Schranke gleichkommt. Gesine ist mit einem Übersetzer- und Dolmetscherdiplom nach New York gekommen, und dennoch stellt ihr die englische Sprache stets Assoziationsfallen, die mit Wörterbüchern und Wissen nicht immer zu lösen sind.<sup>191</sup> Um mit Umberto Eco zu sprechen, verfügt sie näm-

---

<sup>188</sup> Angegeben werden hier nur die Passagen, in denen die Figuren nicht bloß erwähnt werden, sondern auch Akteure oder Thema der Gegenwartsebene sind: Edmondo Barrios JT, 434-439; Mrs. und Rebecca Ferwalter JT, 45-48; 789-794; 981 f.; 1165-1169; 1785-1789; Marcia und Ginny Carpenter JT, 1422-1428; Francine JT, 218-221; 345-347; 440-442; 705-710; 730-734; 769-774; Mr. Brewster JT, 109-111; 627-630.

<sup>189</sup> De Rosny JT, 80 f.; 461-466; 679 f.; 915-917; 1003-1007; 1049-1058; 1463-1472; 1516-1522; 1745-1746; Amanda Williams JT, 287-291; 695-696; 1244-1265; 1335-1338; Anne Fleury 153-154; 564-567; 580-589; 640-642; 1766-1770; D.E. JT, 41-45; 268-272; 335-342; 1143-1151; 1317-1327; 1541-1549; 1740; 1853 f.

<sup>190</sup> „Das ist unsere Deutsche“ (JT, 61); „Erklären Sie uns das. Sie sind doch auch eine Deutsche, Mrs. Cresspahl.“ (JT, 794); „Jetzt war es nicht mehr „Dschi-sain“, sondern die Deutsche, die versuchen sollte, Himmler zu erklären“ (JT, 851).

<sup>191</sup> Über die Funktion der englischen Sprache und die Hybridisierung der Sprachen in *Jahrestage* siehe Moritz Baßler: „Deutsch-englische Hybridbildungen und die Funktion der Marie in Uwe Johnsons *Jahrestage*“, in: *Johnson-Jahrbuch* 12 (2005), hrsg. von Michael Hofmann, Göttingen 2005, S. 103-113.

lich nicht über jene Enzyklopädie kultureller Assoziationen, die es ihr ermöglichen würde, englische Sätze selbstverständlich erscheinen zu lassen.<sup>192</sup> Während in den anderen Büros Familienphotos stehen, hängt in Gesines Büro ein schmaler Papierstreifen aus einer Verpackung, der sie ständig an ihr Fremdsein allein schon wegen der Sprache erinnert:

Darauf steht: THE CUSTARD APPLE IST THE FRUIT OF THE SWEET-SOP. Er heißt nicht mehr als DIE FLASCHENBAUMFRUCHT IST DIE FRUCHT DES FLASCHENBAUMES, aber sie versteht ihn nicht. [...] Sie begreift nicht, was diese Worte von einander wissen, und der leichte abkippende Schwindel beim Anblick dieses Satzes warnt sie vor der Einbildung, sie könnte jemals auf der englischen Seite der Sprache leben. (JT 779 f.)

Selbst die tägliche Lektüre der *New York Times* kennzeichnet Gesines Schwierigkeit, sich in der fremden Sprache auszudrücken, die Nuancen der fremden Sprache wahrzunehmen. Ein der Zeitung entnommener Satz – «You could say it was done with mirrors» – bleibt ihr solange rätselhaft, bis sie sich entschließt, im Wörterbuch nachzuschlagen: „Das muß die diplomierte Übersetzerin Cresspahl, seit sieben Jahren ansässig in New York, doch wieder nachschlagen, damit sie ja nicht nach Hause kommt in der hiesigen Sprache [...]“. (JT, 1281). Ist die Muttersprache für den Emigranten eine „tragbare Heimat“<sup>193</sup>, stellt die Fremdsprache ein Hindernis auf dem Weg zur Integration dar, und im Falle Gesines steht sie symptomatisch für die Unmöglichkeit einer Verwurzelung in der amerikanischen Gegenwart, geprägt auch von der wiederholt zum Ausdruck gebrachten Unmöglichkeit, „nach Hause zu kommen“. New York gibt Gesine, anders als Marie und trotz eines unterschweligen Gemeinschaftsgefühls mit der kleinen Gemeinde vom Riverside Drive (JT, 90; 134), kein Gefühl der Zugehörigkeit im Sinne eines Heimat-

---

<sup>192</sup> Siehe Umberto Eco: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, München 1985.

<sup>193</sup> Max Frisch: „Die Schweiz als Heimat?“ Rede zur Verleihung des Großen Schillerpreises [1974], ders.: *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*, Bd. VI, Frankfurt am Main, 509–518. Norbert Mecklenburg hat darauf aufmerksam gemacht, wie die mecklenburgische Variante des Niederdeutschen den sprachlichen Hintergrund des Romans liefert: „Sie ist gewissermaßen der Grundbaß innerhalb der sprachlichen Polyphonie des Werkes“. Siehe Norbert Mecklenburg: *Die Erzählkunst Uwe Johnsons*, a.a.O., S. 350.

Gefühls:

Gewiß, unsere Heimat in der Oberen Westseite von Manhattan, sie ist eingebildet. Die unauflösliche Gewöhnung an die Gegend ist bloß unsere Seite, wir können nicht hoffen auf Erwidern. (JT 173)

Die Heimat als Zeit und Ort, wo jedes Individuum Erfahrungen sammelt und ein Selbstbewusstsein entwickelt, ist – wie Max Frisch es formuliert hat – ein „Problem der Identität“, oder besser gesagt, die Heimat trägt zur Identitätsbildung jedes Individuums bei und agiert weiterhin jedes Mal, wenn man mit Rekurs auf die Erinnerungen über die eigene Entwicklung reflektiert.<sup>194</sup> Bedenkt man darüber hinaus, dass mit dem Heimat-Begriff jene Bindung an einen Ort verstanden wird, die aus persönlichen emotionalen Beziehungen, gefühlsbetonten Landschaftsbildern, einem starken kulturell geprägten Zugehörigkeitsgefühl, einer gemeinsamen Sprache und zahlreichen Erinnerungen erwächst, wird für Gesine bei der Bestimmung der Heimat in *JAHRESTAGE* Jerichow immer am ersten Stelle stehen.<sup>195</sup> Dies bedeutet, dass Gesine sich in einem der Vergangenheit angehörenden erinnerten Raum bewegt, der ihr den Zugang zur kulturellen und medialen Realität der Gegenwart versperrt. Sie ist imstande, einen Artikel aus der *New York Times* für Marie in ein Beatles-Zitat umzuwandeln – „I read the Times today: Oh boy“

---

<sup>194</sup> Max Frisch: *Die Schweiz als Heimat? Rede zur Verleihung des Großen Schillerpreises*, a.a.O., S. 515.

<sup>195</sup> Das ist in der Johnson-Forschung unumstritten. Über das Problemfeld „Heimat“ in Johnsons Werk gibt es eine ganze Reihe an Publikationen, die das Thema unterschiedlich erläutern und bewerten, so dass hier nur eine Auswahl präsentiert werden kann. Ingeborg Gerlach: *Auf der Suche nach der verlorenen Identität. Studien zu Uwe Johnsons Jahrestage*, Königstein 1980; Norbert Mecklenburg: *Erzählte Provinz: Regionalismus und Moderne im Roman*, Königstein 1982, S. 337–339; ders.: „Ein Land, das fern leuchtet“, in: Raimund Fellingner (Hg.): *Über Uwe Johnson*, Frankfurt am Main 1992, S. 334–363; ders.: *Die Erzählkunst Uwe Johnsons*, a.a.O., ins. S. 336–368; Peter Pokay: „Utopische Heimat. Uwe Johnsons *Jahrestage*“, in *Studia Germanica Posnaniensia* 10 (1982), S. 51–76; Colin Riordan: „Die Unentbehrlichkeit der Landschaft« Natur und Repräsentation in Johnsons *Jahrestage*“, in: *Johnson-Jahrbuch* 12 (2005), hrsg. von Michael Hofmann, Göttingen 2005, 67–77; Peter Martin Schmitz: *Studien zum Heimat-Konzept in Uwe Johnsons Roman Jahrestage*, Bologna 2004.

(JT, 385)<sup>196</sup>, oder „ihr eine Schallplatte von Leuten aus Liverpool mit Fragen an das Leben“ schenken (JT, 523)<sup>197</sup>, doch – wie Moritz Baßler bemerkt hat – bleibt Gesine der pop- und medienkulturelle Raum der amerikanischen Gegenwart Maries verschlossen.<sup>198</sup> Uwe Johnsons Äußerung, nach der die JAHRESTAGE aus der „etwas dumme[n] Theorie“ entstanden sind, daß „das Amerika von heute in sehr vielen Hinsichten unsere Zukunft sein kann“<sup>199</sup>, findet in der Figur der Marie ein literarisch vorgeführtes Beispiel, das oppositionell zu der von Gesine konstruiert ist, die der Vergangenheit und Erinnerung zugewandt ist. Es wäre allerdings verfehlt zu glauben, dass die bloße Polarisierung der Heimatsphäre Jerichow versus der fremden New York in der Figur Gesines als konstant gedacht ist. Die topographische und emotionale Bindung Gesines an Jerichow wird innerhalb der fast 2000 Seiten des Romans schrittweise dekonstruiert.<sup>200</sup> Sinnbildlich zielt aber das dekonstruktive Verfahren nicht auf eine Neulokalisierung der Heimat in New York ab, sondern auf die zukünftige Perspektive von Prag als utopische Heimat.

---

<sup>196</sup> Laut Moritz Baßler spielt das Zitat auf den Beginn von *A Day In The Life* erschienen 1967 auf Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band an. Siehe Moritz Baßler: „Deutsch-englische Hybridbildungen“, in: *Johnson-Jahrbuch* 12 (2005), a.a.O., S. 110.

<sup>197</sup> Laut dem Kommentar zu den *Jahrestage* handelt sich hier um die Platte *Revolver* und den Song *Eleanor Rigby* vom August 1966. Für Moritz Baßler hingegen könnte es sich um die neueste Platte der Beatles (*Magical Mystery Tour*) mit dem einschlägigen Song *Your Mother Should Know* handeln. Siehe *Johnsons Jahrestage. Der Kommentar*, a.a.O., S. 521. Vgl. Moritz Baßler: „Deutsch-englische Hybridbildungen“, in: *Johnson-Jahrbuch* 12 (2005), a.a.O., S. 110.

<sup>198</sup> Ebd.

<sup>199</sup> Uwe Johnson: *Wie es zu den Jahrestage gekommen ist*, in: Raimund Fellingner (Hg.): *Über Uwe Johnson*, Frankfurt am Main 1992, S. 222–228, Zitat S. 222.

<sup>200</sup> Die Dekonstruktion der Heimat geht für Matteo Galli mit der Verarbeitung von Gesines Traumata sowie mit ihrem Versuch einer Korrektur des Urfehlers Heinrich Cresspahls einher. Für ihn ähnelt der Erzählpakt einem Vertrag zwischen einer Patientin und einem Therapeuten/Künstler, anhand dessen Gesines anfängliche psychische Paralyse überwunden werden soll, um ihr zu ermöglichen, am Aufbau eines Sozialismus „mit menschlichen Antlitz“ beizutragen. Siehe Matteo Galli: „Von der Travemündung bis zum Platze Ruzyne. Gesines Korrekturen in Uwe Johnsons *Jahrestage*“, in: *Johnson-Jahrbuch* 12 (2005), hrsg. von Michael Hofmann, Göttingen 2005, S. 115–127.

### 3.5.2 „*The New York Times*“: Die Verbindung von Nachrichten und Erzählung

Strukturbildend für den ganzen Roman, eröffnet oder schließt die *New York Times* fast jeden Tageseintrag und häufig werden Nachrichten aus der Zeitung mitten in den Erzählfluss der Binnenerzählung hineinmontiert. Als „Tante Times“ (JT, 38) bezeichnet, gehört die *New York Times* zum Alltag der Protagonistin wie ihre Arbeit und ihre Tochter. Sie liest sie jeden Tag und lässt sich auf Reisen die verpassten Exemplare von Nachbarn aufbewahren (JT, 14). Falls sie morgens die Zeitung nicht kaufen kann, „hält sie abends ein Auge auf den Fußboden der U Bahn und auf alle Abfallkörbe unterwegs, auf der Suche nach einer weggeworfenen, angerissenen, bekleckerten *New York Times* vom Tage“ (JT, 15). Die *New York Times* ist Gesines Hauptnachrichtenquelle, sie hört im Radio Nachrichten dieser Zeitung, einen Fernseher besitzt sie nicht, und obwohl sie sich regelmäßig den *Spiegel* kauft (JT, 476), werden keine Artikel aus dem deutschen Magazin direkt erwähnt oder zitiert. Oft bietet die Zeitungsmontage zugleich inhaltlich-thematische Anstöße für die Erzählung der Vergangenheit, so dass die Untersuchung der Rolle der *New York Times* ohne Rekurs auf die erzählte Vergangenheit nicht immer möglich erscheint.

Je nachdem, wie sie in die Erzählung hineinmontiert sind, je nach Grad der Paraphrase des Originals, erfüllen die Artikel aus der *New York Times* verschiedene Funktionen. Nach Alfons Kaiser lassen sich fünf Kategorien der Artikelübernahme in den Text ausmachen, die Isabel Plocher auf drei reduziert.<sup>201</sup> Wenn im Folgenden ebenso mit drei Kategorien gearbeitet wird, so deckt sich die erste mit der Klassifizierung von Plocher ab, wobei hingegen die anderen zwei leicht unterschiedlich ausfallen. Zur ersten Kategorie gehören jene Artikelausschnitte, die wortwörtlich zitiert, oder besser gesagt, wortgetreu von Uwe Johnson ins Deutsche übersetzt wurden und durch Anführungszeichen und meist durch Copyright-Vermerk gekennzeichnet sind.<sup>202</sup> Die so übernommenen Artikel erstrecken sich meist über ganze Tageseinträge und nehmen in der Regel keinen direkten Einfluss auf die Binnenerzählung. Vielmehr scheint die wörtliche Übernahme der Artikel ohne jeglichen Kommentar eine Aussetzung der erzählten Vergangenheit

---

<sup>201</sup> Alfons Kaiser: *Für die Geschichte. Medien in Uwe Johnsons Romanen*, a.a.O., S. 106–110. Vgl. Isabel Plocher: „*Wenigstens mit Kenntnis zu leben*“, a.a.O., S. 70–73.

<sup>202</sup> Siehe JT, 115–117; 120; 402–406; 439 f.; 552–554; 735–738; 900–904; 1151–1155; 1502–1506; 1550.

zu bedeuten. In einem Interview hat Uwe Johnson diese Vorgehensweise als Ausdruck einer Autonomie der zitierten Worte interpretiert, der gegenüber „nur noch ein sprachloser Zustand des erzählenden Subjekts“ stehen könne.<sup>203</sup> Doch zumindest drei Tageseinträgen (JT, 115–117; 402–406; 734–738), die nur aus wörtlich zitierten Artikeln zusammengesetzt sind, folgen Einträge, die von traumatischen Erlebnissen Gesines handeln, so dass der Eindruck entsteht, dass die Interdependenz zwischen den von den Artikeln berührten Themen und der Unterbrechung der Vergangenheitserzählung stärker zu bewerten sei, als Johnsons Äußerung es vermuten ließe. Exemplarisch sei hier auf die Tageseinträge vom 24. (JT, 115–117) und 25. September (JT, 117–120) hingewiesen. Unter dem Datum vom 24. September finden sich drei wörtlich übersetzte, unkommentierte Ausschnitte von Artikeln aus der Zeitung. Der erste berichtet von der jährlichen „Steuben-Parade“<sup>204</sup> der Deutsch-Amerikaner in New York. Scheinbar banal und bieder wird ein folkloristisches Deutschlandbild transportiert, das bei deutschen Lesern leicht Befremden hervorrufen könnte und mit Gesines Erfahrungen wenig gemein zu haben scheint. Doch trotz der Banalität des Themas nimmt der Artikel Bezug auf die zeitlichen sowie räumlichen Zentren des Romans. Inhaltlich schlägt der Artikel geographisch eine Brücke zwischen Deutschland und Amerika und spiegelt die Situationen Gesines als Deutsche in diesem fremden Land wider. Zugleich wird im zweiten Ausschnitt durch die Thematisierung deutscher Trachten in Gebieten, die nie selbst Teil Deutschlands waren oder nach dem Zweiten Weltkrieg von Deutschland abgetrennt wurden, eine zeitliche Verbindung zwischen Gegenwart

---

<sup>203</sup> „Es ist wahr, daß gelegentlich etwa ein Zitat aus der *New York Times* wörtlich, ohne Kommentar vorkommt. Dann ist es aber ein Zitat, das für sich selbst spricht, insofern ihm gegenüber nur noch ein sprachloser Zustand des erzählenden Subjekts stehen kann. Es steht dann für ein Ereignis oder für die Konfrontation mit einer Sache, der gegenüber dieses Subjekts zu müde oder zu ermüdet ist, sich überhaupt noch zu artikulieren“, Uwe Johnson in einem Gespräch mit Matthias Prangel am 6.3.1974 zunächst veröffentlicht in *Deutsche Bücher*, Bd. 4, Amsterdam 1974, S. 45–49 und wiederabgedruckt in Erberhard Fahlke (Hg.): »*Ich überlege mir die Geschichte*«, a.a.O., S. 263–267. Zitiert nach Fahlke, S. 266.

<sup>204</sup> Nach dem Kommentar der Johnson-Jahrestage ist die Steuben-Parade ein folkloristisches Fest der Deutsch-Amerikaner. Sie erhielt ihren Namen von Friedrich Wilhelm von Steuben (17.9.1730 – 28.11.1794), einem preußischen Hauptmann, Adjutant Friedrich II. und General unter Washington. Siehe *Johnsons Jahrestage – Der Kommentar*, a.a.O., S. 113.

und Vergangenheit aufgebaut, die ebenso mit Gesines Vergangenheitserzählung in der *New Yorker Gegenwart* korrespondiert (JT, 116). Die Wirkung der beiden Ausschnitte wird durch den zweiten Artikel verstärkt: Dem Bericht zufolge ist der Ladenbesitzer Mr. Hahn, Überlebender eines deutschen KZs, in einem Nachbarbezirk ermordet aufgefunden worden. Die Thematisierung der allgegenwärtigen Gewalt in der amerikanischen Metropole verbindet sich hier mit einem der Hauptthemen von Gesines Rekonstruktion der Vergangenheit: der Auseinandersetzung mit den deutschen Gräueltaten und der deutschen Schuld. Der Eintrag schließt mit einer kurzen Meldung über das strahlende Wetter und über den kalendari-schen Herbstbeginn, die den chronologischen Zeitverlauf markiert. Scheinbar von der erzählten Vergangenheit abgekoppelt, wird hingegen durch die Übernahme der Artikel der Boden zum Verständnis des folgenden Tageseintrags bereitet. Wie-dergegeben wird hier ein Albtraum Gesines. In einem Flugzeug über verschiede-nen Orten der USA zeugt der Alptraum von Gesines Angst, der Rolle als Bindeglied zwischen Marie und deren Wurzeln nicht gerecht werden und als einzige Ver-wandte Maries nicht mehr für sie sorgen zu können. Nach dem geträumten Flug-zeugunglück sieht sie ihr Kind, „die zwei letzten Augen Cresspahls“ (JT, 118), das sie allein bei Mrs. Ferwalter zurückgelassen hat, verwaist und den Fragen nach ihrer Herkunft ausgesetzt „Marie, hast du einen Vater, eine Großmutter, etwas Verwandtschaft? Wehe, wenn Du jetzt nicht tapfer bist“ (JT, 118). Gesine selbst sieht sich in diesem Traum einer Endzeitsituation ausgesetzt. Von Grabsteinen ge-säumte Straßen, Einblicke in die städtische Unterwelt und die Interpretation eines Tunnels als Hades zeichnen ihr eine ängstlich-düstere Zukunftsvision. Wie bereits im vorangegangenen Tageseintrag implizit erwähnt, wird die Engführung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erzählerisch gestaltet. Das Aussetzen der Erzählung zugunsten unkommentierter Zeitungsausschnitte im vorausgegan-genen Tageseintrag verrät etwas über den sprachlosen Zustand des erzählenden Subjekts Gesine und bereitet doch zugleich die Atmosphäre und die Interpretati-onsrichtung der Erzählung am folgenden Tag vor.

Diese beschriebene erste Kategorie bietet die subtilste Variante, eine Ver-bindung zwischen den Artikeln der *New York Times* und der erzählten Vergan-genheit aufzubauen. Dabei ist sie allerdings auch – der Häufigkeit des Vorkom-mens nach – die kleinste der drei Kategorien. Die bei weitem am häufigsten anzu-

treffende Art der Übernahme von Nachrichten bildet die zweite Kategorie, in der die Inhalte der Zeitungsartikel paraphrasiert werden. Manchmal finden sich innerhalb der Paraphrase wörtliche, mit Anführungszeichen versehene Einschübe, aber in der Regel sind die Artikel durch namentliche Zuweisung – „Die New York Times hat sich für uns [...] umgehört“ (JT, 165) – als Zeitungsmeldungen kenntlich gemacht oder durch den Sprachstil – „Über Vietnam sind 5 Flugzeuge abgeschossen worden“ (JT, 18) – verdeutlicht. Die indirekte Zitierweise gestattet die sofortige Kommentierung der wiedergegebenen Nachrichten und beinhaltet durch seine Ironie oft eine kritische Distanzierung.<sup>205</sup> Zudem stellen die so referierten Nachrichten oft den Ausgangspunkt für Gesines Rekonstruktion der Vergangenheit dar, wobei die Übergänge von Nachrichten zu Erzählungen durchaus unterschiedlich inszeniert werden. Zuweilen wird die Vergangenheitserzählung nur durch das Aufgreifen von Schlüsselwörtern oder Satzteilen ins Rollen gebracht.

Als gestern nachmittag Robert Smith [...] laut mit seiner Frau Clarice stritt, ging ihr sechsjähriger Sohn Randy in die Kleiderkammer, holte seines Vaters Gewehr [...], lud es, legte an und schoß den Vater in die Brust. Der mach der Mutter nie mehr einen Krach. / Cresspahl 1933 in Jerichow fühlte sich behandelt, als sollte er von einem Krach abgehalten werden. (JT, 214)

Vor dreißig Jahren gab es in den Rouge-Werken in Dearborn, Michigan, Aufruhr, Straßenkämpfe und Schießereien. Vor dreißig Jahre fiel ein Kind von Cresspahl in die Regentonne hinter seinem Haus. (JT, 62)

Häufig eröffnen aber Inhalt und Thema des Artikels einen assoziativen Raum, der durchaus auch oppositionell präsentiert wird und der das Ausloten der erzählten Vergangenheit gewährleistet.

Auf Seite 17 [...] bringt die New York Times die amtlichen Toten des Krieges, elfeinhalb Zeilen. [...] Lisbeth Cresspahl blieb die Beerdigung ihrer Schwiegermutter nicht erspart. (JT, 279)

In České Budějovice gibt es einen Bischof, der war sechzehn Jahre lang außer Dienst, nämlich seiner Diözese verwiesen, unter Haus-

---

<sup>205</sup> Siehe Isabel Plocher: „Wenigstens mit Kenntnis zu leben.“, a.a.O., S. 71.

arrest. Am vorigen Sonntag durfte er wieder in seiner Kathedrale St. Nikolaus die Messe zelebrieren [...] Im zweiten Herbst nach dem Krieg hatte Cresspahls Tochter aufgehört, Herrn Pastor Brühshaver die Tageszeit zu bieten. Sie entschlug sich der Mühe, wenigstens zu tun, als hätte sie den geistlichen Würdenträger übersehen. (JT, 1399 f.)

Diese assoziativen Einstiegspunkte nehmen gegen Ende des Romans exponentiell zu, vor allem wenn die Nachrichten aus Prag mit den Lebensumständen in der sowjetischen Besatzungszone und in der DDR verknüpft werden. Nicht immer lassen sich jedoch die Nachrichten aus der *New York Times* innerhalb eines Tageseintrags direkt mit der erzählten Welt der Vergangenheit verbinden. Am häufigsten erstreckt sich der Assoziationsstrang auf mehrere Tage und gelegentlich sogar über den ganzen Roman, so dass die Verknüpfung der beiden Sphären schwer nachvollziehbar ist.

Die dritte Kategorie verwendet Nachrichten aus der *New York Times* als Informationen aus Gesines Umfeld, als Berichte über von ihr selbst oder von Marie erlebte Ereignisse. In diesen Fällen sind die Überschneidungen der erzählten Gegenwart mit Fakten aus den Artikeln der *New York Times* nicht immer deutlich erkennbar. Oft bleiben sie in der Erzählstruktur unerwähnt und ihr Ursprung lässt sich nur durch das Vergleichen mit dem Originalmaterial aus der *New York Times* verifizieren. Wenn Marie etwa über den Streik der Studenten der Columbia University berichtet und ihrer Mutter ein Flugblatt über die Forderungen der Studenten in die Hand drückt, kann man sicher sein, dass die debattierten Ereignisse und Informationen aus verschiedenen Artikeln der Zeitung zusammengestellt sind, auch wenn sie im Text als erlebte Erfahrungen Maries ausgegeben werden (JT, 1092–196). Diese Art der Übernahme dient weniger der Verbindung zwischen erzählter Gegenwart und erzählter Vergangenheit als vielmehr der epischen Ausgestaltung der Gegenwartssphäre.

### 3.5.3 „All the News That's Fit to Print“: Die Welt der Tante Times

Die Funktion der *New York Times* spaltete schon früh die Seele von Rezensenten und Interpreten. Skeptischen oder gar ablehnenden Analysen der früheren Rezensenten, die die Zeitungsmontage als bloßes erzählerisches Stilmittel betrachtet ha-

ben, stehen mittlerweile einige Untersuchungen gegenüber, die die Rolle der *New York Times* nicht nur als Wortgeber für das Ausloten der Vergangenheitserzählung, sondern auch als Vehikel für die Darstellung der weltlichen und der New Yorker Gegenwart ernst nehmen.<sup>206</sup> Zwar ist Deborah L. Horzens Feststellung – „Removed from the web of political and social references provided by *The New York Times* and the American Vietnam War era, *Jahrestage* is just another historical novel“<sup>207</sup> – nicht in toto zuzustimmen, doch lässt sich nicht leugnen, dass das Charakteristische am Roman auch durch die Wiedergabe, Verdichtung und Kommentierung von den realen Artikeln aus der Zeitung entsteht. Bemerkenswert an der Auswahl der zitierten oder paraphrasierten Artikel ist, dass nie Nachrichten aus dem Feuilleton reflektiert werden, und obwohl erwähnt wird, dass Gesine den Wirtschaftsteil für ihre Arbeit liest (JT, 15), finden sich nur wenige Stellen, die sich auf ihn beziehen.<sup>208</sup> Man kann sich kaum eine Beziehung zu einem Medium vorstellen, die pathologischer und widersprüchlicher wäre als die Gesines zur *New York Times* und die Tatsache, dass „nur mit ihr der Tag zu beweisen“ zu sein scheint, stellt Gesines Festhalten an dieser Zeitung als einen verzweifelten Versuch dar, ihre gegenwärtige „Nicht-Existenz“ in New York mit externen Informationen zu kompensieren, die zumindest ihr Bedürfnis nach Wissen stillen. Somit verfährt sie mit ihrer Gegenwart ähnlich wie D.E. mit seiner Vergangenheit: Wissen statt Leben, Fakten statt persönlicher Erfahrungen, Zitieren statt Erzählen. Dies scheint in gewisser Weise oppositionell zu ihrer Vergangenheitserzählung konzipiert, die sich gerade aus der Spannung zwischen Wissen und Erfinden, zwischen Faktizität

---

<sup>206</sup> Exzessiv und langweilig findet zum Beispiel Joachim Kaiser das Zitieren der *New York Times*. Siehe seine Rezension „Für wenn wir tot sind“ in der *Süddeutschen Zeitung* vom 12.10.1983, wieder abgedruckt in Michael Bengel (Hg.): *Johnsons Jahrestage*, Frankfurt am Main 1985, S. 168–176; Siehe auch Christian Gebert: „Unitet States of Mecklenburg“, in ebd. S. 147–151. Vgl. Peter Pokay: *Vergangenheit und Gegenwart in Uwe Johnsons „Jahrestage“*, Salzburg 1983; Alfons Kaiser: *Für die Geschichte. Medien in Uwe Johnsons Romanen*, S. Ingbert 1995; Isabel Plocher: „Wenigstens mit Kenntnis zu leben“ *Der Mediendiskurs in Uwe Johnsons „Jahrestage“ am Beispiel der „New York Times“*, Würzburg 2004.

<sup>207</sup> Deborah L. Horzen: „Fitting the News to the Novel. Uwe Johnson's Use of *The New York Times* in *Jahrestage*“, in: *Johnson-Jahrbuch 6* (1999), hrsg. von Ulrich Fries und Holger Helbig, Göttingen 1999, S. 183–207; Zitat S. 184.

<sup>208</sup> Siehe auch Norbert Mecklenburg: *Die Erzählkunst Uwe Johnsons*, a.a.O., S. 263–269.

und Fiktion speist. Und doch bahnt sich auch aus der Zeitungsmontage ein Zustand der gegenwärtigen Wirklichkeit an, der genauso wie die aus der Erzählung entstandenen Vergangenheitswelt zum Nachdenken einlädt. Durch die tägliche Lektüre der *New York Times* wird nicht nur Gesines Mangel an direkter Lebenserfahrung in New York, ihr Dasein als heimatlose Emigrantin<sup>209</sup> zum Teil kompensiert, sondern auch eine Verbindung zur Weltrealität hergestellt, die die soziale und politische Engführung historischer Zeiten veranschaulicht und reflektiert. Sicherlich bekommt man dadurch eine ausgewählte Sicht auf diese Realität, und trotz Johnsons Bemühungen, die Verantwortung für die Zeitungsmontage von sich abzuschütteln<sup>210</sup>, steht außer Frage, dass die Artikelauswahl nicht nur durch Gesines Interesse, sondern auch durch Uwe Johnsons Intention bedingt ist.

Die erste einmontierte Passage aus der *New York Times* findet sich, wie bereits erwähnt, im undatierten Kapitel (JT, 9) und benennt zwei der zentralen Themen, die stets in allen vier Bänden anhand der Zeitungsektüre vorgestellt werden: die Außen- und die Innenpolitik der Vereinigten Staaten.<sup>211</sup> Was im ersten Kapitel eingeführt wird, wird im zweiten Kapitel wieder aufgegriffen – „Aufklarendes Wetter im Nordvietnam erlaubte der Luftwaffe Angriffe nördlich von Hanoi [...]. Die Unruhen in New Haven gingen gestern weiter mit Bränden, eingeschlagenen Schaufenstern, Plünderung [...]“ (JT, 11). Zugleich wird das dritte Themenfeld eröffnet, das Nachrichten aus anderen Ländern betrifft, die nicht direkt mit der Außenpolitik der USA in Verbindung stehen: „Die Leiche jenes Amerikaners, der am Mittwochabend in Prag nicht in sein Hotel zurückkam, ist gestern nachmittag in der Vltava gefunden worden“ (JT, 11).<sup>212</sup> Die sich so herauskristallisierenden The-

---

<sup>209</sup> Siehe Christof Hamann: *Grenzen der Metropole. New York in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Wiesbaden 2001, S. 196.

<sup>210</sup> „Was da vorkommt am Anfang, in der Mitte oder am Ende der Kapitel als Nachrichten aus der *New York Times*, das ist nicht irgend etwas Objektives, sondern das ist etwas völlig auf das Subjekt dieser Mrs. Cresspahl Eingerichtetes, erstens durch die Auswahl: nur das, was nach ihrem Zustand und nach ihrer Entwicklung für sie von Interesse ist, kommt überhaupt vor, denn das hat sie nämlich genau gelesen“, in Manfred Durzak: *Gespräche über den Roman*, Frankfurt am Main 1976, S. 442.

<sup>211</sup> Siehe Kristin Jahn: „Vertell, vertell. Du lüchst so schön.“, a.a.O., S. 248.

<sup>212</sup> Ausführlich über „den Fall Jordan“ siehe Sabine Fischer-Kania: *Geschichte entworfen durch Erzählen. Uwe Johnsons „Jahrestage“*, Münster 1996, S. 107–113.

menfelder finden im gesamten Roman Eingang, wobei das weitaus gewichtigste Thema in den ersten zwei Bänden – die Außenpolitik der USA und der Vietnamkrieg – in den letzten zwei Bänden ab- und die Zahl der Nachrichten über der Prager Frühling parallel zunimmt. Dies lässt, wie wir sehen werden, die implizite Intention der selektiven Artikelwiedergabe erkennen.

Die Darstellung der US-Außenpolitik in Vietnam, die in der ersten Passage lediglich durch die Erwähnung des Vietnam-Krieges sinnfällig thematisiert ist, wird durch die Nennung der Anzahl von Kriegstoten in anderen Tageseinträgen potenziert:

In Gefechten in Queson-Tal sind seit gestern morgen 54 Amerikaner und 160 Nordvietnamesen gefallen, 136 Nordvietnamesen bei Tamky, 3 Amerikaner am Nuibaden-Gebirge, 16 Vietnamesen bei Cantho, 5 Amerikaner und 37 Vietnamesen bei Conthien, 34 Vietnamesen in der Provinz Quangngai. (JT, 56)

Dem ausgefeilten Bericht des Originalartikels<sup>213</sup>, der zwar das Ausmaß der Verluste wiedergibt, durch stilistische Mitteln jedoch zu relativieren weiß, steht eine verdichtete Wiedergabe von Zahlen gegenüber, die im Sinne einer Archivierung des Gewesenen gelesen werden kann. Sicherlich garantiert die Übernahme von realen Fakten in verdichteter Form die Einschreibung der Gefallenen im kollektiven Gedächtnis, wenn auch anonym. Doch die wiederkehrende Bestandsaufnahme von

---

<sup>213</sup> „Fighting continued tonight in the Queson Valley, about 25 miles south of Danang. Fifty-four marines have died in the area since yesterday morning. A marine spokesman in Danang said that 160 North Vietnamese troops have been killed. [...] Military spokesman said 136 of the enemy were killed when a Vietcong raid on Tamky near the scene of the marines battle, was repulsed [...]. A 25<sup>th</sup> Infantry Division company came under heavy machine-gun fire and grenade attack from about 200 enemy troops near the slopes of the 3,000-foot Nuibaden Mountain northeast of the city of Tayninh. [...] three American soldiers have been killed in the all-day fight [...]. 16 enemy troops were killed by helicopter gunships of the First Aviation Brigade near Cantho, in the Mekong Delta. [...] In the northern part of South Vietnam five marines were killed and 65 wounded during artillery and sporadic ground attacks southwest of Conthien. A spokesman said that 37 enemy soldiers had been killed. [...] In Quangngai Province, also in the north, an Army task force began a search-and-destroy operation Sunday night, a spokesman said. So far, 34 enemy troops have been killed, he said. One American soldier has been killed and nine wounded.“ Ausschnitte aus dem Artikel „Fighting Rages in Vietnam, The Bitterest in 2 Months“, in der *New York Times* vom 6.9.1967, zitiert aus *Johnsons „Jahrestage“ – Der Kommentar*, a.a.O., S. 73.

Verlusten und Kriegsattacken, die im Roman permanent anzutreffen ist, birgt in sich die Gefahr, dass diese sukzessive Aufzählung die Wahrnehmung eines lesendes Subjekts abstumpft. Die kommunikative Funktion von Zahlen, die aus den Referenzen und Zusammenhängen des Gezählten entsteht, droht ironischerweise in dem Moment zu erlahmen, in dem man durch ihre Wiederholung keine quantitative Steigerung des Gezählten mehr wahrnimmt, sondern bloß – und wenn überhaupt – die Zahlen als solche, ohne Referenz. Nach der zweiten, dritten oder vierten Erwähnung der Zahl der Toten stellt sich eine gewisse Gewöhnung ein. Doch durch verstreute Hinweise über die unterschiedlichen Angaben von Verlustzahlen wird die Bedeutung der Zahlen mehr und mehr hervorgehoben – „Der amerikanische Befehlshaber in Südvietnam sagt: Die Nordvietnamesen lügen. Radio Hanoi gibt die amerikanischen Verluste (Tote, Verwundete, Vermißte) für die ersten sechs Monate dieses Jahres mit 110 000 an. Er sagt: Es sind 37 038.“ (JT, 40) – und dadurch wird die Gefahr einer Nivellierung zumindest teilweise abgewehrt.

Die Suche nach den „amtlichen Todeserklärungen“ wird fast schon zwanghaft dargestellt, als ob sich das Erzähler-Duo Gesine/Genosse Schriftsteller selbst zum Protokollanten für die amerikanische Gesellschaft ernannt hätte. Zeitungen sind per se Speichermedien, aber ihre Funktion als tagesaktuelle Medien sind darauf gerichtet, stets neue Meldungen zu präsentieren. Somit drohen die Meldungen im Sog der Informationen zu verschwinden, auch wenn sie potentiell durch Nachschlagen reaktiviert werden können. Die Übernahme einiger Meldungen in die Erzählung entzieht aber den Nachrichten ihre Vergänglichkeit<sup>214</sup>, und der im Roman wiederkehrende Hinweis, dass das Gesuchte nicht an exponierter Stelle der ersten Seite abgedruckt, sondern versteckt zwischen anderen, lokalen Nachrichten zu finden ist, verstärkt den Eindruck, dass das Extrapolieren der Zahlen und ihre Wiedergabe an exponierten Stellen des Romans eine bewusst ausgewählte archivarische Funktion erfüllen soll.

Das Foto war wichtig genug für die erste Seite, aber erst auf der sechsten, verstellt von Neuigkeiten aus Jerusalem, finden wir die

---

<sup>214</sup> Siehe Gary Lee Baker: „Auntie Times and Elira's Tears: The Montage Effect in Uwe Johnson's *Jahrestage* and Christa Wolf's *Kindheitsmuster*“, in *Internationales Uwe-Johnson-Forum 3* (1993), hrsg. von Carsten Gansel, Bernd Neumann und Nicolai Riedel, Frankfurt am Main 1994, S. 121-138, hier S. 127. Vgl. Isabel Plocher: „Wenigstens mit Kenntnis zu leben“, a.a.O., S. 91-96.

amtliche Todeserklärung für vierzig Soldaten, nur die Toten aus New York und Umgebung namentlich genannt, fünfzehn Zeilen Lokales“ (JT, 16)

Zugleich verbindet sich mit der Wiedergabe der Zahlen oft eine Kritik an der Zeitung bzw. an deren vermeintlicher Objektivität, insbesondere wenn in Artikeln nur Namen von Kriegsgefallenen genannt werden, die aus der unmittelbaren Umgebung New Yorks kommen.

Die Nachrichtentoten dieses Tages sind zwanzig Amerikaner, fünfzehn Südvietnamesen, achtundneunzig Nordvietnamesen, die letzteren geschätzt. Aus der Liste der amtlichen Toten führt die Zeitung nur zwei an, die zufällig aus dem Staat New York waren, [...]. (JT, 36)

Die Zeitung nennt die Namen von vier amtlichen Kriegstoten aus der näheren Umgebung, nicht aber die Zahl aller. (JT, 37)

Dem Betonen des lokalen Kolorits solcher Meldungen, begleitet von dem Hinweis auf eine so nicht erfasste Gesamtheit, wenn auch bloß mittels Zahlen, steht der Verzicht auf jegliche namentliche Aufzählung in der Gegenwartssphäre gegenüber. Umso auffälliger erscheint diese Entscheidung, wenn man bedenkt, dass für die Erzählung der Vergangenheit gerne auf namentliche Auflistungen zurückgegriffen wird. Dabei mag eine entscheidende Rolle gespielt haben, dass die Erwähnung von realen Personen in einem fiktionalen Text aus einer nicht allzu großen historischen Distanz eine Verletzung der Privatsphäre der Angehörigen hätte bedeuten können, und doch bleibt der Eindruck, dass in der Gegenwart mehr auf die kommunikative Funktion von Zahlen gesetzt wird als auf die Eigenschaften von Namenslisten, die keineswegs die Gesamtheit der Namen erfassen können, wohl aber stellvertretend für diese stehen.

Die anonyme Wiedergabe der Totenzahlen kann sicherlich auch als Indiz für Gesines Distanz zu den gegenwärtigen amerikanischen Ereignissen betrachtet werden. Ihre wiederholte Behauptung, „es geht uns nicht an, wir sind hier Gäste, wir sind nicht schuldig. Wir sind noch nicht schuldig.“ (JT, 90) sowie die Gesprä-

che mit den Toten scheinen einen Hinweis in diese Richtung zu geben.<sup>215</sup> So wie Gesine ihrem Vater seine Rückkehr nach Deutschland vorwirft und ihm unterstellt, den Krieg nicht vorausgesehen haben zu wollen, so werfen nun die Toten Gesine vor, den Krieg und eine Verantwortung trotz Kenntnis nicht wahrnehmen zu wollen. Vor allem ihre Weigerung, aktiv Stellung gegen den Vietnamkrieg zu beziehen und die Tatsache, ihrem Wissen keine Taten folgen zu lassen, sind Auslöser für einen Dialog, in dem Gesines Widersprüche ans Licht kommen.

*Warum warst du gestern nicht bei der Demonstration in Washington.*

*Weil ich daran nicht glaube. Die Politik des Präsidenten in Vietnam wird nicht durch die Proteste von Minderheiten geändert.  
[...]*

*Es waren fünfzigtausend Demonstranten.*

*Gegen zweihundert Millionen Bürger der U.S.A. Und Präsident Johnson gab ein Mittagessen. (JT, 206 f.)*

Gesines zaghafte Rechtfertigungsversuche überzeugen die Toten nicht. Der Rückzug auf die Position der Ausländerin, die ihre Ausweisung befürchtet, wenn sie gegen die Politik des Landes kämpft, ihre Verantwortung als Mutter und ihre vorgebrachte Überzeugung, dass Demonstrationen keinen Einfluss auf die politischen Geschicke haben, bleiben für die Toten eher Ausreden als Argumente. Auf den Vorwurf, einer apathischen Haltung zu erliegen, kann Gesine schließlich nur mit ihrem Verlangen nach Wissen kontern:

*Und es genügt dir, daß du die Vorfälle bei den gestrigen Demonstrationen hier und in der Welt erfährst aus der Zeitung? Damit läßt sich leben, statt mit Anwesenheit, Mitmachen, Eingreifen, Aktion?*

*Es ist was mir übriggeblieben ist: Bescheid zu lernen. Wenigstens mit Kenntnis zu leben. (JT, 209)*

---

<sup>215</sup> Über die Funktion der *New York Times* für Gesines Reflexion des Vergangenen siehe Bernd Auerochs: „Alles das brachte die verlorene Zeit nur wieder als einen Gedanken“ Proustbezüge und Proustkritik in Uwe Johnsons *Jahrestage*, in: *Germanisch-romanische Monatsschrift* 47 (2007), S. 431–448; vgl. Isebl Plocher: „Wenigsten mit Kenntnis zu leben“, a.a.O., S. 91–96.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass die Toten Gesine derselben Fehler beschuldigen, die sie ihnen bezüglich des Zweiten Weltkrieges vorwirft, und es stellt sich tatsächlich die Frage, wie sich Gesines moralische Ansprüche mit diesem Unwillen, eine aktive Rolle gegen den Vietnam-Krieg zu übernehmen, vereinbaren lässt.<sup>216</sup> Zwar deutet ihr Interesse an der Ermordung Dutschkes und an den studentischen Ausschreitungen in Berlin, für deren besseres Verständnis sie Anita in Berlin anruft (JT, 988-992), auf eine rege Aufmerksamkeit hinsichtlich der Auswirkung des Vietnam-Kriegs auf die Welt hin, dennoch wäre man versucht, in Gesine eine Figur zu sehen, die an ihren eigenen moralischen Ansprüchen scheitert. Unter dem Tageseintrag vom 1. Mai findet sich allerdings ein Gespräch Gesines mit Marie, die ihre Haltung zumindest ansatzweise erklärt (1091-1096). Der Nachricht aus der *New York Times* über die Wahlerfolge der rechten Partei in Westdeutschland, die die Zeitung auch den „unzufriedenen Studenten“ zuschreibt – „Hätten sie sich still verhalten nach dem Attentat auf einen ihrer Führer, das Wahlvolk wäre nicht übergelaufen zu jenen, die Neue Gewalt und Strenge versprechen“ (JT, 1091) –, folgt Maries entrüsteter Aufschrei, der im oppositionell erfassenden Unterschied zwischen einem vergangen „da“ – „Was geht’s dich an! du hast bloß mal da gewohnt!“ – und einem gegenwärtigen „hier“ – „Hier aber haben wir eine Revolution, bloß zwanzig Blocks von unserer Haustür!“ (JT, 1092) – Gesines scheinbar apathische Haltung gegenüber der gegenwärtigen amerikanischen Situation zum Ausdruck bringt. Doch bald wird klar, dass Gesine über Forderungen und vor allem Fehler der Studenten besser informiert ist als Marie selbst und dass sie ihre Informationen nicht nur aus der *New York Times* bezieht, sondern auch aus persönlichen Gesprächen mit D.E. (JT, 1095). Die von den Studenten verursachten Schäden an der Columbia University, ihre Proteste gegen Baumaßnahmen der Universität, deren Pläne allerdings seit 1959 existieren, die formulierte Ungenauigkeit bezüglich des Instituts für Defensive Analyses sind ausreichende Gründe

---

<sup>216</sup> Gesines Weigerung, aktiv Stellung gegen den Vietnam-Krieg zu beziehen, interpretiert Sara Lennox als „contemplative attitude towards history“, die aus der passiven Mediennutzung Gesines resultiert. Doch viele Passagen belegen, dass die Nachrichten aus der *New York Times* nicht bloß wiedergegeben, sondern zunächst reflektiert und nicht selten kritisiert werden. Siehe Sara Lennox: „History in Uwe Johnson's *Jahrestage*“, in: *Internationales-Uwe-Johnson-Forum* 1 (1989), hrsg. von Nicolai Riedel, S. 72-95.

für Gesine, die Besetzung des Universitätsgebäudes und die Demonstration zu verurteilen:

- Ach, Gesine. Und solche kleinen Ungenauigkeiten -
- Ungenau ist es.
- Das reicht dir, und du bist nicht einverstanden?
- Es reicht mir. (JT, 1095)

Nicht wegen ihres individuellen Engagements tadelt Gesine die Studenten, sie wäre immerhin bereit, für die Verhafteten unter ihnen Geld für die Kaution zu stiften, sondern wegen ihrer vorgefertigten und unkritischen Haltung. Einen Massenaktivismus, der eine individuelle Apathie voraussetzt und der dementsprechend politisch manipulierbar ist, kann sie nicht akzeptieren. Die tägliche Zeitungslektüre lässt sich verstehen als ihre persönliche Art des Engagements, dessen Ethik sich nicht bloß in der Wahrnehmung von Ereignissen erschöpft, sondern im kritischen Hinterfragen der Meldungen und in ihrer selektierten Wiedergabe seinen Ausdruck findet.<sup>217</sup>

Kreisen die außenpolitischen Nachrichten vorwiegend um das Thema Vietnam-Krieg, so behandeln die im Roman aufgenommenen Meldungen aus Innenpolitik und Stadtleben fast ausschließlich das Themenfeld Gewalt in all ihren Formen: Morde, Diebstähle, Banküberfälle, Vergewaltigungen, Akte von Rassismus, polizeiliche Willkür und Mafia. Das Pulsierende, Einzigartige an der Stadt findet keine Erwähnung und im Hinblick auf das Leben in der amerikanischen Metropole bekommt man „einen recht beschränkten Katalog von Nachrichten“<sup>218</sup>, die kein positives Bild von New York zeichnen. Folgt man Uwe Johnsons Äußerung - „die *New York Times* ist kein Erzählmedium, sondern ein Aspekt des subjektiven Zu-

---

<sup>217</sup> In der Johnson-Forschung ist darauf aufmerksam gemacht worden, dass Gesines Verhältnis zur *New York Times* eine Entwicklung erlebt: Von einer wohlwollenden zu einer zunehmend „spöttisch-abwertenden“ Haltung. Siehe Sabine Fischer-Kania: *Geschichte entworfen durch Erzählen. Uwe Johnsons Jahrestage*, Münster 1996; vgl. Sigrun Storz-Sahl: *Erinnerung und Erfahrung. Geschichtsphilosophie und ästhetische Erfahrungen in Uwe Johnsons Jahrestagen*, Frankfurt am Main 1988, S. 162-192.

<sup>218</sup> Sigrid Bauschinger: „Mythos Manhattan. Die Faszination einer Stadt“ in Sigrid Bauschinger, Horst Denkler und Wilfried Malsch (Hg.): *Amerika in der deutschen Literatur. Neue Welt - Nordamerika - USA*, Stuttgart 1975, S. 382-397, Zitat S. 390.

standes“<sup>219</sup> –, scheinen die ausgewählten Artikel als bestätigende Instanz für alle Vorurteile und Gemeinplätze über die Großstadt zu stehen. Mit der Übernahme dieser Art von Nachrichten wird nicht nur die starke Entfremdung Gesines und ihre kritische Stellungnahme zu den Problemen des Rassismus und der Kriminalität unterstrichen, sondern auch eine Medienkritik, Kritik an der Vermittlung von öffentlichen Nachrichten laut.<sup>220</sup> Noch im ersten Band wird die Auswahl der gedruckten Nachrichten als positives Merkmal der *New York Times* notiert – „Von den täglichen zwei Morden in der Stadt erwähnt sie nur die lehrreichen“ (JT, 39) – und bestimmte Auslassungen durchaus gelobt – „So ist es recht. So erwarten wir es. Im ersten Blatt spricht unsere gute alte New York Times mit keinem Wort von dem Loch, das gestern ins Schaufenster der Bank der Franklingesellschaft geschossen wurde“ (JT, 125). Immer mehr lässt sich allerdings eine Irritation über die gedruckten und weggelassenen Nachrichten verspüren, die im Tageseintrag vom 6. Juli kulminiert. Einer ausführlich paraphrasierten Nachricht über den Vietnam-Krieg folgt hier die ironische Wiedergabe einer durchaus uninteressanten Meldung über das Verbot des Fotografierens im New Yorker U-Bahn-Netz. Eingeführt durch eine ironische Frage – „Und wessen Bekanntschaft möchte die Tante Times uns heute noch vermitteln?“ (JT, 1506) –, wird in den folgenden Zeilen über die Erfahrung einer 22jährigen Lehrerin berichtet, die das Verbot missachtet hat und dafür bestraft wurde. Doch das Interessante am Tageseintrag ist weniger der ironische Ton der paraphrasierten Meldung, sondern die Hervorhebung einer nicht abgedruckten Neuigkeit: Die Renovierung der Gehsteige am Broadway. Offensichtlich scheinen Gesine die Veränderung in der Stadt wichtiger als die individuelle Erfahrung einer Lehrerin zu sein.

Sollte das vorkommen? Dem Blick der *New York Times* entgeht etwas, eine stilistische Änderung im Meublement des Broadways Ecke Achtundneunzigste, eine ästhetische Korrektur, ein soziographischer Vorgang? Leider müssen wir es vorsorglich erwägen. (JT, 1507)

---

<sup>219</sup> In Manfred Durzak: *Gespräche über den Roman*, a.a.O., S. 445.

<sup>220</sup> Siehe Anita Krätzer: *Studien zum Amerikabild in der Neueren Deutschen Literatur. Max Frisch – Uwe Johnson – Hans Magnus Enzensberger und das Kursbuch*, Bern 1982, S. 141 ff. Vgl. Ulrich Fries: *Uwe Johnsons Jahrestage*, a.a.O., S. 110–115.

Durch das Unterstreichen des Fehlens einer Nachricht wird auf die singuläre und durchaus nicht objektive Intention der Zeitung hingewiesen und zugleich auf eine veränderte Attitüde Gesines gegenüber dem Medium. Sicherlich wird Gesines Zeitungslektüre nie naiv und unkritisch dargestellt, doch anfangs scheint die *New York Times* eine höhere Glaubwürdigkeit zu genießen als am Ende. Dieser Sinneswandel lässt sich, entgegen Isabel Plochers Ansicht, als Beweis für ihre Emanzipierung von der Zeitung und als Hinweis für Gesines progressives Abschiednehmen von New York auslegen.<sup>221</sup> Nicht umsonst nimmt die Kritik an der Zeitung mit dem gesteigerten Interesse Gesines an den Ereignissen in der Tschechoslowakischen Republik zu. Je wichtiger die Berichte über die Entwicklung in Prag und je konkreter Gesines Pläne werden, dorthin zu fliegen, desto mehr drängen diese Meldungen andere Berichte über das Weltgeschehen an den Rand. Die Zeitungsmeldungen über die Vorgänge in Prag durchziehen den gesamten Roman<sup>222</sup>, doch besonders relevant in diesem Zusammenhang ist das Misstrauen, dass Gesine den Nachrichten der *New York Times* über Prag entgegenbringt. Hier – bei einem Thema, das sie persönlich tangiert, auf das sie ihre Zukunft bauen will – finden sich die Grenzen ihres Vertrauens in die Zeitung. Statt die sekundäre Quelle *New York Times* zu verwenden, besorgt sie sich bei der italienischen Delegation bei den Vereinten Nationen die tschechische Originalausgabe<sup>223</sup> und übersetzt für sich selbst das „Manifest der Zweitausend Worte“ (JT, 1437–1446). Ungekürzt, sinngemäß und in Anführungszeichen wiedergegeben, zeugt das Manifest von Gesines intensiver Auseinandersetzung mit dem Prager Frühling, eine Beschäftigung, die

---

<sup>221</sup> Vgl. Isabel Plocher: „Wenigsten mit Kenntnis zu leben“, a.a.O., S. 114 f.

<sup>222</sup> Die Ereignisse des Prager Frühlings spielen in über 110 Kapiteln eine mehr oder weniger entscheidende Rolle. Siehe Sabine Fischer: „Der Prager Frühling als Entwurf: Politische Diskurse in Uwe Johnsons *Jahrestage*, in: *Internationales Uwe Johnson Forum* 3 (1993), hrsg. von Bern Neumann und Nicolai Riedel, S. 53–104.

<sup>223</sup> Die Passage, die die Begegnung Gesines mit Frau Sabatino aus der italienischen Delegation betrifft, wäre für sich eine Untersuchung wert, da hier exemplarisch zu beweisen wäre, wie Johnson mit Vorurteilen arbeitet: „Signora, legen Sie doch ihren Mantel ab! Sie sind naß im Haar! Sie sind die Dame, die die Briefe schickt für Signor Karresh! Nicht wahr, nun werde ich Sie melden bei seiner Excellenz Dr. Pompa, er ist schwer beschäftigt, er hat gar nichts zu tun. Zwei Minuten und ich komme stören mit Kaffee? Facciamo cosi, Signora?“ (JT, 1446). Zu unserem Trost... Italienisch konnte Uwe Johnson nicht so gut: „Ma abbiamo quattro edizioni del questo manifesto!“.

schon früh einsetzt und für die Gesine sogar bereit wäre, ihre passive Haltung zugunsten einer aktiven Mitwirkung aufzugeben: „Es könnte dennoch ein Anfang sein. Für den würde ich arbeiten, aus freien Stücken.“ (JT, 690).<sup>224</sup> Es ließe sich damit unterstellen, dass Gesine in die innen- und außenpolitischen Themen weniger persönlich involviert ist als in das Phänomen „Prager Frühling“. Das System der Bezüge, wie es bei den anderen beiden Nachrichtenthemen verfolgt wird, ist hier nicht völlig durchbrochen. Auch hier existieren Brücken aus der Vergangenheit. Diesmal jedoch nicht in die Gegenwart, sondern in eine mögliche Zukunft weisend: Setzt Gesine ihre Pläne für ein Leben in Prag um, wird Marie eine ähnliche Entwurzelung erfahren, wie Gesine sie bei ihrer Umsiedlung in die USA erfahren hat. Während die innen- und außenpolitischen Nachrichten Brücken zur Vergangenheit schlagen, bieten die Nachrichten über Prag Anknüpfungspunkte an Gesines Zukunftsutopien.<sup>225</sup> In der durch die *New York Times* vermittelte Darstellung der Gegenwart geht es allerdings, genauso wie in der Vergangenheitserzählung, um das Angebot einer Realität.

---

<sup>224</sup> In der Forschung wird die Behandlung des Prager Frühlings im Roman durchaus unterschiedlich bewertet. Für Ingeborg Gerlach stellt der Prager Sozialismus die Hoffnung dar, die Gesine zu einer neuen Identität führen wird. Ingeborg Gerlach: *Auf der Suche nach der verlorenen Identität. Studien zu Uwe Johnsons Jahrestage*, Königstein 1980, S. 3. Peter Pokay sieht in Prag die Projektionsfläche einer neuen Heimat und macht den Prager Frühling zum Fluchtpunkt seiner Interpretation des Romans. Peter Pokay: *Vergangenheit und Gegenwart*, a.a.O., S. 209. Greg Bond sieht die Darstellung des Prager Frühlings mit der Erzählung der Vergangenheit thematisch eng verknüpft. Greg Bond: *German History and German Identity: Uwe Johnson's Jahrestage*, Amsterdam/Atlanta 1993, S. 58 ff. Ulrich Fries distanziert sich von solchen emphatischen Deutungen. Für ihn ist das „Prager Experiment eine in den marxistischen Denktraditionen nachvollziehbare [...] Perspektive.“ Ulrich Fries: *Uwe Johnsons Jahrestage*, a.a.O., 172. Holger Helbig unterstreicht, dass der ganze Roman letztlich auf „die Zerstörung einer Utopie“ hinausläuft. Holger Helbig: „Last and Final. Über das Ende der *Jahrestage*, in: *Johnson-Jahrbuch 3* (1996), hrsg. von Ulrich Fries und Holger Helbig, S. 96-112. Für Ulrich Krellner ist die fiktionale Geschichte „aus konzeptionellen Überlegungen [...] mit der historischen parallelisiert und am Ende in Prag mit ihr zusammengeführt.“ Ulrich Krellner: „*Was ich im Gedächtnis ertrage*“, a.a.O., S. 349.

<sup>225</sup> Siehe Sigrun Storz-Sahl: *Erinnerung und Erfahrung*, a.a.O., S. 281-290, vgl. Ulrich Krellner: „*Was ich im Gedächtnis ertrage*“, a.a.O., 343-374.

### 3.5.4 „Aus dem Büro ist schlecht erzählen“: Der Alltag in New York

Wie einführend erläutert, beinhalten Uwe Johnsons JAHRESTAGE Einträge zu allen Tagen eines Jahres. Aber lässt sich durch diese Aneinanderreihung der Ereignisse eines jeden Tages auch der Alltag der Protagonisten umreißen, wo doch gerade das Besondere, das sich vom Alltag Abhebende, das Erzählenswerte ausmacht? Alltag impliziert ein Bild von sich wiederholenden, immer gleich bleibenden Mustern, die mit der Aufeinanderfolge menschlicher Bedürfnisse einerseits und mit der Realität der Arbeitswelt andererseits verbunden sind. Man ist geneigt, die Elemente des alltäglichen Lebens, ihre Wiederholbarkeit und Eintönigkeit für nicht literarisch würdig zu halten. Niemand, so das Allgemeinempfinden, interessiert sich für die minutiöse Darstellung des Tagesablaufs einer beliebigen Person und jemand, der versuchen wollte, den eigenen Tagesablauf detailgetreu zu schildern, würde rasch als Pedant und Langweiler abgestempelt werden. Dennoch, gerade der Alltag hält das Substrat des Erzählenswerten bereit, den Normalzustand, „von dem sich das (erzählenswerte, erzählbare) Außergewöhnliche abhebt.“<sup>226</sup> Ohne den gemeinsamen Nenner Alltag, ohne das kollektive Einverständnis über den „normalen“ Ablauf eines Tages, eines Lebens wäre eine Identifizierung mit den Figuren der Erzählung undenkbar und das Außergewöhnliche einer Geschichte nicht als solche zu erfassen.

Gemessen am Tagesablauf des Einzelnen beherrscht die Lohnarbeit bzw. Erwerbstätigkeit zweifelsohne unseren Alltag. Mehr noch: An ihr konstituiert, misst, bestätigt oder aber verwirft sich das Selbstbild. Sie fungiert als Identifikationselement oder Entfremdungsinstanz, als Projektionsfläche individueller Entfaltung oder persönlichen Rückstandes, sie nimmt die Privatsphäre auf oder steht ihr diametral entgegen, kurzum: sie dominiert das Leben jedes Einzelnen. Selbst Uwe Johnson hat – wie bereits angedeutet – der Arbeit einen hohen Stellenwert beigegeben, denn „die meisten von uns [müssen] die lebendigsten Stunden ihrer Tage an die Arbeit wenden.“<sup>227</sup> Die Arbeit wird zum Mittelpunkt des Daseins und zur täglichen Determinante erklärt, und Johnson macht sich die Untersuchung dieses Phänomens zur Aufgabe: „Die Arbeit einer Person ist ein Teil von ihr. Uns muss

---

<sup>226</sup> Karl Markus Michel: *Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten*, in: *Kursbuch 41* (1975), S. 1–40, hier S. 4.

<sup>227</sup> Uwe Johnson: *Wenn sie mich fragen...*, in Eberhard Fahlke (Hg.): *»Ich überlege mir die Geschichte...«*, a.a.O., S. 59.

vorgeführt werden, was die Arbeit einem antut, was Einer dafür bekommt, und was andere dafür kriegen.“<sup>228</sup> Doch in einem für Marie bestimmten Tonband sagt Gesine „Aus der Arbeit ist schlecht erzählen“ (JT, 420), und es lässt sich nicht bestreiten, dass keine Erzählungen von ihr aus dem Büro oder über das Büro zu finden sind. Dies bedeutet jedoch nicht, dass der Arbeitsalltag der Angestellten Cresspahl nicht dargestellt wird. Nicht nur werden das Gebäude und die Struktur der Bank (JT, 34), in der Gesine arbeitet, ihr Arbeitsplatz (JT, 61; 476) und ihr Tagesablauf punktuell beschrieben (JT, 83), es tauchen vereinzelt auch ihre Tätigkeit beschreibende Passagen auf. Dabei fällt unweigerlich auf, dass Gesines Arbeit stets aus der Perspektive des „beobachtenden Beschreibers“, des Genossen Schriftstellers, vermittelt wird, gleichgültig ob es um die Übersetzung eines Briefes (JT, 78), um die Wiedergabe von Gesprächen aus dem Büro (JT, 162), um Gesines Beförderung (JT, 713) oder um eine Aktionärsversammlung (JT, 1156 ff.) geht. Gerade dank der Beschreibungen erlangen die Passagen über die Arbeit eine Authentizität, die exemplarisch für den Alltag von Angestellten stehen können.<sup>229</sup>

Die Nachvollziehbarkeit von Gesine alltäglichem Leben wird ebenso durch die Wiedergabe verschiedener Aufstellungen erreicht, wobei die Schwerpunkte auf der ökonomischen Situation der Cresspahls und auf der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt liegen. Zumeist werden Aufwendungen der Familie durch die knappe Wiedergabe von Kennzahlen über die Steigerung der Preise wiedergegeben – „Die Preise sind so gestiegen, im Juli mußten wir 4,6 Prozent mehr für Obst und Gemüse bezahlen als im Juni [...].“ (JT, 26) –, der Roman enthält aber auch lange Einkaufs- und Preislisten oder umfangreiche numerische Vergleiche über die Entwicklung der Lebenshaltungskosten (JT, 1239). So präsentiert zum Beispiel der Tageseintrag vom 29. Dezember eine Auflistung von Waren mit Mengenangaben und Preisen, die den gesamten Eintrag ausmachen und ihn sowohl optisch als

---

<sup>228</sup> Ebd.

<sup>229</sup> In seiner Analyse über *Das dritte Buch über Achim* hat Holger Helbig bewiesen, wie Uwe Johnson die Möglichkeit des Beschreibens für das Garantieren der Authentizität erkannt hat und produktiv einzusetzen wusste. Interessant ist Helbigs Interpretation von Johnsons Roman als Antwort auf das 1936 veröffentlichte Essay Lukács' *Erzählen oder Beschreiben?*, in dem der ungarische Literaturwissenschaftler „die beschreibende Methode“ als „unmenschlich“ stigmatisiert. Siehe Holger Helbig: *Beschreibung einer Beschreibung*, a.a.O., S. 109–123.

auch erzähltechnisch von den anderen Tageseinträgen unterscheidet.

*Bei Maxie's Gemüsegeschäft war heute zu bezahlen:*

Kartoffeln	5 lb.	\$ 0.39
Bohnen	1 lb.	0.35
Gurken	2 St.	0.25
Chicoree	1 lb.	0.69

[...]

*Bei Sloan oder Daitch, Feinkost:*

Kaffee	1 lb.	0.81
Apfelsaft	1 qt.	0.41
Butter	8 oz.	0.46

[...]

*Bei Schustek, Schlachtere:*

Rindfleisch,

Schmorbraten	3 lb.	4.95
1 Huhn	40 oz.	1.55

[...] (JT, 528-529)

Die Einkaufsliste gibt Aufschluss über die alltägliche Situation der Versorgung und setzt eine „deskriptive Pause“, die die Erzählung einstellt und jegliche Handlung zurückdrängt.<sup>230</sup> Der vertraute Rahmen des Alltags ermöglicht den Verzicht auf eine erzählerische Ausgestaltung der Situation, die nicht mehr *erzählt*, sondern bloß *gezeigt* wird. Kristin Jahn hat zu Recht darauf aufmerksam gemacht, dass sich hier die „extremste Form des Rückzugs auf das Objektive“ äußert, die zugleich den „fulminantesten Authentizitätsanspruch“ darstellt.<sup>231</sup> Das metonymische Verfahren, die Einordnung der „Ereignisse in vertraute Rahmen und moti-

---

<sup>230</sup> Siehe Kristin Jahn: „Vertell, vertell. Du lüchst so schön.“, a.a.O., S. 257 f.

<sup>231</sup> Ebd.

vierte Zusammenhänge“<sup>232</sup> erzeugen einen realistischen Effekt, der jegliche Distanz zwischen Fiktion und Realität verwischt. Erst dadurch bekommt man „eine Version, einen Zustand der Wirklichkeit“<sup>233</sup>, deren Wahrheit „der Kontrolle des Lesers“ unterliegt.<sup>234</sup>

Anders verhält es sich, wenn es um Berichte über Ausflüge mit D.E., Erlebnisse mit Bekannten und Episoden aus Maries Schulalltag geht, die in gewisser Weise zum Alltag der Figuren gehören, wiederum aber ihren Alltag sprengen. Es überrascht dann auch nicht, dass in diesen Fällen die unterschiedlichen Episoden erzählerisch vorgeführt werden und dass sie meist dazu dienen, eine Brücke zwischen der deutschen Vergangenheit und der aktuell durchlebten Situation zu schlagen.

### 3.5.5 „Die guten Leute sollen das Maul halten“: Johnsons Urteil

Die Darstellung der Wahrheit in all ihren Facetten und deren Unmöglichkeit kann wohl zu Recht als Hauptanliegen der JAHRESTAGE angesehen werden. Das stete Bemühen um Objektivität zeigt sich besonders klar in dem durchgehenden Hinterfragen jeder Information, dem Relativieren jeder Einschätzung durch Perspektivenwechsel und dem Einander-Gegenüberstellen von Situationen in verschiedenen Zeiträumen. So entstehen gleichnishafte Zusammenhänge zwischen Aktuellem und Geschichtlichem. Deutlich wird dabei vor allem eines: Es gibt keine feste, einfache und durchschaubare Wahrheit, sondern immer ein Konglomerat einander sich teilweise widersprechender Teilwahrheiten, gebrochene Geschichten statt einer linearen Geschichte. Hinterfragt werden so nicht nur die Erinnerungen, Wissenslücken und erdachten Geschichten Gesines und die Berichte aus der *New York Times*, sondern im Grunde genommen sämtliche Aussagen, Handlungen von Personen und Einschätzungen. Zurück bleibt der Eindruck, auch Johnson erwehre sich einer abschließenden Einschätzung, eines Urteils über die von ihm dargestellte Geschichte. Scheinbar sich selbst gegenüber nur zur Aufdeckung verpflichtet, legt er sein Material offen, zeigt immer wieder dessen Grenzen auf und demonstriert so die

---

<sup>232</sup> Moritz Baßler: „Ich bin wie ihr“, in: *Literaturen* 04 (2008), S. 54–59. Zitat S. 56.

<sup>233</sup> Uwe Johnson: *Wenn Sie mich fragen...*, in Eberhard Fahlke (Hg.): »Ich überlege mir die Geschichte...«, a.a.O., S. 62.

<sup>234</sup> Ebd. S. 59.

Aussichtslosigkeit einer Suche nach einer einfachen Wahrheit. Immer sind moralische Einschätzungen vom Kontext ihrer Entstehung abhängig. Eine Einteilung in Gut und Böse wird folgerichtig ad absurdum geführt. Johnson vermeidet es, sich selbst zum Richter über richtig und falsch aufzuspielen. Seine ethische Verantwortung als Autor gibt er an seine Leser weiter. Ausgerüstet mit allem, was diese zum Urteilen benötigen, entlässt er sie in die Auseinandersetzung mit ihrem eigenen Gewissen – was in der Konsequenz wiederum individuelle Wahrheiten hervorbringen wird. Was Johnson sich hier selbst versagt, gesteht er auch anderen nicht zu: Niemand soll richten – zumindest nicht, wenn er nicht frei von Schuld ist. Überdeutlich ist dies am Umgang mit zwei Autoren zu erkennen – Sartre und Enzensberger, die sich selbst zur moralischen Instanz erheben und öffentlich über die Außenpolitik der USA richten.

Im ersten Teil des Tageseintrags vom 2. Dezember wird über das Tribunal für Kriegsverbrechen in Roskilde bei Kopenhagen berichtet, das die USA „des Völkermords, des Einsatzes verbotener Waffen, der Mißhandlung und Tötung von Gefangenen, Gewaltanwendung gegen Gefangene, Verbringung von Gefangenen unter Zwang, weiterhin der Aggression auch gegen Laos und Kambodscha“ für schuldig erklärt hat (JT, 397). Ein Mitglied des Gerichtshofes ist Jean-Paul Sartre, der eine Einladung in die USA mit der Begründung abgelehnt hat, dass jeder Ausländer, der in die USA reist oder lebt, zum Mitschuldigen werde. Der Nachricht aus der *New York Times* schließt sich eine Geschichte aus dem Jahr 1933 an. Im selben Jahr nutzt Sartre eine Tarifvergünstigung der italienischen Staatsbahn, die Besuchern der „Faschistischen Ausstellung“ gewährt wurde. Mit dem auf diese Weise erworbenen Fahrschein unternimmt er eine Italien-Rundreise und besucht – entsprechend den Bedingungen des Fahrscheins – auch die Ausstellung. Danach begibt er sich nach Berlin, um ein Jahr am Institut Français zu arbeiten (JT, 397 f.). Sartres Argumentation, sein Urteil über die in den USA lebenden Ausländer fällt durch die Vorführung seines widersprüchlichen Lebenslaufs in Scherben.

Ähnlich konstruiert ist auch der Tageseintrag vom 29. Februar (JT, 794–804). Berichtet wird über die Ankündigung Hans Magnus Enzensbergers, sein seit drei Monaten währendes Stipendium an der Universität Wesleyan aufgeben zu wollen. Auch Enzensberger führt als Grund für seinen Fortgang die aggressive Außenpolitik der USA (JT, 737) und den Vietnamkrieg an. Was bereits unter dem Tageseintrag vom 17. Februar durch eine Meldung aus der *New York Times* bekannt ist, wird knapp 60

Seiten später wieder aufgegriffen. Anlass dafür ist die Veröffentlichung von Enzensbergers Offenem Brief *On leaving America* (JT, 794) in der *New York Review of Books*<sup>235</sup>, in dem er mit der Außenpolitik der USA und seinem eigenen Verhalten abzurechnen versucht. Detailliert und oft ironisch werden die einzelnen Argumente des Briefes hinterfragt und so das Ansinnen der öffentlich von Enzensberger versuchten Reinwaschung und die Anschuldigungen gegenüber seinen Gastgebern als scheinheilig entlarvt. Zuweilen wirkt die Auseinandersetzung kleinlich und fast schon böswillig. Enzensberger wird attackiert, weil er die Regierungen anderer Länder kritisiert, die Beziehungen zur USA pflegen. Demgegenüber unternimmt er jedoch nichts, als in Westdeutschland eine Illustrierte, die die Frage aufgeworfen hat, warum der amtierende deutsche „Staatspräsident“ Baupläne für ein Konzentrationslager unterschrieben habe, unter einem fadenscheinigen Vorwand zensiert wird (JT, 794). Besonders konzentriert sich die Argumentation auf Enzensbergers Vergleiche zwischen Nazi-Deutschland und den USA und ruft das Bild eines naiven Gutmenschen hervor, der das Gefühl für Maß und Zusammenhänge verloren hat (JT, 800). Im Anliegen sicherlich korrekt, wirkt der Text in seiner Schärfe und im Vergleich zu den anderen Tageseinträgen ungewöhnlich deplatziert. Explizit wird das Kommentieren und Paraphrasieren des Briefes Gesine zugeschrieben – „Erklären Sie uns das. Es sind doch Ihre Landsleute, Mrs. Cresspahl. Versuchen Sie, uns dies zu erklären“ (JT, 794) –, aber es erscheint kaum nachvollziehbar, warum Gesine diese beiden Autoren derart heftig attackieren sollte. Vielmehr kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, hier sei es der Genosse Schriftsteller oder noch deutlicher: Uwe Johnson, der seinen Status als Ermittler verliert und sich statt dessen zum Richter über die moralischen Entscheidungen anderer macht. An diesem Punkt deckt er zwar mittels zweier Wahrheiten die Scheinheiligkeit der Selbstinszenierung beider Schriftsteller auf, erschafft damit jedoch den Eindruck eines endgültigen Urteils über sie. Zumindest Sartre könnte man – eingedenk des Abstands von 35 Jahren – unterstellen, dass er nach der Erfahrung des Zweiten Weltkriegs jetzt anders agieren würde. Die Grenze der Wahrheitsfindung durch die Darstellung verschiedener Perspektiven zeigt sich hier – wohl erst auf den zweiten Blick – in der Auswahl der Ereignisse.

---

<sup>235</sup> Dass die Meldung einem anderen Medium als der *New York Times* entnommen wurde, lässt nur erahnen, wie bedeutend das Thema für Uwe Johnson war.

### 3.5.6 „Summiere doch das eine, wenn du das andere willst“ Die Zensur des Genossen Schriftstellers

Dass jedem literarischen Text ein Verfahren zu Grunde liegt, anhand dessen das zunächst gesammelte Material ausgewählt und geordnet wird – „Aber ich kann nicht von allen berichten, die Namen nicht nennen / Aller der Frauen und Töchter von Helden, die dort ich gesehen. / Denn die ambrosische Nacht verginge.“ –, um dann den literarischen Text zu generieren, ist eine selbstverständliche wie unkontrollierbare Banalität. Dass Uwe Johnson dieses Verfahren kontinuierlich in die JAHRESTAGE reflektierend und kritisierend einbezieht, ja dass er dadurch den perspektivischen, relativistischen Charakter von Wahrheiten entlarvt, ließ sich anhand vieler Textpassagen belegen. Nun finden wir unter dem Tageseintrag vom 26. Juni eine Kritik an dem Auswahlverfahren, die sich allerdings nicht wie üblich auf externe Materialien – wie zum Beispiel auf die *New York Times* – oder auf die Unzulässigkeit von Erinnerung und Gedächtnis bezieht, sondern auf direktem Wege die Auswahl der Themen thematisiert, die den Roman konstituieren (JT, 1426–1428). An diesem Tag berichtet der Genosse Schriftsteller, dass Gesine Marie von einer Geburtstagsparty abholt und dass sie anfängt zu lachen, sobald sie in den Fahrstuhl gestiegen ist. Gesine unterbricht die Erzählung über die Tagesereignisse allerdings abrupt:

*Ich will dir mal was sagen, du Schriftsteller.*

*Gelacht haben Sie, Mrs. Cresspahl, du, Gesine. Hast du.*

*Es mag ja stimmen. Aber nicht nur dies eine Mal.*

*Das mag auch stimmen. Mrs Cressphal.*

*Ein Jahr hab ich Dir gegeben. So unser Vertrag. Nun beschreibe das Jahr.*

*Und was vor dem Jahr war.*

*Keine Ausflüchte!*

*Wie es kam zu dem Jahr! (JT, 1426)*

In der Forschung ist die so genannte „Carpenter-Episode“ oft zitiert und unter unterschiedlichen Gesichtspunkten interpretiert worden. Zu Recht hat man in ihr

den Beleg für den von Johnson oft erwähnten Erzählpakt zwischen dem Genossen Schriftsteller und der Protagonistin und die textimmanente Rechtfertigung für die Rekonstruktion der Vergangenheit gesehen. Nur Ulrich Fries hat – wie es scheint – die Episode als Beweis für das dem Roman zugrunde liegenden Auswahlprinzips gedeutet.<sup>236</sup> Gesine beklagt sich bei dem Genossen Schriftsteller über die Beschreibung ihres Lachens und zugleich darüber, dass im Roman nur wenige Momente der Freude dargestellt seien und dass Ginny Carpenter nur selten einen Platz in der Erzählung findet, obwohl sie zum täglichen Leben der Protagonistin gehöre.

*In diesem verabredeten Jahr, seit dem 20. August 1967, war ich mit Ginny Carpenter zusammen: Auf Jones Beach, zweimal. In der Philharmonie, dreimal. Haben wir und zum Essen in der Stadt getroffen: einmal. Hat sie mir ihren Wagen geliehen: nein, das zer- schlug sich.*

*Da war es doch billiger, ein Auto zu mieten, als ihr was schuldig zu sein.*

*(Das ist nicht raus.) Sie gehört zu meinem täglichen Leben. [...] (JT, 1427)*

Gesines Thematisierung des Fehlens von Momenten aus ihrer Freizeit, aus ihrem täglichen Leben, die am Beispiel von Ginny Carpenter hätten dargestellt werden können, verbindet sich schnell mit einer Bemänglung der Art, wie der Genosse Schriftsteller die Ereignisse beschreibt. Gesines inhaltliche Kritik geht in eine Diskussion über den formalen Aspekt der Erzählung über:

*Es ist wie mit der Sache vom vorigen Donnerstag. Wenn du einmal was zeigen willst vom Einkaufen, muß da gleich ein betrunken- er Neger über mich in den Laden fallen und Sexualphantasien austoben. Zweimal in der Woche sehe ich Ginny Carpenter, du führst sie vor ein einziges Mal in zehn Monaten: in einem auffälligen Moment.*

*In einem wichtigen.*

---

<sup>236</sup> Ulrich Fries: *Uwe Johnsons Jahrestage*, a.a.O., S. 70 f.

*Jedes Mal lach ich, wenn ich sie seh. Marie muß bloß von ihr erzählen. [...] Fast jedes Mal ist dabei Spaß, daß es solche gibt. Freude geradezu.*

*Daß Amerika auch so sein kann.*

*Ja. Dann schreib es auf. (JT 1427)*

Es ist unbestreitbar, dass der Roman ein ziemlich einseitiges Bild von Gesines Leben in New York bietet und man kann ihr Verlangen nach einer adäquateren Wiedergabe durchaus verstehen. Doch der Genosse Schriftsteller hält offensichtlich nicht allzu viel davon, Gesines Leben in seiner Gesamtheit darzustellen. Er ist an einer Auswahl jener Episoden interessiert, die beispielhaft für ihre Stimmung, eine aktuelle Situation oder ein künftiges Projekt stehen können. Gesetzt den Fall, eine Gesamtheit der Darstellung wäre möglich, hätte sie als Resultat eine Relativierung des Besonderen:

*Soll es doch ein Tagebuch werden?*

*Nein. Nie. Ich halt mich an den Vertrag. Nur, schreib sie öfter hin.*

*Dann könnte verloren gehen, was heute wichtig war an dem Lachen.*

*Jetzt fängst du wieder an mit Quantität und Qualität! Summiere doch das eine, wenn du das andere willst!*

*Mit Akkumulation komme ich bei Mrs. Carpenter bloß zu Mrs. Carpenter. Ich wollte zeigen, daß du deine Abreise vorbereitest. Was du zurückläßt, es soll nicht alles unentbehrlich sein. (JT 1427)*

Es ist schwerlich zu übersehen, dass der Genosse Schriftsteller hier einen Anspruch erhebt, der sich in der Präsentation des Lebens von Gesine nicht erschöpft. Es soll nicht alles unentbehrlich sein, das heißt, dass nicht alles Geschehene verdient, der Nachwelt überliefert zu werden, sondern nur das, was dazu beiträgt, die Welt im Individuum zu zeichnen. Der vom Genossen Schriftsteller erhobene Anspruch auf die (narrative) Deutungshoheit ist als Hinweis des Autors für den Leser auszulegen: Vor jeglicher Aussage, sei sie literarisch oder historisch, eine kritische Einstellung bewahren. Indem der Genosse Schriftsteller ausdrücklich signalisiert, dass der Roman seinen Absichten untergeordnet sei, wird auf den Auswahlme-

chanismus hingedeutet, der das literarische Schaffen bestimmt. Dass dieser Mechanismus zur Debatte gestellt wird, offenbart den zweifelhaften Wert tradierter Wahrheiten und zwingt den Leser dazu, solche Wahrheiten ständig zu hinterfragen.

## Ein anderer Anhang: Heute Neunzig Jahr

Am Ende des zweiten Bandes von *JAHRESTAGE* findet sich ein Gespräch zwischen Gesine und ihrem Vater in Form eines Anhanges (JT I–XVIII). Hier bietet Uwe Johnson eine zusammenfassende Darstellung der Jerichow-Figuren aus der Perspektive Heinrich Cresspahls. Infolge der Veröffentlichungen der Briefwechsel von Uwe Johnson mit Max Frisch und mit Siegfried Unseld ist bekannt, dass der Anhang nicht zum ursprünglichen Romanprojekt gehörte, sondern aus dem Wunsch Unselds entstand, dem Roman ein „Register“ der Figuren beizufügen. Doch der Anhang kann nicht als bloßer Index betrachtet werden: einerseits finden einige Figuren aus den ersten zwei Bänden keine Erwähnung, andererseits werden hier Auskünfte gegeben, die man erst im dritten und vierten Band wiederfindet und in einigen Fällen werden solche Auskünfte nicht wieder aufgegriffen. Bei dem Anhang handelt es sich um keinen Register, sondern um eine alte Geschichte, neu erzählt. In diesem Sinne verstehe ich auch *HEUTE NEUNZIG JAHR*.

### 1 Zur Einführung: eine philologische Frage

Der geplante Roman *HEUTE NEUNZIG JAHR. DIE GESCHICHTE DER FAMILIE CRESSPAHL* ist wegen Uwe Johnsons plötzlichen Todes im Februar 1984, einige Monate nach dem Erscheinen des letzten Bandes von *JAHRESTAGE*, ein Fragment geblieben. Der Suhrkamp Verlag hatte bereits für den Herbst 1984 das Erscheinen von Johnson neuem Werk angekündigt, und der Autor selbst in einem Radiointerview versichert, dass er den Roman bereits „zur Hälfte geschrieben“ habe.<sup>237</sup> Aus dem Material, das dem Fragment zugrunde liegt, hat Uwe Johnson schon 1975 und 1976 für einige Radiolesungen Ausschnitte herausgetrennt und mit dem Titel *VERSUCH, EINEN VATER ZU FINDEN* präsentiert.<sup>238</sup> Als der Autor in Sherneess-on-Sea tot aufgefunden wurde, fanden sich zwei titellosen Typoskripte, eines mit der Jahreszahl 1975 versehen (T1), eines undatiert (T2)<sup>239</sup>, sowie eine Sammlung von Noti-

---

<sup>237</sup> Aus dem Interview mit Hans Daiber. Veröffentlicht in Michael Bengel (Hg.): *Johnsons Jahrestage*, Frankfurt am Main 1985, S. 129–132; Zitat S. 132.

<sup>238</sup> Uwe Johnson: *Versuch, einen Vater zu finden*. Marthas Ferien, Text und Tonkassette, hrsg. von Norbert Mecklenbug, Frankfurt am Main 1988.

<sup>239</sup> Hoch wahrscheinlich ist T2 eine Abschrift von T1.

zen und Materialien. Der 1996 von Norbert Mecklenburg mit dem Titel HEUTE NEUNZIG JAHR herausgegebene Text basiert aus dem undatierten Typoskript, wobei der Schluss dem datierten Typoskript entnommen wurde.<sup>240</sup>

Gemäß der Ankündigung sollte der neue Roman „eine Familiengeschichte von 1888 bis zu jenem Winter, 1978, in dem im Norden Deutschlands noch einmal Panzer, Hubschrauber und Düsenjäger benutzt wurden zum Wohlbefinden von Menschen [...]“ erzählen.<sup>241</sup> Anscheinend sollte sich Gesine Cresspahl als alleinige Ich-Erzählerin auf Spurensuche begeben – „Anfangs ist es eine Spurensuche, die eine Gesine Cresspahl betreibt“ (HNJ, 148) – und zur Zeugin des 19. und 20. Jahrhunderts werden. Darüber hinaus sollte die Erzählung der Familie Cresspahl bis ins Jahr 1978 fortgeführt werden: Neunzig Jahre nach Heinrich Cresspahls Geburt, halb so viele Jahre wie nach Gesines Cresspahls Geburt und einundzwanzig Jahre nach Maries Geburt. Das Projekt sollte also die Zeitspanne der JAHRESTAGE nicht nur im Bezug auf die Vorgeschichte, sondern auch im Hinblick auf die Ereignisse nach dem Prager Frühling erweitern. Hier sollten die *Jahrestage*-Leser/innen endlich erfahren, was aus Gesine und Marie nach dem 20. August 1968 geworden war und „ob es am Ende bleibt bei der Enkelin Marie, »den letzten beiden Augen Cresspahls«“ (HNJ, 148).<sup>242</sup> Tatsächlich aber endet das Fragment HEUTE NEUNZIG

---

<sup>240</sup> Uwe Johnson: *Heute Neunzig Jahr*, aus dem Nachlass herausgegeben von Norbert Mecklenburg, Frankfurt am Main 1996. Im Folgenden zitiert als HNJ. Für die Abweichungen zwischen Typoskript 1 und 2 siehe die editorischen Hinweise von Mecklenburg: HNJ, S. 143-146.

<sup>241</sup> Aus dem Text zur Ankündigung des neuen Romans verfasst von Uwe Johnson, beigelegt einem Brief an den Suhrkamp Verlag und veröffentlicht in der Taschenbuch-Vorschau für 1984. Zitiert nach Norbert Mecklenburg: „Zur gemeinsamen Entstehung von *Heute Neunzig Jahr* und *Jahrestage*. Eine philologische Studie“, HNJ, 147-193, Zitat S. 147 f. Im Dezember 1978 erlebte Norddeutschland die schlimmste Schneekatastrophe seit Menschengedenken. Um Hilfe zu leisten, schickte die Regierung Panzer, weil in den meterhohen Verwehungen die Menschen nur so versorgt werden konnten.

<sup>242</sup> Nach der Fertigstellung von *Jahrestage* war die Neugierde über das Wohlergehen Gesines und Maries nach dem 20. August 1968 sehr groß. In Dezember 1983 deutet Uwe Johnson in einem Interview mit Jürgen Becker, Rolf Michaelis und Heinrich Vormweg an, dass in einem halben Jahr in einem Buch mehr über Gesine und Marie nach 1968 zu erfahren wäre. Siehe Jürgen Becker/Rolf Michaelis/Heinrich Vormweg: „Gespräch mit Uwe Johnson“, in Eberhard Fahlke (Hg.): „*Ich überlege mir die Geschichte...*“, a.a.O., S. 300-312, hier S. 308.

JAHRE mit dem Jahr 1946, ein Jahr nach der Verhaftung Heinrichs durch die sowjetische Besatzungsmacht, und geht also nicht über den dritten Band der JAHRESTAGE hinaus. Aus diesem und anderen Gründen stellt Norbert Mecklenburg die Hypothese auf, dass der nachgelassene Text in seinem Kernbestand nicht als Fortschreibung, sondern als Vorstufe von JAHRESTAGE anzusehen sei.<sup>243</sup> Mecklenburg stützt seine These zunächst auf die vermeintliche Entstehungsgeschichte von HEUTE NEUNZIG JAHR, bzw. auf die Tatsache, dass das Typoskript T1 das Datum von 1975 trägt, dem Jahr, in dem Uwe Johnson in eine Schreibblockade verfiel. Das Arbeiten an T1 und T2 ist für Mecklenburg nichts anderes als eine „Übergangs- und Notlösung“, die dem Autor verhelfen sollte, in der Krise das Projekt JAHRESTAGE nicht gänzlich aufzugeben, wobei mit T1 kein neuer Text im strikten Sinne erstellt wurde, sondern bloß bearbeitet, was bereits existierte, d.h. das Material aus den ersten drei Bänden der JAHRESTAGE. Ausgehend von der Analyse der Parallelstellen zwischen JAHRESTAGE und HEUTE NEUNZIG JAHR vermutet Mecklenburg die Existenz einer nicht mehr vorhandenen Skizze, die als Vorlage für die gedruckte Fassung von JAHRESTAGE, von T1 und T2 und somit für HEUTE NEUNZIG JAHR gedient habe. Somit geht für Mecklenburg der vermeintlich spätere Text HEUTE NEUNZIG JAHR (1975) dem vermeintlich früheren Text JAHRESTAGE (1970–73) voraus. Mecklenburgs Argumentation kann man durchaus zustimmen, wenn man – wie er – JAHRESTAGE als Johnsons literarischen Höhepunkt betrachtet. Natürlich steht die Bewertung von JAHRESTAGE als Meisterwerk hier nicht zur Debatte, wohl aber Mecklenburgs Interpretation des Fragments als Vorstufe des Hauptwerkes und die implizite Beurteilung des nachgelassenen Fragments als einen Torso, der episch, erzähltechnisch und poetisch die Qualität des Hauptwerkes nicht erreicht. Mecklenburg behauptet darüber hinaus, dass der Autor sicherlich das Fragment, so wie es uns vorliegt, zur Veröffentlichung nie freigegeben hätte. Es lässt sich natürlich nur spekulieren, wie Uwe Johnson das Fragment bearbeitet hätte, wobei man durchaus vermuten kann, dass er keinen großen Bearbeitungsbedarf sah, da das neue Buch bald hätte fertig sein sollen, obwohl die Hälfte noch fehlte. Mit Sicherheit lassen sich einige Besonderheiten herausarbeiten, die den Stellenwert von HEUTE NEUNZIG JAHR als eigenständiges Projekt gegenüber JAH-

---

<sup>243</sup> Norbert Mecklenburg: „Zur gemeinsamen Entstehung von Heute Neunzig Jahr und Jahrestage.“, in HNJ, 152.

RESTAGE untermauern können.<sup>244</sup> Bereits die Titel der Romane verdeutlichen ihre Unterschiede: Wird in JAHRESTAGE „aus dem Leben von Gesine Cresspahl“ erzählt und steht damit Gesine im Mittelpunkt der Erzählung, wird durch den Titel des Fragments, wenn nicht explizit so doch andeutungsweise, das Leben von Heinrich Cresspahl zum Erzählanlass deklariert. Erzähltechnisch agiert Gesine im Hauptwerk zwar als Miterzählerin, doch ihre Position wird textimmanent oft genug in Frage gestellt und letztendlich unterstehen Auswahl, Organisation und Präsentation des Erzählten der Deutungshoheit des Genossen Schriftsteller. Entgegen dieser polyphonischen Komposition präsentiert HEUTE NEUNZIG JAHR eine einfachere Struktur: Mit einem annalistischen Erzählverfahren agiert Gesine hier als alleinige Ich-Erzählerin des Lebens des Vaters. Andere Inhalte bedürfen anderer Formen oder, um mit Uwe Johnson zu sprechen: „Die Geschichte sucht, sie macht sich ihre Form selber“<sup>245</sup>. Unbestreitbar ist HEUTE NEUNZIG JAHR Johnsons einzige wirkliche Ich-Erzählung.<sup>246</sup> Bedenkt man, dass Uwe Johnson bereits in JAHRESTAGE verdichtete Erzählformen wie Namen- und Preislisten oder Zahlenwiedergaben für die Erstellung von epischen Horizonten verwendet hat, kann man durchaus die annalistische Struktur von HEUTE NEUNZIG JAHR als eine Art Variante jener verdichteten Erzählform, als eigenständiges Erzählprojekt sehen.

---

<sup>244</sup> Auch Matthias Wilde schreibt dem Textfragment einen eigenen Wert zu und siedelt es zwischen *Jahrestage* Band 1 bis 3 und Band 4. Siehe Matthias Wilde: *Die Moderne beobachtet sich selbst*, a.a.O., S. 157-162.

<sup>245</sup> Uwe Johnson: *Begleitumstände*, a.a.O., S. 140.

<sup>246</sup> Siehe Greg Bond: »Sie hätten eine verdammte gute Zeit miteinander haben können.« Erste Eindrücke zu Uwe Johnsons *Heute Neunzig Jahr*, in *Johnson-Jahrbuch 4* (1997), hrsg. von Ulrich Fries und Holger Helbig, Göttingen 1997, S. 56-71.

## 2 „Die Kette der Jahre...dazwischen ein meist barfüssiges Kind“

Das Romanfragment HEUTE NEUNZIG JAHR umfasst 120 Seiten und erzählt, wie angedeutet, die Geschichte von Heinrich Cresspahl von 1888 bis 1946. In einem Interview aus dem Jahr 1983 erläutert Uwe Johnson sein neues Projekt folgendermaßen: „Das wird eine Familiengeschichte anderer Art, eine Art tabellarischer Lebenslauf der gesamten Familie Cresspahl seit 1888.“<sup>247</sup> Wirft man einen Blickt auf HEUTE NEUNZIG JAHR, so präsentiert das Fragment tatsächlich eine Komposition, die Merkmale einer tabellarischen Aufzählung aufweist. Der Text gliedert sich in undatierten Sequenzen, die voneinander durch eine Leerzeile getrennt und durch die Angabe der Jahre strukturiert sind. Der Beginn des Romans erinnert stark an den Anfang der MUTMASSUNGEN ÜBER JAKOB oder DAS DRITTE BUCH ÜBER ACHIM: In wenigen, metaphorisch verdichteten Sätzen wird man direkt mit dem Anliegen eines Ichs konfrontiert, das sich erst später als Gesine Cresspahl herausstellen wird (HNJ, 18). Der Absatz dient als Einführung des Erzählprojekts und als sein Resümee zugleich.<sup>248</sup>

Auswendig gelernt, die äussere Kruste des Gewesenen, gezwängt in die Kette der Jahre, die zurückrasselt in den Brunnen. Statt der Wahrheit Wünsche an sie, auch Gabe von der Katze Erinnerung, dem Gewesenen hinterher schon durch die Verspätung der Worte, nicht wie es war, bloss was ich davon finden konnte: 1888.  
1938.1968. Damals. (HNJ, 7)

Noch bevor die erzählte Welt umrissen ist, werden kompositorisches Verfahren und Erkenntnisgrad des Erzählten offen gelegt. Allein der Auftakt – „auswendig gelernt“ – weist eine Methode auf, die einen mnemonischen Aufwand, ein Sich-Einprägen von Informationen verlangt. Es handelt sich allerdings nicht um beliebiges Material, sondern um „die äußere Kruste des Gewesenen, gezwängt in die Kette der Jahre“. Dabei wird das Gewesene, die Vergangenheit zum Themenfeld der Erzählung erklärt, doch durch die Verwendung des Adjektivs „äußere“ wird

---

<sup>247</sup> Hand Daiber: Die Cooperation mit Gesine. Interview mit Uwe Johnson, in Michael Bengel (Hg.): *Johnsons Jahrestage*, a.a.O., S. 132.

<sup>248</sup> Siehe Matthias Wilde: *Die Moderne beobachtet sich selbst*, a.a.O., S. 163.

eine Grenze zwischen Oberfläche und Substanz gezogen, zwischen einer kalendari-schen, offensichtlichen und verständlichen Organisierung der Vergangenheit nach Jahren und einer tieferen Bedeutung vergangener Ereignisse. Das Lernen der Geschichte nach Jahren, wie sie in der Schule durch die offizielle Geschichts-schreibung vermittelt wird, ermöglicht zwar ein Wissen über die Vergangenheit zu erlangen, doch vermag sie nicht Vergangenes ans Licht zu bringen. Der ergän-zende Satz – „die zurückrasselt in den Brunnen“ –, der einen intertextuellen Ver-weis auf den Anfang von Thomas Manns *Joseph und seine Brüder* schlägt<sup>249</sup>, ver-stärkt den Eindruck der Unergründlichkeit der Vergangenheit, obwohl oder viel-leicht gerade weil sie als Folge von Jahren und offiziell tradierten Ereignissen aus-wendig gelernt wird. Daher ist keine absolut geltende Wahrheit zu erwarten. Ob-wohl die Möglichkeit, die Wahrheit zu finden, per se nicht ausgeschlossen ist, ver-sperrt doch die zeitliche Distanz, die Schichtung überlieferter Interpretationen, „die Verspätung der Worte“ einen Zugang zur Vergangenheit. „Nicht wie es war“, sondern nur eine mutmassliche Rekonstruktion, die aus unzureichenden Funden – „bloss was ich davon finden konnte“ –, aus Erinnerungen – „Gaben von der Kat-ze Erinnerung“ –, aus Gewusstem und Gewünschtem basiert. Intuitiv lässt sich die Kompositionsanlage verstehen: Die historischen Fakten dienen als Substrat für eine Rekonstruktion der Vergangenheit; diese ermöglichen allerdings keine vollständige Wiedergabe des Gewesenen. Um eine Vollständigkeit zu erreichen, wird auf die ergänzende Funktion der Erinnerung gesetzt, die ihrerseits aber nur Bruchstücke bietet. Darüber hinaus verknüpft sich die Rekonstruktion der Ver-gangenheit auch mit individuellen Wünschen des sprechenden Ichs, das somit den faktischen Geschichtsraum sprengt und die Vergangenheit als fiktionalen Mög-lichkeitsraum erfasst.<sup>250</sup> Doch Erinnerungen und Wunschprojektionen sind nicht als eigenständige, sondern als ergänzende Kategorien der offiziellen Geschichts-schreibung zu verstehen. Zwischen den Daten, zwischen dem Gefundenen eröff-net sich die Möglichkeit des Erfundenen.

---

<sup>249</sup> „Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?“, Thomas Mann: *Joseph und seine Brüder. Die Geschichten Jaakobs* [1933], Frankfurt am Main 1991, S. 11. Siehe Norbert Mecklenburg: Nachwort, in HNJ, 132.

<sup>250</sup> Siehe Matthias Wilde: *Die Moderne beobachtet sich selbst*, a.a.O., S. 165.

Was das sprechende Ich weiß und uns präsentiert, ist zunächst die Kette der Jahre 1888, 1938, 1968. Damit wird die Zeitspanne der Rekonstruktion umrissen und zugleich eine Verbindung zwischen Historischem und Fiktivem hergestellt, auch wenn diese Verbindung sich nicht auf dem ersten Blick erschließen lässt. Das Jahr 1888 ist in die Geschichte als das Dreikaiserjahr eingegangen: innerhalb von nur drei Monaten regierten nacheinander drei Kaiser – Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II. – das Deutsche Kaiser und das Königsreich Preußen. Fiktional ist dies das Jahr von Heinrich Cresspahls Geburt. Das Jahr 1938 weist historisch auf einen der dunkelsten Abschnitte der deutschen Geschichte, die Prognomnacht, und fiktional auf den Selbstmord Lisbeth Cresspahls hin. Mit dem Jahr 1968 wird schließlich an die Geschichte des Prager Frühlings und auf Gesines Reise nach Prag angeknüpft. Durch die Angabe der Jahre wird in verdichteter Form der Makrokosmos der Geschichte konstruiert, obwohl nur drei Daten erwähnt werden. Die nicht angegebenen Jahre, wie zum Beispiel die Novemberrevolution 1918, Hitlers Ernennung zum Reichskanzler 1933, der Kriegsbeginn 1939 und sein Ende 1945, die Gründungen der beiden deutschen Staaten 1949 etc., werden assoziativ durch die Metapher der Kette mitgedacht. Zugleich können Leser der JAHRESTAGE in den drei Zahlen wichtige Zäsuren in Gesines Leben erkennen und somit die Realität der Geschichte mit der Welt der Fiktion verbinden. Die Tatsache, dass sich die Jahreszahlen am Anfang des Fragments auf die Ereignisse in Jahrestage beziehen, verstärkt den Eindruck, dass HEUTE NEUNZIG JAHR ohne das Kenntnis des Hauptwerkes undenkbar wäre. Die Aneinanderreihung dreier Daten weist darüber hinaus auf das wichtigste kompositorische Merkmal des Fragment: Auf seine tabellarische, annalistische Komposition. Das Adverb „damals“, das den einführenden Absatz abschließt, zeigt eine zeitliche Distanz zwischen dem letztgenannten Jahr und dem gegenwärtigen, nicht angegebenen Zeitpunkt an.<sup>251</sup>

Die erste Sequenz nach dem einführenden Abschnitt beginnt mit dem Jahr 1888 und umfasst etwas mehr als drei Seiten.

---

<sup>251</sup> Sowohl Matthias Wilde als auch Norbert Mecklenburg spekulieren darüber, in welchem Jahr Gesine die Geschichte wohl aufgezeichnet haben könnte, und kommen zu unterschiedlichen Ergebnissen. Siehe Norbert Mecklenburg: Zur gemeinsamen Entstehung von *Heute Neunzig Jahr* und *Jahrestage*, in HNJ, 155 f. Vgl. Matthias Wilde: *Die Moderne beobachtet sich selbst*, a.a.O., S. 165.

1888, am 10. Oktober, meldete ein Stellmacher Herr von Bobzin die Geburt eines männlichen Kindes, auf einem Rittergut im Mecklenburgischen, zwischen Fleesensee und Müritz, auf dem Lande, gleich weit von Malchow und Röbel, naem' S' mi nich oevel, wo die germanisierten Slawen hausten, nach Meyers Wissenswertem vom nächsten Jahr. (HNJ, 7)

Schon in diesem ersten Absatz wird neben der Zeit auch der Ort des Geschehens benannt. Die Erzählung setzt als Redebericht einer nicht näher spezifizierten narrativen Instanz ein, die sich im selben Absatz mit einem mecklenburgischen Satz der Entschuldigung zu Wort meldet und folglich die Quelle ihres historischen Wissens angibt. Die zeitliche Entfernung der narrativen Instanz von der erzählten Welt, die bereits durch das erste Verb im Präteritum Ausdruck findet, wird anhand des verfremdeten Zitats und vor allem durch den Verweis auf Meyers Konversationslexikon, das erst im „nächsten Jahr“, d.h. 1889 erschien, abermals unterstrichen. Dem ersten Satz folgt im zweiten ein Hinweis darüber, dass der 10. Oktober von der Herrschaft feierlich begangen wird, weil dieser Tag der Geburtstag Adolf Friedrich Herzogs von Mecklenburg-Schwerin ist. Damit wird auf die konstitutiven Ebenen des Erzählten hingewiesen: Die Individualgeschichte Heinrich Cresspahl, der erst im vierten Satz namentlich benannt ist, die Regionalgeschichte Mecklenburgs und, wenn man das Geburtsjahr mitdenkt, die Geschichte Deutschlands.<sup>252</sup> Im dritten Satz, der aus Fetzen eines plattdeutschen Dialogs zwischen Gutsherrn und Untergebenem besteht, wird über den Namen für den Neugeborenen diskutiert: „Wo sall de Jung denn heiten, näum' S' em Johann, hei kümmt ja doch bi de Pier.“ (HNJ, 7). Dabei wird eine gesellschaftliche Praxis des 19. Jahrhunderts offen gelegt, nach der die herrschende Klassen über die Namen ihrer Untergebenen und damit über ihre Zukunft bestimmen konnte.<sup>253</sup>

---

<sup>252</sup> Siehe Matthias Wilde: *Die Moderne beobachtet sich selbst*, a.a.O., S. 176.

<sup>253</sup> Die Darstellung der archaischen gesellschaftlichen Struktur Mecklenburgs am Ende des 19. Jahrhunderts ist ein der Anliegen des Textes: „Es war ein Land, daraus liefen die Arbeiter fort [...]. Mecklenburger vom Gesinde durften nicht ohne Erlaubnis der Dienstherrschaft aus dem Haus, vom Hof. Überschreiten der gesetzten Zeit war ein Vergehen. Verweise ihrer Herren sollten sie bescheiden und ohne Widerrede hinnehmen. Wer ungeschickt arbeitete, gegen ein Verbot tanzen ging oder ins Wirtshaus, wer sich ungebührlich aufführte, die Arbeit hinschmiss, den Gehorsam

Wo sall de Jung denn heiten, näüm' S' em Johann, hei kümmt ja doch bi de Pier. Auf Johann Heinrich Cresspahl wurde das Kind getauft, in Demut nach dem herrschaftlichen Befehl, in Trotz nach dem Vater. Der Junge wurde mit seinem zweiten Namen gerufen, er sollte nicht zu den Pferden. (HNJ, 7)

Das Kind wurde aber, wie die Erzählinstanz berichtet, auf Johann Heinrich Cresspahl getauft. Der Absatz verknüpft die individuelle Geschichte der Familie mit den Veränderungen im Lande. Zum äußeren Anschein wird der Aufforderung des Gutsherren genüge getan – „in Demut nach dem herrschaftlichen Befehl“ –, gleichzeitig nimmt jedoch der Vater von der Tradition und der alten Einflussnahme des Adels Abstand – „in Trotz nach dem Vater“. Das Kind wird fortan nicht bei dem vom Gutsherren geforderten Namen gerufen, sondern bei seinem zweiten, dem von der Familie gewählten Namen. Dies löst die Gutsherrentradition durch eine familiäre Tradition ab.<sup>254</sup> Auch der vom Herren gewünschte Weg des Kindes soll nicht mehr ausschlaggebend sein, eine Abkoppelung vom Adel erreicht werden: Das Kind soll „nicht zu den Pferden“. Bislang berichtet die Erzählinstanz die geschichtlichen Fakten mit der Distanz eines unbeteiligten Historikers und vermittelt die Sicherheit gelernter Daten aus einem Geschichtsbuch. Schon im nächsten Absatz aber, bei der Beschreibung der Großeltern, wird ein Ich – offensichtlich die narrative Instanz – eingeführt, das mit dem Ich zu identifizieren ist und die ersten Sätze des Romanfragments formuliert.

Den alten Cresspahl, seine Berta, geborene Niemann, habe ich versäumt. Von ihnen gibt es nur die Kaligraphie der Amtsschreiber, keinen Brief, keine Fotografie. Sie sind welche, die sprechen nicht mit mir. Hätte ich sie gesucht zur rechten Zeit. (HNJ, 7)

In Anknüpfung an den anfangs verwendeten Satzes „bloß was ich finden konnte“ wird hier durch „habe ich versäumt“ die Lückenhaftigkeit des Forschens in der Familiengeschichte verdeutlicht. Kann Gesine die Lebensgeschichte der Personen anhand von Erzählungen, persönlichen Erfahrungen, Briefen oder Fotografien rekonstruieren, so reichen die Informationen im Falle der Großeltern nicht aus. Es

---

verweigerte oder den Dienst verliess: sie alle bekamen vom Herrn ohne Gerichtsverhandlung Geldstrafen (Abzüge vom Lohn, auch Haft“, HNJ, 8 f.

<sup>254</sup> Vgl. Ebd. S. 177.

fehlt ihr der persönliche Rahmen, die Stimme im Ohr, um sich die Geschichte und die Personen, so wie sie gewesen sein könnten zu denken. Spekulierend nähert sich die Erzählerin dem zu erzählenden Stoff an und auch wenn sie ihre Geschichte durch die ihr zur Verfügung stehenden Bücher zu ermitteln versucht, bleibt es doch ein „vielleicht“. Den Spekulationen über die Lebensverhältnissen der Familie Cresspahl folgen kursiv gesetzte niederdeutsche Kalendersprüche, die im gesamten Text verstreut sind. Wie Norbert Mecklenburg bemerkt hat, kommt ihnen eine tragende Funktion zu: Leitmotivisch durchziehen sie den Text und tragen zu seiner Geschlossenheit bei.<sup>255</sup> Das Ende der ersten Sequenz greift erneut auf historischen Fakten zurück, die in Form eines rhetorischen Katalogs dargestellt werden:

Bekannt ist 1888 als das Dreikaiserjahr. Im September wurde von Warnemünde nach Gjedser ein Telegraphenkabel gelegt, das kostete hunderttausend Mark. In Rostock liess die Aktiengesellschaft für Schiffs- und Maschinenbau [...] ihr hundertstes Schiff vom Stapel laufen. Durch Malchow fuhr seit dreidreiviertel Jahren die Mecklenburgische Südbahn Ludwigslust-Neubrandenburg [...]. Im Februar hatte der Kanzler des Deutschen Reiches, Otto von Bismarck, im Reichstag dargetan: Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt. Wegen der kaiserlichen Wehrvorlage. [...] Lenin war achtzehn Jahre alt, Stalin acht, Franklin Delano Roosevelt sechs, Churchill dreizehn, Einstein neun, Hitler war fällig im nächsten Jahr. [...] (HNJ, 10)

Regionaler Industrialisierungsfortschritt, nationale politische und ökonomische Entwicklungen sowie internationale Anspielungen finden hier verdichtete Erwähnung. Die Geschichte wird zum Substrat für die Erzählung und liefert das Material, aus dem eine Biographie hergestellt werden kann. Mit erlerntem und recherchiertem Wissen, in tabellarischen Aufzählungen politisch-historischer Daten summarisch übermittelt, wird somit der Versuch unternommen, den Vater zu finden. Ein Versuch, der sich „zwischen Annehmen und Behaupten, Sehen und Erfinden, Ermitteln und Erzählen“ bewegt.<sup>256</sup> Darf Gesine „ein Kind in schwarzen, knielangen Hosen, einem zerschlissenen Hemd ohne Bund“ sehen, so wäre Hein-

---

<sup>255</sup> Norbert Mecklenburg: *Nachwort*, in NHI, S. 138 f.

<sup>256</sup> Ebd. S. 124.

richs Bild als Kind mit „uneben geschnittene[n] weisse[n] Haare[n], fest gegen den Boden gestemmte[n] Beine[n]“ bloß erfunden (HNJ, 11). Wenn Leerstellen in Cresspahls Biographie auftauchen, die sich hypothetisch rekonstruieren ließen, eröffnet sich für Gesine das Reich des Wünschens. Wenn allerdings das Wünschen nicht ins Sehen-Können umschlägt, mündet die so rekonstruierte Situation ins schmerzliche Bewusst-werden ihrer untriftigen Realität. „Zwar darf die Tochter wünschen“, dass der sechzehnjährige Heinrich dem Turnerfeuerwehr- und nicht dem Schützenverein von Malchow beigetreten ist, auch will sie das Bild Heinrichs als Fahnschwinger oder bei der Turnfestfahrt hinnehmen, doch lässt sich Heinrich schließlich so nicht erkennen: „Mit dem Wünschen geht es nicht weiter dahin, wo er zu sehen wäre.“ (HNJ, 25). Die Erzählung entwickelt sich somit aus dem Zusammenspiel von behauptetem Wissen – „das Nötigste weiß ich“ (HNJ, 112), tradierten Informationen – „In dieser Zeit lernt Gresspahl Auto zu fahren, das hat Kliefoth mir später mit dem Datum versehen“ (HNJ, 39), notwendiger Realität – „Warum sollte er schon mit zwanzig Jahren sich anders anstellen als nach der Regel? (HNJ, 28)“, möglicher Entwicklung – „Eine Erfindung; eine Möglichkeit“ (HNJ, 55), und gewünschtem Lauf – „So möchte ich denke“ (HNJ, 32).

Wie am Beispiel des ersten „Jahreseintrags“ exemplarisch dargestellt, bieten die politischen Ereignisse die zeitliche Dimension, innerhalb derer sich die Erzählung einer Biographie bewegen muss. Die historische Zeit, biologische Zeit zugleich, beeinflusst notwendigerweise die Entwicklung einer Person, sei sie fiktional oder real, und wenn man den Lebenslauf einer Person rekonstruieren will, darf man diese banale Tatsache nicht aus den Augen verlieren. Sich auf Spurensuche begebend gilt es, zunächst das Material aus „der Kette der Jahre“ zu sammeln, auszuwählen und einzuordnen. Das Resultat, der literarische Text präsentiert sich allerdings nicht als etwas in sich Geschlossenes, sondern als Vorführung der verschiedenen Schritte und als Überlegung über Grenzen und Möglichkeiten des kompositorischen Verfahrens. Hierbei unterscheiden sich JAHRESTAGE und HEUTE NEUNZIG JAHR nicht, auch wenn in einem Roman das Erzählte in Tageseinträgen und im anderen in Jahreseinträgen strukturiert ist. Hier wie dort geht es beim Auslegen der Komposition stets um das Reflektieren über den Wahrheitsgehalt von historischer und fiktionaler Geschichte.

Es konnte gezeigt werden, dass Johnsons Ziel nicht die Verbreitung seiner Version der Wahrheit ist. Und selbst der Versuch, die Authentizität seiner Erzählung durch das Verweben von Fakten mit seiner Fiktion herzustellen, kann nicht unterstellt werden. Vielmehr nimmt der Autor seine Leser mit auf eine Reise in seine Zeit und seine Welt. Er macht den Leser mit der Situation vertraut, erlaubt ihm durch die Vielzahl an Informationen sich gleichsam selbst in dieser Welt zu bewegen, selbst zu erfahren und zu bewerten. Johnson erschafft Strukturen, um die Welt zu erfassen. Dabei verfährt der Autor wie einen Jäger: Beim Versuch einer Rekonstruktion der Vergangenheit, begibt er sich auf die Suche: Er sammelt, wählt aus und ordnet ein. Er generiert ein Archiv von Situationen als Ansammlung von intersubjektiv nachprüfbaren Ereignissen und Fiktionen von Geschehnissen. Er bedient sich einer Methode, die der Geschichtsschreibung und der Rechtswissenschaft seit ehe zugrunde liegt. Zielen diese jedoch auf eine endgültige Version des Gewesenen bzw. auf ein endgültiges Urteil, was das Ausblenden anderer Möglichkeit implizit voraussetzt, so verwendet Uwe Johnson gerade diese Methodik, um die konjekturale Wesenheit jener Wissenschaften zu entlarven, die besiegelte Resultate liefern. Zugleich führt er eine Anzahl anderer Möglichkeiten vor, deren Glaubwürdigkeit und Wahrheitsgehalt jedoch selbst immer wieder in Frage gestellt wird. Man kann durchaus *JAHRESTAGE* und *HEUTE NEUNZIG JAHR* als ein Spiel mit Möglichkeiten von Wahrheit und damit von Geschichte begreifen, in dem „die schwierige Suche nach der Wahrheit“ letztlich dazu führt, dass gar keine absolut geltende Wahrheit zu finden ist, sondern „ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen“ (KSA I, 880 f.), die erzählerisch vorgelegt sind. Die Deutungshoheit bleibt schließlich am Leser haften. Er soll entscheiden, was wahr oder unwahr, möglich oder unmöglich, richtig oder falsch ist. Dies nimmt ein positives, ein selbstbestimmtes und forschendes Menschenbild als Basis: Die Entscheidungen, die jeder einzelne trifft, sollen durch das Sammeln von Informationen, Abwägen und Bewerten abgesichert sein. Ein schwieriges Unterfangen in der heutigen Welt, die vielleicht dieses leichter ermöglicht, der man jedoch einen Informationsüberfluss nachsagt.

# Literatur

## Werke und Schriften

- Johnson, Uwe: *Mutmassungen über Jakob* [1959], Frankfurt am Main 1998.
- Johnson, Uwe: *Das dritte Buch über Achim* [1961], Frankfurt am Main 1973.
- Johnson, Uwe: *Karsch, und andere Prosa* [1964], Frankfurt am Main 1990.
- Johnson, Uwe: *Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl* [1970, 1971, 1973, 1983], Frankfurt am Main 1988.
- Johnson, Uwe: *Berliner Sachen* [1975], Frankfurt am Main 1975.
- Johnson, Uwe: *Begleitumstände. Frankfurter Vorlesungen* [1980], Frankfurt am Main 1980.
- Johnson, Uwe: *Ingrid Babendererde. Reifeprüfung 1953* [1985], Frankfurt am Main 1992.
- Johnson, Uwe: *Versuch, einen Vater zu finden. Marthas Ferien, Text und Tonkassette* [1988], hrsg. von Norbert Mecklenburg, Frankfurt am Main 1988.
- Johnson, Uwe: *Heute Neunzig Jahr* [1996], hrsg. von Norbert Mecklenburg, Frankfurt am Main 1996.
- Johnson, Uwe: *Berliner Stadtbahn (veraltet)* [1961], in Uwe Johnson: *Berliner Sachen*, Frankfurt am Main 1975, S. 7-21.
- Johnson, Uwe: „*Versuch, eine Mentalität zu erklären. Über eine Art DDR-Bürger in der Bundesrepublik Deutschland*“ [1970], in ders.: *Berliner Sachen. Aufsätze*, Frankfurt am Main 1975, S. 52-63.
- Johnson, Uwe: *Vorschläge zur Prüfung eines Romans* [1975], in Eberhard Lämmert et al. (Hg.): *Romantheorie. Dokumentation ihrer Geschichte in Deutschland seit 1880*, Köln 1975, S. 398-403.
- Johnson, Uwe: *Wenn sie mich fragen...* [1975] in Eberhard Fahlke (Hg.): „*Ich überlege mir die Geschichte...*“ *Uwe Johnson im Gespräch*, Frankfurt am Main 1988, S. 51-64.

Johnson, Uwe und Siegfried Unseld: *Der Briefwechsel*, hrsg. von Eberhard Fahlke und Raimund Fellingner, Frankfurt am Main 1999.

Johnson, Uwe und Max Frisch: *Der Briefwechsel 1964-1983*, hrsg. von Eberhard Fahlke, Frankfurt am Main 1999.

Johnson, Uwe: «*Leaving Leipsic next week*» *Briefe an Jochen Ziem / Texte von Jochen Ziem*, hrsg. von Erdmut Wizisla, Berlin 2002.

Johnson, Uwe und Hannah Arendt: *Der Briefwechsel*, hrsg. von Eberhard Fahlke und Thomas Wild, Frankfurt am Main 2004.

Johnson, Uwe und Fritz J. Raddatz: *Der Briefwechsel*, hrsg. von Erdmut Wizisla, Frankfurt am Main 2006.

Johnson, Uwe und Walter Kempowski: *Der Briefwechsel*, hrsg. von Eberhard Fahlke und Gesine Treptow, Berlin 2006.

Johnson, Uwe und Anna und Grünter Grass: *Der Briefwechsel*, hrsg. von Arno Barnet, Frankfurt am Main 2007.

## Gespräche, Reden, Aufsätze

Johnson, Uwe: „*Wie aber anfangen?*“ [1961], in: *Akzente. Zeitschrift für Dichtung*. Nr. 3 1961, S. 207-213.

Johnson, Uwe: *Auskünfte und Abreden zu „Zwei Ansichten“ (Auf Fragen von Mike S. Schoelmann)* [1965], in Eberhard Fahlke (Hg.): „*Ich überlege mir die Geschichte...*“ *Uwe Johnson im Gespräch*, Frankfurt am Main 1988, S. 86-89.

Johnson, Uwe: *Interview von Arnhelm Neusüss* [1961], in Eberhard Fahlke (Hg.): „*Ich überlege mir die Geschichte...*“ *Uwe Johnson im Gespräch*, Frankfurt am Main 1988, S. 184-192, hier S. 189.

Johnson, Uwe: *Einer meiner Lehrer* [1967], in Rainer Gerlach und Matthias Richter (Hg.): *Uwe Johnson*, Frankfurt am Main 1984, S. 22-29.

Johnson, Uwe: *Wie ein Roman entsteht, Interview mit Günter Grass, Peter Bichsel, Gabriele Wohmann und Uwe Johnson* [1972], in *Literarische Werk-*

statt, hrsg. von Gertrud Simmerding und Christof Schmid, München 1972, S. 63-72.

Johnson, Uwe: *Gespräch mit Matthias Prangel* [1974], in Eberhard Fahlke (Hg.): „*Ich überlege mir die Geschichte...*“ *Uwe Johnson im Gespräch*, Frankfurt am Main 1988, S. 263-267.

Johnson, Uwe: *Niederdeutsche Heute. Kenntnisse – Erfahrungen – Meinungen* [1976], in Claus Schuppenhauser (Hg.): *Niederdeutsche Heute. Kenntnisse – Erfahrungen – Meinungen*, Bremen 1976, S. 123.

Johnson, Uwe: *Ich über mich* [1977], in Rainer Gerlach und Matthias Richter (Hg.): *Uwe Johnson*, Frankfurt am Main 1984, S. 16-21.

Johnson, Uwe: „*Gespräch mit Uwe Johnson*“ [1983], Interview mit Jürgen Becker/Rolf Michaelis/Heinrich Vormweg, in Eberhard Fahlke (Hg.): „*Ich überlege mir die Geschichte...*“ *Uwe Johnson im Gespräch*, Frankfurt am Main 1988, S. 300-312.

Johnson, Uwe: *Die Cooperation mit Gesine. Interview von Hans Daiber* [1983], in Michael Bengel (Hg.): *Johnsons Jahrestage*, Frankfurt am Main 1985, S. 129-132.

Johnson, Uwe: *Wie es zu den Jahrestage gekommen ist*, in Eberhard Fahlke (Hg.): „*Ich überlege mir die Geschichte...*“ *Uwe Johnson im Gespräch*, Frankfurt am Main 1988, S. 65-71

Johnson, Uwe: „*Auskünfte für eine Übersetzerin. Zum Briefwechsel zwischen Uwe Johnson und Leila Vennewitz*“, bearbeitet von Eberhard Fahlke und Jeremy Gaines, in Eberhard Fahlke (Hg.): „*Ich überlege mir die Geschichte...*“ *Uwe Johnson im Gespräch*, Frankfurt am Main 1988, S. 315-351.

## Forschungsliteratur

Agamben, Giorgio: *Was von Auschwitz bleibt*, Frankfurt am Main 2003.

Aristoteles: *Poetik*, übers. und hrsg. von Manfred Fuhrmann, Zürich 1982.

- Aristoteles: *Rhetorik*, übersetzt von F. G. Sieveke, München 1995.
- Assmann, Aleida und Dietrich Harth (Hg.): *Mnemosyne. Formen der kulturellen Erinnerung*, Frankfurt am Main 1991.
- Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.
- Auerbach, Erich: *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, Tübingen und Basel 10. Aufl. 2001.
- Auerochs, Bernd: „Alles das brachte die verlorene Zeit nur wieder als einen Gedanken“ *Proustbezüge und Proustkritik in Uwe Johnsons Jahrestage*, in *Germanisch-romanische Monatsschrift* 47 (2007), S. 431-448.
- Auerochs, Bernd: *Erzählte Gesellschaft. Theorie und Praxis des Gesellschaftsromans bei Balzac, Brecht und Uwe Johnson*, München 1994.
- Bachtin, Michail M.: „*The Problem of the Text in Linguistics, Philosophy, and Human Sciences. An Experiment in Philosophical Analysis*“, in ders.: *Speech Genres and Other Late Essays*, Austin, Texas 1986, S. 103-131.
- Bachtin, Michail M.: *Die Ästhetik des Wortes*, hrsg. von Rainer Gröbel, Frankfurt am Main 1979.
- Badewien, Jan und Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hg.): *Mutmaßungen über Uwe Johnson. Heimat als geistige Landschaft*, Karlsruhe 2005.
- Barthes, Roland: „*Der Tod des Autors*“ [1968], dt. von M. Martinez, in Uwe Wirth (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaft*, Frankfurt am Main 2002, S. 104-110.
- Baßler, Moritz: *Die Entdeckung der Textur. Unverständlichkeit in der Kurzprosa der emphatischen Moderne 1910-1916*, Tübingen 1994.
- Baßler, Moritz / Christoph Brecht / Dirk Niefanger / Gotthart Wunberg: *Historismus und literarische Moderne. Mit einem Beitrag von Friedrich Dethlefs*, Tübingen 1996.
- Baßler, Moritz (Hg.): *New Historicism*, Tübingen und Basel 2001.

- Baßler, Moritz: *Der deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten*, München 2002.
- Baßler, Moritz: *Sammeln und Generieren. Aktuelle Archivierungsverfahren in Pop-Literatur und Kulturwissenschaft*, in Reto Sorg, Adrian Mettauer und Wolfgang Proß (Hg.): *Zukunft der Literatur – Literatur der Zukunft. Gegenwartsliteratur und Literaturwissenschaft*, München 2003, S. 155-165.
- Baßler, Moritz: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*, Tübingen 2005
- Baßler, Moritz: *Deutsch-englische Hybridbildungen und die Funktion der Marie in Uwe Johnsons Jahrestage*, in *Johnson-Jahrbuch 12* (2005), hrsg. von Michael Hofmann, S. 103-113.
- Baßler, Moritz: *Was nicht ins Archiv kommt. Zur Analysierbarkeit kultureller Selektion*, Beitrag auf dem 6. Göttinger Workshop zur Literaturtheorie, 13.01.2006, [http://www.simonewinko.de/bassler\\_text.htm](http://www.simonewinko.de/bassler_text.htm) abgerufen am 14.12.2008.
- Baßler, Moritz: „*Ich bin wie ihr*“, in *Literaturen 04* (2008), S. 54-59.
- Bauschinger, Sigrid: „*Mythos Manhattan. Die Faszination einer Stadt*“, in Sigrid Bauschinger, Horst Denkler und Wilfried Malsch (Hg.): *Amerika in der deutschen Literatur. Neue Welt – Nordamerika – USA*, Stuttgart 1975, S. 382-392.
- Bengel, Bengel (Hg.): *Johnsons Jahrestage*, Frankfurt am Main 1985.
- Benjamin, Walter: *Der Erzähler*, in *Gesammelte Werke*, hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schwepphäuser, Bd. II.2, S. 438- 465.
- Benjamin, Walter: *Passagen-Werk*, in *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Rolf Tiedemann, Bd. V.1, Frankfurt am Main 1991.
- Berbig, Roland und Erdmut Wizisla (Hg.): „*Wo ich her bin...*“ *Uwe Johnson in der D.D.R.*, Berlin 1993
- Bloch, Marc: *Apologie der Geschichte oder der Beruf des Historikers*, Stuttgart 1974.

- Blumenberg, Hans: *Arbeit am Mythos*, Frankfurt am Main 1979.
- Bond, Greg: „weil es ein Haus ist, das fährt“ *Rauminszenierungen in Uwe Johnsons Werk*, in *Johnson-Jahrbuch 3* (1996), hrsg. von Ulrich Fries und Holger Helbig, S. 72-96.
- Bond, Greg: „Sie hätten eine verdammt gute Zeit miteinander haben können“, *Erste Eindrücke zu Uwe Johnsons Heute neunzig Jahr*, in *Johnson-Jahrbuch 4* (1997), hrsg. von Ulrich Fries und Holger Helbig, S. 56-71.
- Bond, Greg: *German History and German Identity: Uwe Johnson's Jahrestage*, Amsterdam/Atlanta 1993.
- Bürger, Christa: „Uwe Johnson. Der Erzähler“, in Peter Bürger (Hg.): *Prosa der Moderne*, Frankfurt am Main 1992, S. 353-382.
- Bürger, Peter: *Prosa der Moderne*, Frankfurt am Main 1992.
- Butzer, Günter: *Fehlende Trauer. Verfahren poetischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, München 1998.
- Brüning, Jochen und Eberhard Knobloch (Hg.): *Die mathematischen Wurzeln der Kultur. Mathematische Innovationen und ihre kulturellen Folgen*, München 2005.
- Chilese, Viviana: »Dahin zurück will ich nicht« *Alla ricerca della Heimat in Jahrestage di Uwe Johnson*, in *Annali Online di Ferrara*, Vol II 1 (2007), S. 117-139, abrufbar unter: <http://eprints.unife.it/annali/lettere/2007vol1/chilese.pdf>
- Davis, Liselotte M.: „Diachronie und Synchronie: Das Faulknersche Element im Prolog zu Uwe Johnsons Jahrestage“, in *Internationales Uwe-Johnson-Forum. Beiträge zum Werkverständnis und Materialien zur Rezeptionsgeschichte 3* (1993), hrsg. von Bernd Neumann und Nicolai Riedel, S. 105-120.
- Derrida, Jacques: *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*. Berlin 1997.
- Dogà, Ulisse: *Der Entreimte. Über Paul Celans Spätwerk*, Aachen 2007.
- Durzak, Manfred: *Gespräche über den Roman*, Frankfurt am Main 1976.

- Eco, Umberto: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, München 1985.
- Effe, Bernd: *Epische Objektivität und subjektives Erzählen. „Auktoriale“ Narrativik von Homer bis zum römischen Epos der Flavierzeit*, Trier 2004.
- Elben, Cristian: *„Aufgeschriebene Schrift“ Uwe Johnsons Jahrestage: Erinnern und Erzählen im Zeichen des Trauma*, Göttingen 2002.
- Emmerich, Wolfgang: *Das Generationsparadigma in der DDR-Literaturgeschichte. Die Jahrgänge 1933-1935*, in Franz Huberth (Hg.): *Die DDR im Spiegel ihrer Literatur. Beiträge zu einer historischen Betrachtung der DDR-Literatur*, Berlin 2005, S. 61-80.
- Emmerich, Wolfgang: *Generationen – Archive – Diskurse. Wege zum Verständnis der deutschen Gegenwartsliteratur*, in Fabrizio Cambi (Hg.): *Gedächtnis und Identität. Die deutsche Literatur nach der Vereinigung*, Würzburg 2008, S. 15-29.
- Erbe, Günter: *Schriftsteller in der DDR. Eine soziologische Untersuchung der Herkunft, der Karrierewege und der Selbsteinschätzung der literarischen Intelligenz im Generationenvergleich*, in *Deutschland Archiv* 20 (1987), Heft 11, S. 1162-1179.
- Ernst, Wolfgang: *Im Namen von Geschichte. Sammeln-Speichern-Er/Zählen. Infrastrukturelle Konfiguration des deutschen Gedächtnisses*, München 2003.
- Fahlke, Eberhard (Hg.): *„Ich überlege mir die Geschichte...“ Uwe Johnson im Gespräch*, Frankfurt am Main 1988.
- Fellinger, Raimund (Hg.): *Über Uwe Johnson*, Frankfurt am Main 1992.
- Fischer, Sabine: *Der Prager Frühling als Entwurf: Politische Diskurse in Uwe Johnsons Jahrestage*, in *Internationales Uwe-Johnson-Forum. Beiträge zum Werkverständnis und Materialien zur Rezeptionsgeschichte* 3 (1993), hrsg. von Bernd Neumann und Nicolai Riedel, S. 53-104.
- Fischer-Kania, Sabine: *Geschichte entworfen durch Erzählen. Uwe Johnsons Jahrestage*, Münster 1996.
- Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt am Main 1990.

Fries, Ulrich (Hg.) et. al.: *So noch nicht gezeigt. Uwe Johnson zum Gedenken*, London 2004.

Fries, Ulrich: ‚*Riverside Drive Revisited*‘. Utopische ‚Randmuster‘ gegen die Hoffnungslosigkeit in der Geschichte. Eine allegorische Dimension in Uwe Johnsons „Jahrestagen“, in *Internationales Uwe-Johnson-Forum. Beiträge zum Werkverständnis und Materialien zur Rezeptionsgeschichte 1* (1989), hrsg. von Nicolai Riedel, S. 46-71.

Fries, Ulrich: *Uwe Johnsons „Jahrestage“: Erzählstruktur und politische Subjektivität*, Göttingen 1990.

Frisch, Max: „*Die Schweiz als Heimat?*“ Rede zur Verleihung des Großen Schillerpreises [1974], in ders.: *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge, Bd. VI*, Frankfurt am Main 1974, S. 509-518.

Galli, Matteo: „*Von der Travemündung bis zum Platze Ruzyne. Gesines Korrekturen in Uwe Johnsons Jahrestage*“, in *Johnson-Jahrbuch 12* (2005), hrsg. von Michael Hofmann, S. 115-127.

Gansel, Carsten (Hg.): *Wenigstens in Kenntnis zu leben. Notate zum Werk Uwe Johnsons*, Neubrandenburg 1991.

Gansel, Carsten: *Zwischen Aufbau und Demission der Helden – Uwe Johnson, das Gedächtnis und die DDR*, in Carsten Gansel und Nicolai Riedel (Hg.): *Uwe Johnson zwischen Vormoderne und Postmoderne*, Berlin und New York 1995, S. 31-54.

Gebert, Christian: „*Unitet States of Mecklenburg*“, in Michael Bengel (Hg.): *Johnsons Jahrestage*, Frankfurt am Main 1985, S. 168-176.

Genette, Gérard: *Die Erzählung*, dt. von Andreas Knop, München 1994.

Gerlach, Ingeborg: „*Ich veræt di dat! Zu den Gedankengesprächen in den Jahrestagen*“, in *Johnson-Jahrbuch 7* (2000), hrsg. Ulrich Fries und Holger Helbig, S. 162-196.

Gerlach, Ingeborg: *Auf der Suche nach der verlorenen Identität. Studien zu Uwe Johnsons Jahrestage*, Königstein 1980.

Gerlach, Rainer und Matthias Richter (Hg.): *Uwe Johnson*, Frankfurt am Main 1984.

Ginzburg, Carlo: „*Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst*“, in ders.: *Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis*, Berlin 1983, S. 61-96.

Ginzburg, Carlo: *Der Richter und der Historiker. Überlegungen zum Fall Sofri*, Berlin 1991.

Ginzburg, Carlo: *Die Wahrheit der Geschichte. Rhetorik und Beweis*, Berlin 2001.

Goethe, Johann Wolfgang von: *Dichtung und Wahrheit*, in *Werke, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*, hrsg. von Erich Trunz, Hamburg 1982, Bd. 9.

Gorki, Maxim: *Rede auf dem I. Unionskongreß der Sowjetschriftsteller [1934]*. In: *Marxismus und Literatur*, hrsg. von Fritz J. Raddatz, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt 1969, Bd. I, S. 335-346.

*Greif zur Feder, Kumpel!* Protokoll der Autorenkonferenz des Mitteldeutschen Verlages am 24. April 1954 in Bitterfeld, Halle/Saale 1959.

Greverus, Ina-Maria: *Auf der Suche nach Heimat*, München 1979.

Grothe, Heinz: *Anekdote*, zweite erweiterte Auflage, Stuttgart 1984.

Groys, Boris: *Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie*, München 2000.

Hacker, Hille: *Moralische Identität. Literarische Lebensgeschichten als Medium ethischer Reflexion*, Tübingen 1998.

Hamann, Christof: „*Doppeltes Scheitern. New York und die Erinnerung in Jahrestage*“, in *Johnson-Jahrbuch 9* (2002), hrsg. von Ulrich Fries, Holger Helbig und Irmgard Müller, S. 275-295.

Hamann, Christof: *Grenzen der Metropole. New York in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Wiesbaden 2001.

Hamm, Peter: „*Uwe Johnson, der Schwierige*“, in *Konkret 24* (1970), S. 56.

Haverkamp, Hanselm und Renate Lachmann (Hg.): *Memoria. Vergessen und Erinnern*, München 1993.

Haraway, Donna: „*Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*“, in *Feminist Studies* 14 (1988), S. 575-599.

Helbig et al.: *Johnsons „Jahrestage“ – Der Kommentar*, hrsg. von Holger Helbig, Klaus Kokol, Irmgard Müller, Dietrich Spaeth und Ulrich Fries, Göttingen 1999, und <http://www.ndl.germanistik.phil.uni-erlangen.de/extras/johnkomm>. Abgerufen am 28.01.09.

Helbig, Holger: „*In einem anderen Sinn Geschichte. Erzählen und Historie in Uwe Johnsons Jahrestage*“, in *Johnson-Jahrbuch* 2 (1995), hrsg. von Ulrich Fries und Holger Helbig, S. 117-133.

Helbig, Holger: „*Last and Final. Über das Ende der Jahrestage*, in: *Johnson-Jahrbuch* 3 (1996), hrsg. von Ulrich Fries und Holger Helbig, S. 96-112.

Helbig, Holger: *Beschreibung einer Beschreibung. Untersuchung zu Uwe Johnsons Roman „Das dritte Buch über Achim“*, Göttingen 1996.

Hoersterey, Ingeborg: *Die Erzählsituation als Roman. Uwe Johnsons Jahrestage*, in: *Colloquia Germanica. Internationale Zeitschrift für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft* 16 (1983), hrsg. von Bernd Kratz, S. 12-26.

Hoersterey-Moffet, Ingeborg: *Uwe Johnson „Jahrestage“ . Die Verkomplizierung des Ich-Romans in der Moderne*, Cambridge 1977.

Hofmann, Michael: „*Oralität in der deutschen Epik des zwanzigsten Jahrhunderts: Döblin, Johnson, Özdamar*“, in *Johnson-Jahrbuch* 14 (2007), hrsg. von Michael Hofmann und Mirjam Springer, S. 85-100.

Hofmann, Michael: *Erinnerung und Gedächtnis, Korrespondenz und Allegorie. Walter Benjamins Poetik der Moderne und Uwe Johnsons „Jahrestage“*, in *Zeitschrift für deutsche Philologie (ZfdPh)* hrsg. von Werner Besch, Norbert Oellers, Ursula Peters, Hartmut Steinecke und Helmut Tervooren, Band 116, Zweites Heft 1997, S.272-293.

Hofmann, Michael: *Uwe Johnson*, Stuttgart 2001.

- Homer: *Ilias*, deutsche Übers. Von W. Schadewaldt, Frankfurt am Main 1976.
- Homer: *Odyssee*, deutsche Übers. von A. Weiher, München 1955.
- Horzen, Deborah L.: „*Fitting the News to the Novel. Uwe Johnson's Use of The New York Times in Jahrestage*“, in: *Johnson-Jahrbuch* 6 (1999), hrsg. von Ulrich Fries und Holger Helbig, S. 183-207.
- Jäger, Andrea: „*Das Reich der Notwendigkeit. Die Gründerzeitliteratur der DDR arbeitet am Mythos Arbeit*“, in *Deutsche Gründungsmythen*, hrsg. von Matteo Galli und Heinz-Peter Preußner, *Jahrbuch Literatur und Politik* Bd. 2, Heidelberg 2008, S. 157-168.
- Jahn, Kristin: „*Vertell, vertell. Du lüchst so schön.*“ *Uwe Johnsons Poetik zwischen Anspruch und Wirklichkeit*, Heidelberg 2006.
- Kaiser, Alfons: *Für die Geschichte. Medien in Uwe Johnsons Romanen*, S. Ingbert 1995.
- Kaiser, Joachim: „*Für wenn wir tot sind*“ in *Süddeutsche Zeitung* 12.10.1983, wieder abgedruckt in Michael Bengel (Hg.): *Johnsons Jahrestage*, Frankfurt am Main 1985, S. 168-176.
- Kim, Yeon-Soo: *Modalität als Kategorie des modernen Erzählens. Uwe Johnsons Jahrestage im Diskursfeld zwischen Fiktion und Historie*, Münster 2005.
- Kleines Adressbuch für Jerichow und New York. Ein Register zu Uwe Johnsons Roman „Jahrestage“*, hrsg. von Rolf Michaelis, Frankfurt am Main 1983.
- Kolleseck, Reinhard und Wolf-Dieter Stempel (Hg.): *Geschichte - Ereignisse und Erzählung*, München 1973.
- Krätzer, Anita: *Studien zum Amerikabild in der Neueren Deutschen Literatur. Max Frisch - Uwe Johnson - Hans Magnus Enzensberger und das Kursbuch*, Bern 1982,
- Krellner, Ulrich: „*Was ich im Gedächtnis ertrage*“. *Untersuchungen zum Erinnerungskonzept von Uwe Johnsons Erzählwerk*, Würzburg 2003.
- Krischer, T.: *Formale Konvention der homerischen Epik*, München 1971.

Kristeva, Julia: „Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman“ [1967], in Jens Ihwe (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektive*, Bd. 3, Frankfurt 1972, S. 345-375.

Lee Baker, Gary: „Auntie Times and Elira's Tears: The Montage Effect in Uwe Johnson's *Jahrestage* and Christa Wolf's *Kindheitsmuster*“, in *Internationales Uwe-Johnson-Forum. Beiträge zum Werkverständnis und Materialien zur Rezeptionsgeschichte* 3 (1993), hrsg. von Bernd Neumann und Nicolai Riedel, S. 121-138.

Lennox, Sara: „History in Uwe Johnson's *Jahrestage*“, in: *Internationales Uwe-Johnson-Forum. Beiträge zum Werkverständnis und Materialien zur Rezeptionsgeschichte. Band 1* (1989), hrsg. von Nicolai Riedel, S. 72-95.

Leuchtenberger, Katja: „Wer erzählt muss an alles denken“. *Erzählstrukturen und Strategien der Leserlenkung in den frühen Romanen Uwe Johnsons*, Göttingen 2003.

Lukács, Georg: „Erzählen oder Beschreiben“ [1936], in Georg Lukács *Werke*, Bd. 4: *Probleme des Realismus I – Essays über Realismus*, Neuwied und Berlin 1971, S. 197-242.

Lukács, Georg: *Die klassische Form des historischen Romans*, in: *Sinn und Form* Nr. 3 Berlin 1954, S. 329-593.

Mainberger, Sabine: *Die Kunst des Aufzählens. Elemente zu einer Poetik des Enumerativen*, Berlin / New York 2003.

Mannheim, Karl: *Das Problem der Generationen* [1928], in ders.: *Aufsätze zur Wissenssoziologie*, hrsg. von K.H. Wolff, Darmstadt/Neuwied 1964, S. 509-565.

Marx, Karl: *Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei*, in ders.: *Kritik des Gothaer Programms*, Berlin 1972.

Mayer, Hans: *Ein Deutscher auf Widerruf*, Frankfurt am Main 1984, Bd. 2.

Mecklenburg, Norbert: *Erzählte Provinz. Regionalismus und Moderne im Roman*, Königstein 1982.

Mecklenburg, Norbert: *Die grünen Inseln. Zur Kritik des literarischen Heimatkomplexes*, München 1986.

Mecklenburg, Norbert: *Ein Junge aus dem ‚Dreikaiserjahr‘. Uwe Johnson als Historiker*. (Zur postum veröffentlichten Erzählung *Versuch, einen Vater zu finden*) in *Internationales Uwe-Johnson-Forum. Beiträge zum Werkverständnis und Materialien zur Rezeptionsgeschichte*, 1 (1989), hrsg. von Nicolai Riedel, S. 96-113.

Mecklenburg, Norbert: „*Ein Land, das ferne leuchtet.*“ *Uwe Johnsons Heimatkonzept im Früh- und Spätwerk*, in Raimund Fellingner (Hg.): *Über Uwe Johnson*, Frankfurt am Main 1992, S. 334-363.

Mecklenburg, Norbert: *Nachwort*, in *Uwe Johnson Heute neunzig Jahr*, aus dem Nachlass herausgegeben von Norbert Mecklenburg, Frankfurt am Main 1996 S. 129-142.

Mecklenburg, Norbert: *Editorische Hinweise*, in *Uwe Johnson: Heute neunzig Jahr*, aus dem Nachlass herausgegeben von Norbert Mecklenburg, Frankfurt am Main 1996 S. 143-146.

Mecklenburg, Norbert: *Zur gemeinsamen Entstehung von Heute neunzig Jahr und Jahrestage. Eine philologische Studie*, in *Uwe Johnson: Heute neunzig Jahr*, aus dem Nachlass herausgegeben von Norbert Mecklenburg, Frankfurt am Main 1996 S. 147-193.

Mecklenburg, Norbert: *Cressphal – Zeittafel*, in *Uwe Johnson: Heute neunzig Jahr*, aus dem Nachlass herausgegeben von Norbert Mecklenburg, Frankfurt am Main 1996 S. 194-204.

Mecklenburg, Norbert: *Die Erzählkunst Uwe Johnsons. Jahrestage und andere Prosa*, Frankfurt am Main 1997.

Mecklenburg, Norbert: *Nachbarschaften mit Unterschieden. Studien zu Uwe Johnson*, München 2004.

Michel, Karl Markus: „*Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten*“, in *Kursbuch 41* (1975), S. 1-40.

Neumann, Bernd: *Uwe Johnsons „Mutmaßungen über Jakob“: die „nicht-aristotelische“ Gestaltung einer konkreten Utopie*, in Manfred Brauneck (Hg.): *Der deutsche Roman im 20. Jahrhundert*, Bamberg 1976, Band II, S. 118-144.

Neumann, Bernd: *Utopie und Mimesis. Zum Verhältnis von Ästhetik, Gesellschaftsphilosophie und Politik in den Romanen Uwe Johnsons*, Kronberg/Ts. 1978.

Neumann, Bernd (Hg.): *Uwe Johnson: „Entwöhnung von einem Arbeitsplatz“*, Frankfurt am Main 1992.

Neumann, Bernd (Hg.): *Uwe Johnson: „Wo ist der Erzähler auffindbar?“* Frankfurt am Main 1992.

Neumann, Bernd: *Leipzig, oder: die Schule der Modernität. Uwe Johnson und William Faulkner*, in Roland Berbig und Erdmut Wizisla (Hg.): *„Wo ich her bin...“ Uwe Johnson in der D.D.R.*, Berlin 1993, S. 177-216.

Neumann, Bernd: *Uwe Johnson*, Hamburg 1996.

Neumann, Uwe (Hg.): *Johnson-Jahre. Zeugnisse aus sechs Jahrzehnten*, Frankfurt am Main 2007.

Nietzsche, Friedrich: *Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*, in ders. *Kritische Studienausgabe*, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin / New York 1988.

Osterle, Heinz D.: *Todesgedanken? Gespräch mit Uwe Johnson über die „Jahrestage“*, in *Internationales Uwe-Johnson-Forum. Beiträge zum Werkverständnis und Materialien zur Rezeptionsgeschichte 1* (1989), hrsg. von Nicolai Riedel, S. 137-167.

Paefgen, Elisabeth K.: *Was für ein Erzähler?! Uwe Johnsons ‚Mutmassungen über Jakob‘ - (film-)narratologisch unter die Lupe genommen* in: *Johnson-Jahrbuch 13* (2006), hrsg. von Michael Hofmann, S. 103-125.

Parnes, Ohad / Ulrike Vedder / Stefan Willer: *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*, Frankfurt am Main 2008.

- Plocher, Isabel: „Wenigstens mit Kenntnis zu leben“ *Der Mediendiskurs in Uwe Johnsons „Jahrestage“ am Beispiel der „New York Times“*, Würzburg 2004.
- Pokay, Peter: „Utopische Heimat. Uwe Johnsons Jahrestage“, in *Studia Germanica Posnaniensia* 10 (1982), S. 51-76.
- Pokay, Peter: *Vergangenheit und Gegenwart in Uwe Johnsons „Jahrestage“*, Salzburg 1983.
- Pokay, Peter: „Die Erzählsituation der Jahrestage“, in Michael Bengel (Hg.): *Johnsons Jahrestage*, Frankfurt am Main 1984, S. 282-302.
- Pott, Hans-Georg: *Der neue Heimatroman? Zum Konzept Heimat in der neueren Literatur*, in ders. (Hg.): *Literatur und Provinz. Das Konzept Heimat in der neuen Literatur*, Paderborn 1986, S. 7-21.
- Radtke, Martina: *Überlegungen zum Begriff Erinnerung in Uwe Johnsons „Jahrestage“*, in *Internationales Uwe-Johnson-Forum. Beiträge zum Verständnis und Materielien zur Rezeptionsgeschichte* 4 (1996), hrsg. von Carsten Gansel, Bernd Neumann und Nicolai Riedel, S.111-124.
- Regazzoni, Lisa: «*Di tutte io non posso narrare...*» *Della Selezione e dell'oblio come sanzioni estetiche*, in *Discipline Filosofiche* II (2003), S. 177-213.
- Regazzoni, Lisa: *Selektion und Katalog. Zur Konstruktion der Vergangenheit bei Homer, Dante und Primo Levi*, München 2008.
- Ricoeur, Paul: *Zeit und Erzählung. Zeit und historische Erzählung*, Bd. I, München 1988.
- Riordan, Colin: „Die Fähigkeit zu trauern'. Die ‚Toten‘ und die Vergangenheit in Uwe Johnsons Jahrestage“, in Carsten Gansel (Hg.): *Wenigstens in Kenntnis zu leben. Notate zum Werk Uwe Johnsons*, Neubrandenburg 1991, S. 62-76.
- Riordan, Colin: „»Die Unentbehrlichkeit der Landschaft« Natur und Repräsentation in Johnsons Jahrestage“, in *Johnson-Jahrbuch* 12 (2005), hrsg. von Michael Hofmann, S. 67-77.

- Riordan, Colin: *The Ethics of Narration. Uwe Johnson's Novels from „Ingrid Babendererde“ to „Jahrestage“*, London 1989.
- Rüther, Günther: *„Greif zur Feder, Kumpel“ Schriftsteller, Literatur und Politik in der DDR 1949-1990*, 2. überarbeitete Auflage, Düsseldorf 1992.
- Schäfer, Rudolf: *Die Anekdote. Theorie-Analyse-Didaktik*, München 1982.
- Scheuermann, Barbara: *Zur Funktion des Niederdeutschen im Werk Uwe Johnsons*, Göttingen 1998.
- Schmidt, Thomas: *Der Kalender und die Folgen. Uwe Johnsons Roman „Jahrestage“. Ein Beitrag zum Problem des kollektiven Gedächtnis*, Göttingen 2000.
- Schmitz, Peter Martin: *Studien zum Heimat-Konzept in Uwe Johnsons Roman Jahrestage*, Bologna 2004.
- Scholl, Joachim: *In der Gemeinschaft des Erzählers. Studien zur Restituierung des Epischen im deutschen Gegenwartsroman (=Beiträge zu neueren Literaturgeschichte, dritte Folge, Bd. 105)*, Heidelberg 1990.
- Simon, Annette: *„Antifaschismus als Loyalitätsfalle“*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 1. Februar 1992, S. 73.
- Sorg, Reto / Adrian Mettauer / Wolfgang Proß (Hg.): *Gegenwartsliteratur und Literaturwissenschaft*, München 2003.
- Storz-Sahl, Sigrun: *Erinnerung und Erfahrung. Geschichtsphilosophie und ästhetische Erfahrungen in Uwe Johnsons Jahrestagen*, Frankfurt am Main 1988.
- Unsel, Siegfried und Eberhard Fahlke: *Uwe Johnson: Für wenn ich tot bin*, Frankfurt am Main 1991.
- Johnson, Uwe: *Berliner Sachen*, Frankfurt am Main 1975.
- Weber, Volker: *Anekdote. Die andere Geschichte*, Tübingen 1993.
- Wegenast, Margarethe: *„Wer erzählt hier eigentlich...? Zur fiktiven Vertrags-situation in Uwe Johnsons Jahrestage“*, in *Zeitschrift für Germanistik* 4/1994, S. 45-65.

Wilde, Matthias: *Analyse der Erzählstruktur von Uwe Johnsons Jahrestage*, Berlin 2003.

Wilde, Matthias: *Die Moderne beobachtet sich selbst. Eine erzählanalytische Untersuchung zu Uwe Johnsons „Jahrestage“, seinem Fragment „Heute Neunzig Jahr“ und zu Rober Musils „Der Mann ohne Eigenschaft“*, Diss. vorgelegt an der Univerität Bremen, 20. Februar 2007.

Wittchow, Frank: *Exemplarisches Erzählen bei Ammianus Marcellinus. Episode, Exemplum, Anekdote*, Leipzig 2001.

Zeuch, Ulrike: *Gibt es ein Drittes neben fakturalem Erzählen und Fiktion? Zum Problem der Wahrheit der Literatur am Beispiel von Uwe Johnsons Jahrestagen*, in *Euphorion* Nr. 102 (2008), S. 107-127.

Zimmer, Dieter E.: *„Eine Bewußtseinsinventur. Das Gespräch mit dem Autor Uwe Johnson“*, in Michael Bengel (Hg.): *Johnsons Jahrestage*, Frankfurt am Main 1985, S. 99-105.

## Selbstständigkeitserklärung

Ich erkläre an Eides Statt, dass die hier vorliegende Arbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebene Hilfsmittel bei der Abfassung der Dissertation nicht verwendet und alle wörtlich oder inhaltlich übernommenen Stellen als solche gekennzeichnet habe.

Ferrara, den 18. März 2009

Viviana Chilese